

Ein guter Tag für Julian Assange, ein schlechter für die freie Presse

Nummer 26 – 27. Juni 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



Frankreich, Perle Europas

Warum meine zweite Heimat alles überragt.

Peter Rothenbühler

Schafft die «Rundschau» ab

Die Prestige-Sendung des Staatsfernsehens manipuliert. *Kurt W. Zimmermann*

Hausgemachte Katastrophe im Misox?

Grüne Renaturierungen verwandeln gebändigte Flüsse
in reissende Ströme. *Christoph Mörgeli*

Giorgio Armani
Seine Anzüge sind
zärtlich wie eine
Umarmung

4 194407 007406 26



PATEK PHILIPPE GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM
NIE GANZ ALLEIN. MAN ERFREUT SICH
EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER
EIGENTLICH BEWAHRT MAN SIE SCHON
FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.



EIN FILM ÜBER EINE GEMEINSAME LEIDENSCHAFT.
INSPIRIERT VON EINER WAHREN GESCHICHTE.

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

FILM ANSEHEN



Europas Krise, Schweizer Weg

Die Europäische Union wankt über einem Sumpf von Schulden. Die politische Marschrichtung ist alles andere als gewiss. Bei den «Europawahlen» legten die Rechten leicht zu. Die Grünen kassierten einen Dämpfer. Düstere Konjunkturaussichten trüben die Laune. Wachstum verspricht nur das allgemeine Unbehagen. Viele Europäer, darunter wir Schweizer, bekommen beim Wort «EU» ein mulmiges Gefühl.

Hierzulande verfolgt man schon lange misstrauisch, was der Politiker und Unternehmer Christoph Blocher einst eine «intellektuelle Fehlkonstruktion» nannte. In der EU seien alle für alles verantwortlich und niemand für etwas. Die gleiche Währung für unterschiedliche Volkswirtschaften, eine Migrationspolitik der offenen Grenzen zulasten der EU-Grenzstaaten: Die EU sei gutgemeint, aber untauglich in der Wirklichkeit.

Ist die EU weniger als die Summe ihrer Mitgliedstaaten? Das scheint sich im Ukraine-Krieg auch geopolitisch zu bestätigen, nicht nur wirtschaftlich. Europa wirkt in diesem Konflikt seltsam körperlos, ohne eigenen Schwerpunkt, wie ein Erfüllungsgehilfe amerikanischer Interessen. Die meisten jetzt noch amtierenden Regierungen fördern die Konfrontation gegen Russland. Auch dagegen regt sich Widerstand von unten.

In den Politzentralen der EU verbreitet sich Panik, zum Teil Verzweiflung. Das lässt sich auch daran ermessen, dass in Deutschland, dem wichtigsten EU-Land, immer mehr Massnahmen zur Disziplinierung und Bestrafung von Kritikern ergriffen werden. Anstatt die Einwände und die dahintersteckenden Sorgen und Nöte vieler Bürger ernst zu nehmen, setzt die Ampelkoalition, selber in den Seilen hängend, auf Repression.

Das wichtigste Organ der Regierung im Kampf gegen Oppositionelle ist der Verfassungsschutz. Entstanden als Schutzinstrument der Demokratie aus der Erfahrung der Weimarer Republik, droht die Behörde sich unter ihrem Chef Thomas Haldenwang zum Staat im Staate auszuwachsen, zu einer Art Wächterrat, einer modernen Inquisition, deren Werkzeuge nun schon gegen unerwünschte Meinungen greifen.

Ich bin überzeugt: All diese Versuche, die Freiheit im Namen einer von den Staatsorganen geradezu gelenkten «Demokratie» zu gängeln, werden fehlschlagen. Sie sind kontraproduktiv, denn die Leute merken längst, dass etwas nicht mehr stimmt. Allzu oft ist eben dort, wo «Demokratie» draufsteht, keine Demokratie mehr drin. Die Wähler werden dies den Regierenden immer deutlicher vor Augen führen.

Als Schweizer aber sollten wir das alles genau anschauen. Es steht uns nicht zu, den EU-Staaten Ratschläge zu geben oder Befehle zu erteilen. Wir sind aber auch nicht verpflichtet, jeden Unsinn mitzumachen, nur weil ihn uns das Ausland aufdrängt. Es ist kein Geheimnis, obwohl es in Bern ungern ausgesprochen wird, dass vor allem Brüssel eine engere institutionelle Anbindung an ihr Gebilde wünscht.

Wie gefährlich dies wäre, zeigt ein Blick über die Landesgrenzen. Die EU hatte immer schon Probleme mit der schweizerischen Unabhängig-

Bei uns sind Freiheit, Demokratie und Nationalismus eine gelungene Verbindung eingegangen.

keit, zuletzt vor allem in Migrations-, Steuer- und Sozialfragen. Durch den Ukraine-Krieg haben sich die Gegensätze noch verschärft. Die EU tritt fordernder, gebieterischer, kriegerischer auf. Eine neutrale Schweiz wäre in einem solchen Verbund komplett undenkbar.

Brüssels Toleranz gegenüber renitenten Mitglieds- oder Anrainerstaaten lässt merklich nach. Ein neuer Befehlston zieht in den Regierungszentralen ein, verkörpert durch die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock, die sich berufen fühlt, auf ihren Weltreisen anderen Ländern den Tarif durchzugeben. Als Vertreterin der «Wertegemeinschaft» glaubt sie sich dazu berechtigt.

Bemerkenswert ist, wie trickreich die EU sich inzwischen über die eigenen Regeln hinwegsetzt. Macht vor Recht, lautet die Devise. Gemäss EU-Satzungen gilt bei wichtigen Entscheidungen die Einstimmigkeitsregel. Ungarn blockiert aktuell ein paar Milliarden Euro Ukraine-Hilfe. Findige EU-Juristen haben

einen Schleichweg entdeckt, um Ungarn auszubremsen. Manche Medien bejubeln den neuen Autokratenstil.

In vielen EU-Staaten wird die Luft für Minderheiten dünner. Das merken vor allem jene, die den Krieg in der Ukraine isolieren und beenden, nicht internationalisieren wollen. Gut möglich, dass der jüngste Wahlruck in dieser Frage etwas verändern wird. Doch auch einige der neuen Rechtsparteien wirken vertraut vollmundig, aufgeblasen, opportunistisch, machtvessens-unschweizerisch auf jeden Fall.

Die EU ist auf der Idee gebaut, den Nationalstaat, eine europäische Erfindung, abzulösen. Dieses Experiment ist vorerst gescheitert. Deshalb schlägt das Nationale jetzt so laut zurück und manchmal auch bedrohlich. Was lange unterdrückt, unter dem Deckel gehalten wird, bricht sich machtvoll Bahn. Irgendwann kommt dann wieder ein neues Gleichgewicht, doch davon ist die EU im Moment noch weit entfernt.

Wir Schweizer tun gut daran, uns von diesen Gärungsprozessen fernzuhalten. Zur Überheblichkeit haben wir keinen Grund. Wir sind einfach etwas anders durch die Geschichte gekommen, haben andere Lernerfahrungen gemacht, andere Überlebenstechniken entwickelt. An guten Beziehungen mit der EU besteht jedes Interesse. Doch das Risiko einer institutionellen Anketzung sollten wir vermeiden.

Die Schweiz ist ein nationaler, demokratischer Rechtsstaat. Anders als in Deutschland, Frankreich, Österreich oder Italien sind bei uns Freiheit, Demokratie und Nationalismus im 19. Jahrhundert eine gelungene Verbindung eingegangen. Unseren Nachbarländern war das nicht vergönnt. Wege und Sonderwege prägen. Darauf einbilden dürfen wir uns nichts. Dafür entschuldigen sollten wir uns noch weniger.

Die Welt von heute wird von mächtigen Vielvölker-Nationalstaaten bestimmt, von den Vereinigten Staaten, China, Russland oder Indien. Auf dem Pannestreifen schleudert dagegen das «supranationale» EU-Modell. Selbst in Europa wenden sich manche Länder davon ab. In ungewissen, konfliktreichen Zeiten muss man, so gut es geht, beim Bewährten bleiben. Die Schweiz sollte ihre Unabhängigkeit verteidigen. R. K.

Ein Heft für Frankreich, die Genialität des Giorgio Armani, Freiheits-Punk Javier Milei, westliche Spionage in der Schweiz

Am Sonntag wählt Frankreich ein neues Parlament. Wir nehmen die Zäsur zum Anlass, unserem Nachbarland ein Heft zu widmen. Unser Kolumnist Peter Rothenbühler, schweizerisch-französischer Doppelbürger, legt sich fest: «Meine zweite Heimat überragt alles.» Skeptischer blickt unser Frankreich-Korrespondent Jürg Altwegg dieser Tage auf die Grande Nation. Am Beispiel der Kaderschmiede Sciences Po schildert er den Verfall der französischen Elite und sieht darin eine Chiffre für den Zustand des Landes. Mit melancholischer Heiterkeit beschreibt unser Berichterstatte der Seele Michael Bahnerth seine prägenden Erlebnisse mit der Côte d'Azur. Weinhändler Max Gerstl geht der grossen Frage auf den Grund: Bordeaux oder Burgund? Diese und viele andere Expeditionen in Gottes Garten: **Seiten 16, 26, 32, 33, 40, 50, 61**

Manchmal ist es nicht ungefährlich, italienische Mode zu tragen. Jedenfalls war das so, als unser freier Reporter ein junger Mann in Bern war, in den frühen 1980er Jahren. Er trat an einem Sonntagnachmittag ins angesagteste Tanzlokal der Stadt, das «Babalu», wo schon Daypartys gefeiert wurden. Zu diesem Anlass hatte er sich feingemacht – und den frisch gekauften Giorgio-Armani-Blouson angezogen. Doch statt Beifall der Mädchen gab's eine Drohung vom Chef der gefürchteten Jungenbande: «Du trägst die gleiche Jacke wie der Chef», teilte ihm ein Rangniedriger mit, «zieh sie aus, oder



Expeditionen in Gottes Garten.

hau ab.» Unser Autor behielt das schöne Modell an (und wählte Option zwei). Seiner Liebe zu italienischem Stil und seinem Interesse für die Erschaffer der edlen Teile konnte der Zwischenfall nichts anhaben. Mark van Huisselings Würdigung des Designers des Stücks des Anstosses anlässlich dessen 90. Geburtstags lesen Sie ab **Seite 28**.

Während an den Hamburger Landungsbrücken Hunderte gegen den demokratisch gewählten argentinischen Präsidenten protestierten, nahm Javier Milei im bis auf den letzten Platz besetzten Kongresssaal des Hotels «Hafen» den renommierten Hayek-Preis entgegen. Der weltweit erste libertäre Regierungschef, der sich auf die Ökonomen der «Österreichischen Schule» beruft, nutzte die Gelegenheit für einen Vortrag über die freiheitlichen westlichen Werte, der vom deutschen Publikum mit Begeisterung aufgenommen wurde. Unser Südamerika-Korrespondent Alex Baur war mit vor Ort. Exklusiv für die *Weltwoche* erklärt Baur den kometenhaften Aufstieg des Wirtschaftsprominenten aus Buenos Aires zur Führungsfigur einer globalen Bewegung. **Seite 44**

Der Schweizer Geheimdienst warnt pausenlos vor russischer Spionage. Eine Recherche der *Weltwoche* zeigt: Die wirklichen Gefahren gehen von den USA und Israel aus. Umso fataler: Die Schweiz vertraut im Finanz- und Verteidigungssektor blind auf Firmen dieser Länder, die aufs Engste mit Geheimdiensten verbandelt sind. In Bern herrscht eine Naivität, die ihresgleichen sucht. In den höchsten Aufsichtsbehörden des Landes sitzen zahlreiche Bürger aus dem EU-Raum mit Zugang zu heiklen Informationen. Das könnte sich dereinst rächen. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



KOBLEK ZUG

GOLDSCHMIED & UHRMACHER
SEIT 1996

FINEST GEMSTONES
FINEST JEWELRY ART
FINEST WATCH ART

**Global market leader in
traceable diamonds**
#minetocustomer



Rigistrasse 4, CH-6300 Zug
info@goldschmied-uhrmacher.ch
www.goldschmied-uhrmacher.ch
Telefon: 041 88 500 88

Öffnungszeiten:
Mo 08.00 – 13.00
Di – Fr 08.00 – 18.30
Sa 10.00 – 16.00



Himmel hilf: Italiens Fussballer, S. 42



Ich bin schön, du bist es auch: Taylor Swift, S. 34



Sexrealistischer Feminismus: Riley Gaines, S. 23

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Gut für Assange, schlecht für die Pressefreiheit
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Melanie Winiger
- 10 Bern Bundeshaus
Potemkinsche Dörfer
- 12 Priska Seiler Graf Genossin mit Chuzpe
- 12 Wandelhalle
- 15 Weisheit des Herzens
Märchenloser Sommer
- 16 Peter Rothenbühler
Frankreich, Perle Europas
- 18 Mörgeli
Neben den Fussballschuhen
- 18 Deutschland Sind sie zu stark, bist du zu schwach
- 19 Peter Bodenmann
Zermatt unter Wasser setzen
- 20 Hausgemachte Katastrophen
Was kostet uns die grüne Ideologie?
- 22 Asyl Zahlenchaos im Migrationsamt
- 23 Riley Gaines Das Lamm schweigt nicht
- 24 Der letzte Coup von Hauser-Süess
Wird Martin Candinas Bundesrat?
- 26 Auf dem Marsfeld begann die Moderne
Der Eiffelturm entsetzte Geistesgrössen
- 27 Kurt W. Zimmermann
Schiebung bei der «Rundschau»
- 28 Zärtlich wie eine Umarmung
Giorgio Armani wird neunzig
- 32 Drogen im Champagner
Skandale an der Sciences Po
- 33 Max Gerstl Bordeaux oder Burgund?

- 34 Taylor Swift
Ich bin eine Milliardärin wie du
- 35 Eklat unter Schweizer Diplomaten
Huldigungszeremonie für Cassis
- 36 Fjodor Lukjanow Frieden ist möglich
- 37 Christoph Blocher
Verlernen wir das Denken?
- 38 Reiner Eichenberger
Wohnraumpolitik in der Falle
- 39 Zuwanderung «Stimmung gegen die SVP»
- 40 Michael Bahnerth
Seelenheimat Côte d'Azur
- 42 Italiens täuschende Lust am Untergang
Was am Samstag auf die Schweizer lauert
- 43 Anabel Schunke Guter Rassismus
- 44 Javier Milei Letzter Punk der Freiheit
- 47 Recht und Ordnung
Diebe holen ihre Beute am Schalter ab
- 48 Schöne neue Welt Hybride Kriegsführung
- 49 Hitzehölle Rimini
Ideales Klima als Inferno
- 50 Christophe Büchi
Die Geheimnisse der Fünften Republik
- 52 Helvetische Spionage-Schizophrenie
Blindes Vertrauen in den Westen
- 55 Tamara Wernli
Hausfrau zu sein ist jetzt problematisch?
- 58 Leserbrief
- 59 Nachrufe Donald Sutherland, Kurt Meier
- 60 Beat Gygi Staatsabbau durch die Juso

LITERATUR: ALEXANDRE DUMAS

- 61 Der glücklichste Schriftsteller
Wie der Autor unsterblicher Romane über das Unglück triumphierte

LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 «Ich liebe dieses Land»
Lavie Tidhars Israel-Roman
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 Schrecken und Freuden
Bärfuss' «Welttheater» in Einsiedeln
- 76 Fernsehen
- 76 Kunst Zürichs konkrete Avantgarde
- 77 Songs für die Ewigkeit
The Clash «London Calling»
- 78 Film «The Bikeriders»
- 79 Serie «The Rookie»
- 79 Jazz Pago Libre & Sooon
- 81 Unterwegs Der schöne Untote

LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Klimaforscherprobleme
- 86 Bei den Leuten
Stimmungsvolles Volksfest
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Der Sinn des Lebens
Marcel Dettling, SVP-Parteipräsident

Streitgespräch

Putins Krieg, Amerikas Macht und die Schweizer Neutralität



Markus Somm
«Nebelspalter»



Roger Köppel
«Die Weltwoche»

Jetzt
anmelden!

Moderation: Matthias Ackeret

Dienstag, 9. Juli 2024

Ort: Hotel Marriott
Neumühlequai 42, Zürich

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Eintritt: CHF 25.–

Sichern Sie sich jetzt Ihr Ticket:
www.weltwoche.ch/streitgesprach

Alle sind herzlich willkommen!

NEBELSPALTER

DIE  **WELTWOCH**

Gut für Julian Assange, schlecht für die Pressefreiheit

Der Wikileaks-Gründer ist endlich frei. Statt die Anklage fallenzulassen, torpedieren die USA mit dem Schuldeingeständnis-Deal die Pressefreiheit.

Daniel Ryser

Julian Assange hat London am Montag in einem Flugzeug verlassen. Vor einem US-Gericht auf den Marianeninseln im Westpazifik soll sich der 52-Jährige in einem Punkt schuldig bekennen, gegen das US-Spionagesgesetz verstossen zu haben.

Aus Sicht der Pressefreiheit ist der Deal eine Niederlage: Die USA hätten die Anklage fallenlassen müssen. Aber Assange ist immerhin frei, und der drohende Totalschaden für die Pressefreiheit, eine Auslieferung und Verurteilung Assanges in den USA, konnte durch den Deal abgewendet werden. Das sind gute Nachrichten.

Schliesslich hat sich das Ende der über zehn Jahre dauernden Verfolgung des Wikileaks-Publizisten so abgespielt, wie Edward-Snowden-Anwalt Ben Wizner es im Mai im *Weltwoche*-Interview prophezeit hatte: Julian Assange habe inzwischen fast fünf Jahre

Möglichkeit, dass sich Assange wegen geringfügiger Delikte schuldig bekennt, im Gegenzug für ein One-Way-Ticket nach Australien.»

Das passiert nun: Der Deal bringt dem gesundheitlich angeschlagenen Assange die Freiheit. Die USA bewahrt er davor, Assange bedingungslos laufenlassen zu müssen und dadurch das Gesicht zu verlieren.

Gang durch die Hölle

Denn diese Anklage wollte die Obama-Administration nie. Die Obama-Leute nannten es das «New York Times-Problem», oder in Wizners Worten: «Obamas Juristen kamen zum Schluss, dass es eigentlich unmöglich ist, das, was man Assange vorwirft, von dem zu unterscheiden, was die *New York Times* täglich tut.»

Dann wurde Donald Trump Präsident, und dieser interessierte sich nicht für Grundsätze der Pressefreiheit. 2019 klagte ein Bundesgericht in Virginia den Australier in über einem Dutzend Punkten an, sich illegal geheime Informationen über Amerikas Kriege in Afghanistan und im Irak beschafft und auf der Wikileaks-Website verbreitet zu haben.

Die anstehenden Präsidentschaftswahlen setzten die Biden-Administration unter Druck, den Fall nach Jahren des Verzögerns aus der Welt zu schaffen. Oder, wie es

Wizner mit Blick auf eine mögliche Haftstrafe in den USA formulierte: «Es geht nicht darum, dass die Regierung sofort anfangen wird, Journalisten der *New York Times* oder der *Washington Post* zu verhaften. Aber wenn Assange ausgeliefert wird, werden diese Journalisten von ihren Anwälten umgehend ganz andere Ratschläge erhalten, welche Risiken sie vernünftigerweise noch eingehen können.» Der damalige Unsonderberichterstatter Nils Melzer sagte es

drastischer: «Wenn Journalismus als Spionage eingestuft wird, folgen Zensur und Tyrannei.»

Julian Assange ist endlich frei. Das ist das Wichtigste. Was sein Schuldeingeständnis für die Zukunft der freien Presse bedeutet, wird sich zeigen. Anders als ein Gerichtsurteil schafft ein solcher Deal zwar keinen juristischen Präzedenzfall, er sendet aber dennoch eine Warnung an die Medien. Und der Deal wird die Behörden in den USA mit Sicherheit ermutigen, Medienschaffende intensiver zu verfolgen.

Dass die Biden-Administration die Anklage nicht fallenliess, ist eine Farce angesichts ihrer Wahlkampfattacken gegen Trump, der mit seinem autoritären Auftreten eine Gefahr für die

Der Deal wird die Behörden in den USA ermutigen, Medienschaffende intensiver zu verfolgen.

Pressefreiheit darstelle. Wenn diese Gefahr so real ist, warum stattet die Biden-Administration einen möglichen Präsidenten Trump mittels Schuldeingeständnis-Deal mit einer Waffe aus, die Pressefreiheit einzuschränken? Denn wie man es dreht und wendet: Julian Assanges Verbrechen war der Journalismus, das Aufdecken von Kriegsverbrechen.

Den Kampf für die Pressefreiheit sollen nun andere führen, nicht mehr Assange. Der Mann ging durch die Hölle. Auf dem offiziellen X-Kanal von Wikileaks hiess es am Dienstag: «Nach mehr als fünf Jahren in einer 2 x 3 Meter grossen Zelle, in der er 23 Stunden am Tag isoliert war, wird er bald wieder mit seiner Frau Stella Assange und den gemeinsamen Kindern zusammenkommen, die ihren Vater bisher nur hinter Gittern kannten. Wikileaks veröffentlichte bahnbrechende Berichte über Regierungskorruption und Menschenrechtsverletzungen und zog die Mächtigen für ihre Handlungen zur Rechenschaft. Als Chefredakteur hat Julian für diese Prinzipien und für das Recht der Menschen auf Wissen schwer bezahlt.»



Fünf Jahre in einer 2 x 3 Meter grossen Zelle: Journalist Assange.

im Londoner Gefängnis Belmarsh verbracht, sagte Wizner damals, einer der renommiertesten amerikanischen Menschenrechtsanwälte. «Selbst wenn man der Meinung ist, dass er für seine Taten bestraft werden müsste, ist das längst passiert.» Er selbst sei zwar der Meinung, dass sich Assange nicht schuldig bekennen müsse, sagte Wizner. «Aber das halte ich mit Blick auf die Mühlen des US-Justizapparates für unwahrscheinlich. Also gäbe es immerhin die

Liebe Melanie Winiger

Ich bin froh für Sie. In der Sonntagspresse erfahre ich, dass Sie endlich den richtigen Mann gefunden haben! Nicht etwa in einer Bar, nein, Sie haben ihn «manifestiert». Das ist offenbar die jüngste Methode, sich Partnerwünsche zu erfüllen. Bis jetzt dachte ich, dass man für oder gegen etwas manifestieren kann. Jetzt ist es also möglich, sich einen Freund zu «manifestieren». Und so ging es: Sie schrieben auf einen Zettel, wie der Traummann sein soll, woran er glaubt, wie er politisch denkt, wie er zu seinen Eltern steht, wie stark seine Beinbehaarung ist. Ja, «jedes Detail ist wichtig», sagen Sie und haben sich extrem auf den Zettel konzentriert, ein Feuer im Garten gemacht und ihn verbrannt. Dann hat das Universum geholfen – und hoppla: Sie trafen Timo Todzi, 30, Fitnessstudio-Geschäftsführer, Fussballer, blond, blaue Augen. Bingo!

Wer meint, ich mache mich über die Ex-Miss, Mutter, Moderatorin, Model und Schau-



«Jedes Detail ist wichtig»: Moderatorin Winiger.

spielerin lustig, täuscht sich. Sie meinen es wirklich ernst. Wir erfahren auch, dass dieses «Manifestieren» auf die spirituelle Neugeist-Bewegung aus dem 19. Jahrhundert zurückgeht, die schon überzeugt war, dass Kranke

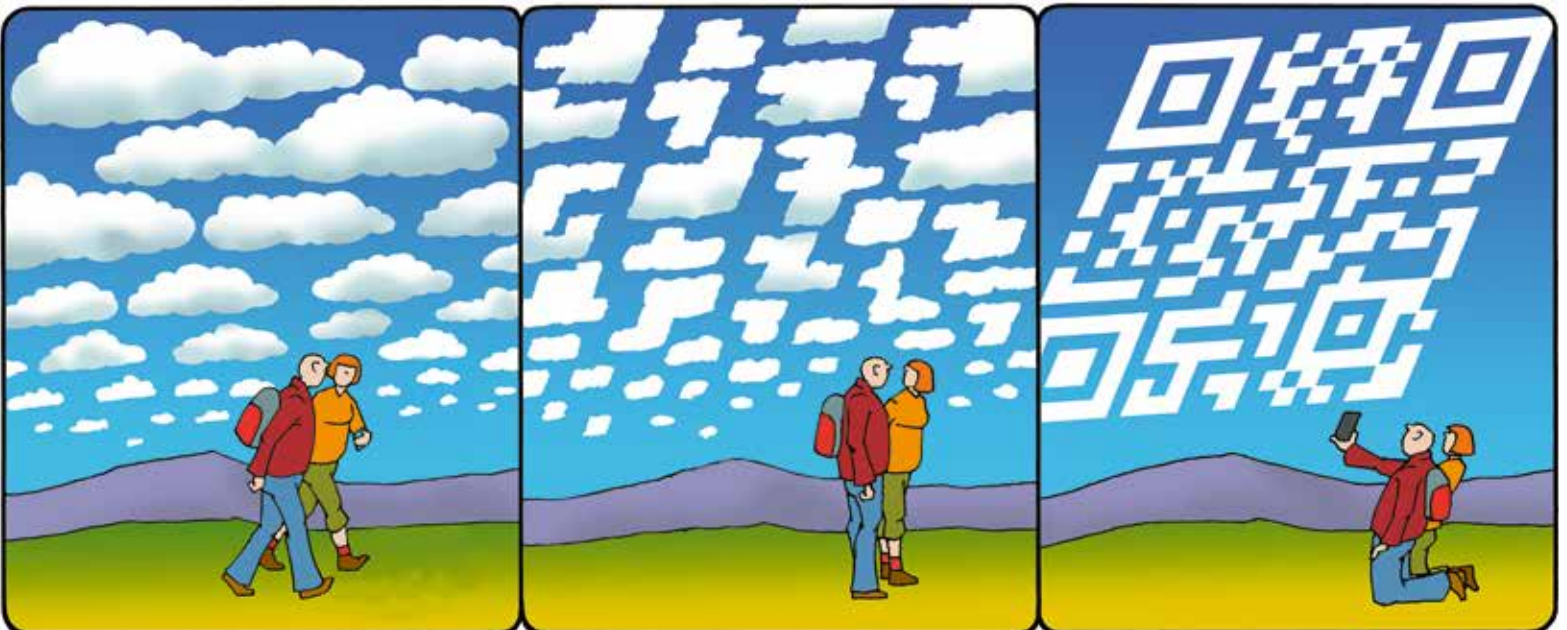
durch das «richtige» Denken gesunden und durch das «falsche» krank werden. Und dass man durch richtiges Wünschen, mit Zettel, Feuer und der Hilfe des Universums abnehmen, mehr Sport treiben, mit Rauchen aufhören kann. Und vieles mehr.

Nun, liebe Melanie, wir haben schon mehrmals erfahren, dass Sie gerade Ihren Traummann gefunden haben (Andreas, Stress, Reto, Magnus, Vujo etc.), jetzt soll's wirklich der Richtige sein? Was ist, wenn Timo schon bald hinterrücks einen eigenen Zettel ins Feuer wirft, auf dem die Qualitäten einer andern Traumfrau stehen? Manifestieren Sie dann gegen Verrat und Untreue?

Sorry, aber das übertrifft alles, was ich bisher über esoterische Wundermittelchen gelesen habe.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Potemkinsche Dörfer

Bundesrat Beat Jans schwärmt vom 24-Stunden-Asylverfahren. Wäre das Konzept effizient, müsste der Bund nicht ständig nach noch mehr Betten für Flüchtlinge suchen.

Die Staatssekretärin für Migration, Christine Schraner Burgener, hat in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* die Vorzüge der sogenannten Schnellverfahren für Migranten aus Tunesien, Libyen, Algerien und Marokko hoch gepriesen. Diese Express-Abfertigungen hat man Ende April in den Bundesasylzentren eingeführt. «In Zürich, wo das 24-Stunden-Verfahren bereits seit November 2023 umgesetzt wird, haben wir bereits 60 Prozent weniger Asylsuchende aus dem Maghreb. In den anderen Bundesasylzentren sind es seither etwa 40 Prozent weniger», schwärmt die Diplomatin, die nach bloss drei Jahren an der Spitze der Migrationsbehörde bereits kapituliert hat und auf Ende Jahr den Hut nimmt.

Sie wird als Migrationschefin in Erinnerung bleiben, die vor allem dadurch auffiel, dass unter ihrer Ägide die Asylzahlen steil nach oben schossen. Fast schon verzweifelt suchte sie in den letzten Jahren wiederholt und landesweit nach Unterbringungsplätzen für immer mehr Asylbewerber. Das tut sie auch jetzt wieder. Bis im Herbst brauche das Staatssekretariat für Migration (SEM) zirka 2500 zusätzliche Betten für Asylbewerber, gab sie dem *Sonntagsblick* zu Protokoll. Helfen sollen ihr dabei wieder einmal die Kantone, die längst nicht mehr wissen, wo sie diese Leute in Zukunft einquartieren sollen.

Bloss ein Marketinginstrument?

Bundesrat Beat Jans und seine Migrationschefin rechnen nämlich mit 30 000 bis 33 000 Asylgesuchen. Statt alles Menschenmögliche zu unternehmen, um den Zustrom einzudämmen, bauen sie die Empfangs-Infrastruktur aus. Sie erhöhen das Angebot, kurbeln damit wohl auch die Nachfrage an und verwickeln sich in Widersprüche, ohne dass sie es selber merken.

Wenn die Angaben über die Rückgänge von Asylanträgen aus dem Maghreb tatsächlich zutreffen, warum wird dann immer noch mit



Alles nach Handbuch: Migrationschefin Schraner Burgener (M.).

den gleichen Prognosen wie von Anfang 2024 gerechnet? Müsste die erwartete Zahl an Asylgesuchen nicht tiefer sein als 2023? Und wenn es eine solche Erfolgsstory ist, warum hat man die 24-Stunden-Verfahren nicht längst auf Flüchtlingsgruppen anderer Staaten ausgedehnt, die ebenfalls geringe Chancen auf Asyl haben?

Die Skepsis ist nach wie vor gross. «Das SEM muss zuerst einmal beweisen, dass die 24-Stunden-Regelung nicht bloss ein Marketinginstrument ist», sagt der Luzerner Ständerat Damian Müller (FDP). Er propagiert als wirksames Rezept: «Rückführungen, Rückführungen und noch einmal Rückführungen, sowie die kon-

Bundesrat Beat Jans und seine Migrationschefin bauen die Empfangs-Infrastruktur aus.

sequente Umsetzung des Parlamentswillen.» Damit verbunden die gewollte Drittstaatenregelung wie vom Parlament beschlossen, um Eritreer in Drittstaaten zurückzuführen. Andere beschreiben die 24-Stunden-Regelung als ein Potemkinsches Dorf. Will heissen: die Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Denn abgesehen davon, dass die Zahl der Asylbewerber trotzdem weiter ansteigt, ist es

ja nicht so, dass die per Blitzentscheid abgewiesenen Bewerber sofort an die Grenze gestellt oder durch die Behörden direkt ausgeschafft würden, wie das SEM auf Anfrage präzisiert. Es geht nur darum, dass die Gesuche schneller entschieden werden. Danach geht es nach SEM-Handbuch normal weiter. Auch wenn das Migrationsamt, gestützt auf einen negativen Entscheid, die Wegweisung anordnet, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass diese Person im Land bleibt. Die Behörden schauen häufig einfach weg.

So bestraft der Bund zum Beispiel fehlbare Migranten mit dem Widerruf des Asylstatus. In der Praxis bringen dies häufig nicht viel, berichtete die *NZZ am Sonntag*. Das Blatt verwies dabei auf Angaben des SEM. Demnach halten sich 62 Prozent der Betroffenen auch nach dem Entzug des Asylstatus im Land auf.

Über 100 000 Illegale

Das Staatssekretariat für Migration brüstet sich trotzdem in Pressemitteilungen gerne mit seiner «konsequenten Rückkehrpolitik». Im Jahre 2023 hätten 16 721 Personen aus dem Asylbereich die Schweiz kontrolliert verlassen – genau 5254 mehr als im Vorjahr, so das SEM. Was man nur im viel detaillierteren Jahresbericht nachlesen kann, ist die Tatsache, dass es 2023 auch 11 026 unkontrollierte Abgänge gegeben hat – 3803 mehr als im Jahre 2022. Über den Verbleib dieser Leute hat das SEM keine Angaben, viele von ihnen bleiben als Illegale hier. Deren Zahl wird inzwischen auf über 100 000 geschätzt.

Das kann auch zu einem Sicherheitsrisiko werden. Am 1. März erstach ein 27-jähriger Somalier einen 50-jährigen Mann aus Chiasso. Es stellte sich heraus, dass der Täter schwere Vorstrafen hatte und nicht mehr im Land sein dürfte. Das SEM war davon ausgegangen, dass er die Schweiz verlassen hatte. Ein fataler Irrtum.

Zahlenchaos im Migrationsamt: Seite 22

Faszinierende Wasserwege Asiens entdecken TAUCHEN SIE IN EXOTISCHE KULTUREN EIN



Weitere Flussreisen in Asien



15 Tage ab CHF 5990 p.P.

Ursprüngliches Nordvietnam auf dem Red River
HANOI–NINH BINH–HALONG BAY–HANOI
RV ANGKOR PANDAW***

**HANOI – DIE ÄLTESTE HAUPTSTADT
SÜDOSTASIENS**

Reisedaten 2024/25

10.10.–24.10.24 16.02.–02.03.25
23.11.–07.12.24



16 Tage ab CHF 6190 p.P.

Laos und Thailand
VIENTIANE–LUANG PRABANG–CHIANG RAI
RV MEKONG PEARL***+

**BEEINDRUCKENDE TEMPELANLAGEN ENTLANG
DEM MEKONG**

Reisedaten 2024/25

17.11.–02.12.24 08.01.–23.01.25
12.12.–27.12.24 02.02.–17.02.25



17 Tage ab CHF 5790 p.P.

Faszinierendes Kambodscha und Vietnam
NEU SAIGON (–ANGKOR WAT)–SIEM REAP
RV MEKONG DISCOVERY***

UNESCO-WELTKULTURERBE ANGKOR WAT

Reisedaten 2024–26

Siem Reap–Saigon Saigon–Siem Reap
02.10.–18.10.25 19.09.–05.10.24
30.10.–15.11.25 18.09.–04.10.25
27.11.–13.12.25 25.12.–10.01.26
08.01.–24.01.26
05.02.–21.02.26
19.03.–04.04.26



**22 Tage ab
CHF 9490* p.P.**

Auf Indiens heiligem Fluss KALKUTTA–VARANASI (–DELHI) RV THURGAU GANGA VILAS

Indiens Schätze in kleiner, familiärer
Reisegruppe entdecken

Magisches Ganga Aarti-Ritual in Varanasi

Imposante Tempel und eindruckliche
Handwerkskunst Indiens

Optionales Nach-/Vorprogramm Agra & Delhi

- Besuch des Taj Mahal zum Sonnenaufgang – erleben Sie das magische Funkeln des Marmors im Morgenlicht.
- Besuch der im Jahr 1565 erbauten Festungs- und Palastanlage «Red Fort» in Delhi.

Reisedaten 2024/25

Agra–Varanasi–Kalkutta	Kalkutta–Varanasi–Agra
26.10.–18.11.24	07.10.–30.10.24
04.01.–27.01.25	17.12.–09.01.25

Preis pro Person

Verlängerung 3 Tage/2 Nächte im Doppelzimmer
CHF 590 p.P. / im Einzelzimmer CHF 770 p.P.



Spannende Reisepodcasts mit Audiotraveller Henry Barchet

Kommen Sie mit auf eine akustische Reise
und lassen Sie sich von der Magie
unserer Flussreisen verzaubern.

Jetzt reinhören unter
thurgautravel.ch/reise-podcast-und-videos

Reisedaten 2024/25 **Es het solangs het Rabatt**

(Delhi–) Varanasi–Kalkutta	Kalkutta–Varanasi (–Delhi)
28.10.–18.11.24 1000	07.10.–28.10.24 1000
06.01.–27.01.25 1000	17.12.–07.01.25 500⁽⁷⁾

⁽⁷⁾ 50% Rabatt auf Zuschlag Alleinbenutzung

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie
- Vollpension während der gesamten Reise
- 1 Hotelübernachtung im 4-/5*-Hotel in Delhi
- Flüge mit Emirates ab/bis Zürich via Dubai
- Inlandflug inkl. Flughafentaxen
- Alle Transfers/Ausflüge gemäss Programm
- Trinkgelder
- Lokale Deutsch sprechende Reiseleitung
- Thurgau Travel Reisebegleitung
- Audio-Set bei allen Schiffsausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

Suite HD (ca. 25 m ²), Infinity-Balkon	10 490
Suite HD vorne (ca. 25 m ²), Infinity-Balkon	11 490
Suite OD (ca. 25 m ²), Infinity-Balkon ⁽⁵⁾	12 490
Suite OD vorne (ca. 25 m ²), Infinity-Balkon ⁽⁵⁾	13 490
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	4 990
Zuschlag Business Class	auf Anfrage

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen (Details online), Getränke, Visumgebühr Indien, lokale Flughafentaxen, Auftragspauschale CHF 25 p.P. (entfällt bei Buchung über thurgautravel.ch)



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550



RV Thurgau Ganga Vilas*****



Blumenmarkt, Kalkutta

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen aufgrund Niedrigwasser vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt abgezogen | Die Teilnahme an dieser Reise setzt eine gute gesundheitliche Verfassung voraus. | In Varanasi und im Bundesstaat Bihar wird an Bord kein Alkohol ausgeschenkt. Der Besitz, Konsum und Verkauf von Alkohol ist dort eine Straftat.



Positionswechsel: Priska Seiler Graf.

Genossin mit Chuzpe

Hätte sich die SP in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt, stünde die Schweiz heute ohne Armee, ohne Luftwaffe, ohne Rüstungsindustrie und ohne Dienstpflicht da. Die Linken unterstützten vorbehaltlos jede Bestrebung, die Wehrbereitschaft des Landes zu schwächen und auszuschalten. Es gab kein gegen das Militär gerichtetes Anliegen, das sie nicht befürworteten.

In diesem Zusammenhang braucht es viel Chuzpe, um sich als Linke plötzlich hinzustellen und Kriegsgerät wenigstens indirekt in die Ukraine schicken zu wollen, das es hierzulande nach ihrer eigenen Politik gar nicht mehr geben dürfte, weil es längst hätte verschrottet werden müssen. Genau über diese Chuzpe verfügt Priska Seiler Graf. Die Zürcher Nationalrätin und Präsidentin der sicherheitspolitischen Kommission entschied mit einem Stichentscheid, dass helvetische Waffen gegen Russland zum Einsatz kommen sollen. Bei Politikern gilt das Prinzip «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern».

Dass Seiler Graf bei diesem Positionswechsel so tut, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, ist staunenswert. Das ist, wie wenn SVP-Exponenten plötzlich für offene Grenzen plädieren würden, die FDP für den Ausbau des Sozialstaats oder die Mitte für den Abbau des Service public.

Was ebenfalls bemerkenswert ist: Seiler Graf und ihre Compagnons kommen mit dieser Nummer glatt durch und müssen für ihren Kurswechsel kaum Kritik einstecken. Vielleicht, weil sie Biegsame unter Biegsamen sind.

Marcel Odermatt

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Patricia Danzi, Priska Seiler Graf, Thierry Burkart, Matthias Jauslin, Philippe Müller, Sarah Wyss

Die Sicherheitskommission des Nationalrats (SiK) beschäftigt sich – wie der Namen schon sagt – mit der Armee, der Terrorismusbekämpfung oder dem Bevölkerungsschutz. Bei der letzten Sitzung tauchte aber eine Person auf, die in dieser Runde die wenigsten erwartet hatten: **Patricia Danzi**, Chefin der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Die Botschafterin erschien auf Einladung von SiK-Präsidentin **Priska Seiler Graf**.



Patricia Danzi.

Die Sozialdemokratin wollte ihren Kollegen deutlich machen, welche Folgen es hätte, wenn das Deza mit etwas weniger Steuergeldern auskommen müsste. Es liegt in der Kompetenz einer Kommissionsleiterin, nach Gutdünken Leute an die Treffen aufzubieten.

Doch es kam anders – aus Zeitgründen. Danzi musste unverrichteter Dinge wieder abziehen. Was einige Kommissionsmitglieder gar nicht so schlimm fanden, wie sie berichten.

Bei der Biodiversitätsinitiative kommt es zum Aargauer FDP-Duell. **Thierry Burkart**, FDP-Präsident und Aargauer Ständerat, sitzt im Co-Präsidium der Initiativgegner. Auch die freisinnigen Delegierten lehnten das Begehren am Wochenende mit grosser Mehrheit ab. Das hält den Aargauer Nationalrat **Matthias Jauslin** aber nicht davon ab, sich auf die Seite der Initianten, also gegen die Position seines Chefs und seiner Partei zu stellen. «Wir unternehmen viel zu wenig für den Erhalt unserer Lebensgrundlagen», erklärt Jauslin seine parteiinterne Opposition. Die Biodiversitätskrise sei leider Realität.



Philippe Müller.

Auf Fake News und Propaganda hat der russische Staatssender RT kein Monopol. Auf diesen Umstand macht **Philippe Müller** aufmerksam. Der Berner FDP-Regierungsrat reagierte auf die grosse Aufregung über einen wirren Beitrag, die Schweiz wolle russische Städte bombardieren. Der Hintergrund: Die Sicherheitspolitische Kommission des Nationalrates will, dass die Eidgenossenschaft der Ukraine indirekt Kriegsgerät liefern kann. Der Sicherheitsdirektor erinnert daran, dass nach seiner Ansicht auch die hiesigen Medien zu ähnlichen Mitteln greifen, um billige Schlagzeilen zu produzieren. Als Beispiel nennt Müller einen Bericht der SRF-«Rundschau», der Anfang Februar 2022 allen Ernstes behauptete, die Schweizer Luftwaffe plane, Tschechien zu bombardieren. Deshalb stellt er die rhetorische Frage: «Bei uns alles besser? Auch Fake News. Und Propaganda.»



Sarah Wyss.

Der Fussball zieht alle in seinen Bann. Auch eine Volksvertreterin, die sich darauf vorbereitet, zum ersten Mal ein Kind zu bekommen. Die schwangere SP-Nationalrätin und Finanzpolitikerin **Sarah Wyss**: «Ich habe meine ganz eigene EM – in meinem Bauch. Er kickt aktiv herum», teilt die Baslerin in den sozialen Medien mit. Der Geburtstermin wurde übrigens auf Mitte September errechnet.



Der Schweizer Spitzendiplomat Jean-Daniel Ruch berichtet von seinen Erlebnissen an Brennpunkten der internationalen Politik.



«Spektakulär», *Sonntagszeitung*

«Packend», *Tages-Anzeiger*

«Wie viel Exzess braucht die Diplomatie?», *Sonntagsblick*

«Liest sich wie ein Thriller»,
Carla Del Ponte

«Erlebte Weltgeschichte»,
Roger Köppel

«Erhellend, erfrischend»,
Micheline Calmy-Rey

«Jean-Daniel Ruch ist ein Abenteurer im Diplomatanzug»,
Patrick Chappatte

ISBN 978-3-9526042-0-5
178 Seiten, gebunden
Fr. 27.80 (inkl. MwSt.) zzgl. Versand

Bestellen unter:
www.weltwoche.ch/frieden
Telefon +41 (0)43 444 57 01

Ihr Immobilienraum?

REBWEG, 8457 Humlikon
6.5-Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
www.rebweg.ch / +41 52 338 07 09



3



5

GEISELWEID, 8400 Winterthur
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.geiselweid-winterthur.ch / +41 55 610 47 46

DUOVIVO, 8904 Aesch ZH
2.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.duovivo.ch / +41 55 610 47 46



6

HOFWISSEN, 8545 Rickenbach Sulz
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hofwissen.ch / +41 52 338 07 09



8

AM ZENTRUM, 8910 Affoltern a.A.
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.amzentrum.ch / +41 55 610 47 46



10



11

AM EICHACHER, 8904 Aesch
3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.ameichacher.ch / +41 55 610 47 46

SCHLOSSBLICK, 8610 Uster
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schlossblick.ch / +41 58 400 85 20



12

GLATTWIES, 8152 Glattbrugg
4.5 Zi. Wohnung auf zwei Geschossen
www.glattwies-glattbrugg.ch / +41 58 400 85 20



14

VISTACASA, 8308 Illnau
3.5 Zi. Eigentumswohnung
www.vistacasa.ch / +41 52 338 07 09



16



17

HOFACKER, 8311 Brütten
4.5 und 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hofacker-bruetten.ch / +41 52 338 07 09

SCHMIEDGASS, 8545 Rickenbach
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schmiedgass.ch / +41 52 338 07 09



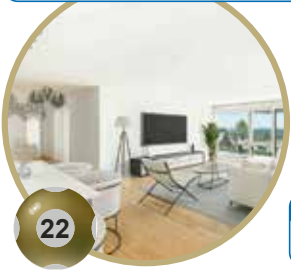
18

TRE FIORI, 8913 Ottenbach ZH
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.tre-fiori.ch / +41 55 610 47 46



20

SOLEVISTA, 8615 Wermatswil
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Garten
www.solevista.ch / +41 58 400 85 20



22



25

ALPBLICK, 8308 Illnau
4.5 - 6.5 Zi. Einfamilienhäuser
www.alpblick.ch / +41 52 338 07 09

Projektankündigungen

Projekte im Verkauf



Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch +41 52 235 80 00

Noch nicht fündig geworden?
Projektankündigungen finden Sie unter
immobilienraum.info

Heute schon app-to-date mit
unserer App Immobilienraum?

LerchPartner.



Zürcherstrasse 124, 8406 Winterthur
+41 55 610 47 46, verkauf@lerchpromotionen.ch



Märchenloser Sommer

Es spielte keine Rolle, ob man damals, 2006, glücklich oder unglücklich war.



Gefühlsattacken vom satten, prallen Leben.

In jenem Sommer gab es Sonnenschein, Crystal Meth, das erstmals die Stadt überflutete, Marc Fischer sass im «Fuchsbau» nahe der Kottbusser Brücke, trank Espresso, kritzelte in Notizbücher und war noch 100 000 Worte vom Selbstmord entfernt, meine vierjährige Tochter setzte sich mit dem Feuilletonteil der *Süddeutschen* an die Bar und tat so, als ob sie lesen könnte, und in der Luft lag das vielleicht letzte Märchen, das Deutschland noch erleben sollte.

Es spielte keine Rolle, ob man damals, 2006, glücklich oder unglücklich war oder glücklich im Unglück, was damals chic war, eine coole, die einzige Attitüde dem Dasein gegenüber. Der Fussball kam in die Stadt, eine Weltmeisterschaft, und von überall her Menschen. Etwas Ungeheuerliches geschah: Vom 9. Juni bis zum 9. Juli 2006 war Deutschland ein glückliches Land.

All die Schauspieler, Produzenten, Drehbuchautoren, mit denen ich meine Zeit verbrachte, trugen plötzlich Trikots der deutschen Nationalmannschaft, redeten nicht mehr klug, sondern sangen: «Deutschland ist der geilste Klub der Welt.» Autos trugen Fähnchen, fast alle, und als das Märchen vorbei war und Deutschland, wie sich herausstellen sollte, auf Jahre und Jahrzehnte seiner Euphorie beraubt, sagte der damalige Bundespräsident Horst Köhler: «Schade, dass es vorbei ist. Jetzt bin ich wieder der Einzige, der mit Fähnchen am Auto unterwegs ist.» All diese Leidenschaft, all diese Freunde für

neunzig Minuten, all diese Verbrüderungen, all diese Einfachheit, all dieser Ausnahmezustand der Liebe doch, all diese Tage einer besseren Welt. Einen Monat lang war die eigene Existenz ein kleines Märchen, eine grandiose Auszeit, und das grösste Problem war im Grunde, stets ein kaltes Bier in der Hand zu halten ab 15 Uhr, weil so viel getrunken wurde, dass da und dort das Bier ausging oder noch nicht wirklich kalt war.

Der Sommer ist dieses Jahr nicht da, oder nur hin und wieder, und das Märchen ist auch weit weg. Das mag daran liegen, dass heute ein Fussballmärchen zu wenig Kraft besitzt, all die Realitäten zu verdrängen, all die Gewalt, die Vergewaltigungen, die Schiesereien, die Übergriffe, das Sterben. Und es mag auch daran liegen, dass die Menschen einen Grad von Erschöpfung und Abgestumpftheit erreicht haben und da keine Glut ist, die das Feuer eines Märchens entfachen könnte. Vielleicht ist die Fähigkeit zur Leidenschaft und Träumerei im Mahlwerk der Welt ausgepresst worden.

Vielleicht, und das wäre natürlich die Tragödie unserer Zeit, gibt es nur noch individuelle Minimärchen und keine grossen kollektiven mehr. Dasselbe gilt für Wunder. Natürlich jubeln in den Fanzonen die Menschen, aber es sieht dort doch eher danach aus, als ob sie alle auf ein wundersames Märchen warteten, dass es plötzlich kommt, so scheinbar einfach wie Sonnenschein nach Regen.

Für ein Spiel hab ich die Schweiz verlassen, bin ins Markgräflerland zum fantastischsten Restaurant der Welt, dem «Blick», in dem manchmal sogar Märchen ohne Fussball ein bisschen wahr werden. Deutschland spielte gegen Schottland, es war eine Sommernacht, da war genug kaltes Lasser-Bier und ein grosser Bildschirm. Eine Stunde vor Anpfiff kamen die Ersten in Deutschlandtrikots, den alten, auf deren Kragen noch «Deutscher Fussball Bund» steht, und den neuen, da steht nur noch «Die Mannschaft».

Sie besetzten einen langen Tisch, wärmten sich stehend mit den ersten Bieren auf, setzten sich hin in Reih und Glied und bestellten pünktlich zum Anpfiff Schnitzel mit Pommes. Da kauten sie, während die Mannschaft kickte, ansprechend, engagiert, gefällig auch, Tore fielen, der Bundestrainer rannte jubelnd rum. Und das war's dann auch schon. Die Fans prosteten sich zu, sagten: «Geil, Alter!», bestellten Nachspeise, und als das Spiel vorbei war, gingen sie nach Hause von wegen morgen harter Tag.

Ich setzte mich hin, allein an einem Tisch, trank ein Bier und sehnte mich nach einem Märchen, das die Kraft hätte, den Weltenlauf für einen Moment mit Rosa zu übertünchen, danach, selbst Teil eines Märchens zu werden, träumte vom befreienden Dasein in fiktiven Welten, die tatsächlich werden, von magischen Gefühlsattacken. Vom satten, prallen Leben.

Frankreich, Perle Europas

Warum meine zweite Heimat alles überragt.

Peter Rothenbühler

Warum hat Frankreich den Ruf, das alles überragende Land zu sein, kulturell, landschaftlich, modisch, gastronomisch, mit den schönsten Stränden, den hübschesten Frauen, den besten Liedermachern und den eindrucklichsten Sehenswürdigkeiten? Okay, wirtschaftlich stottert das Land, der Staat ist schwer überschuldet, der Präsident hat gerade das Parlament aufgelöst, und das als rechtsextrem verschriene Rassemblement national hat grösste Chancen, die nächste Regierung zu stellen.

Sie können mich als Doppelbürger fragen, warum Frankreich so gut ist, dann komme ich gleich ins Schwärmen. Aber fragen Sie bitte nicht

Trotz #MeToo-Protesten bleibt die Französin, vor allem die Pariserin, die Traumfrau.

die Franzosen: Die haben eine Hassliebe zum Land und sagen sofort, warum sie Präsident Emmanuel Macron am liebsten köpfen würden. Die Franzosen sind ein Volk von *râleurs*, von ewig Unzufriedenen. Ein beliebter Volkssport ist das Streiken und Demonstrieren. Und das Endlos-Debattieren, mit Verve und Appoint. Natürlich ist der Präsident immer an allem schuld. Die Franzosen sind ein bisschen wie die Italiener, heisst es, einfach viel schlechter gelaunt.

Patrioten – sobald man sie kritisiert

Zurzeit findet gerade ein Exodus statt: Die Pariser, die es sich leisten können, verlassen die Hauptstadt, um den Sommer anderswo zu verbringen. Denn die Olympischen Spiele werden ein Verkehrschaos auslösen. Aber man ist ungewissen stolz auf die Spiele; die Bürgermeisterin von Paris, Anne Hidalgo, hat versprochen, dass sie selbst in der Seine schwimmen wird, wo gewisse Schwimmwettbewerbe stattfinden sollen. Kolibakterien hin oder her. Zurzeit werden Dutzende von Hausbooten an die Kanalisation angeschlossen und Seine-aufwärts endlich Kläranlagen gebaut. Ob es reichen wird? Auch Macron will in der Seine schwimmen.

Die Franzosen leben von Versprechungen, Hoffnungen und grossen Ideen, es ist das Land von Descartes und Voltaire, von Proust und Montaigne, aber auch das Land, wo alles unter den Teppich gewischt oder hinter einer frischen Tapete versteckt wird. Japanische und italienische Besucher bemängeln, dass in Sachen Hygiene eher Notstand herrscht: Man braucht nur in einem Restaurant an der Côte d'Azur die Toiletten zu besuchen. Eng und schon lange nicht mehr geputzt. Aber das sieht niemand von aussen. Es genügt, wenn die Oberfläche glänzt.

«Emily in Paris» ist eine erfolgreiche Netflix-Serie über eine junge Amerikanerin, die in Paris einen Job in einer Werbeagentur ergattern konnte und alle Vor- und Nachteile von Paris und den Parisern kennenlernt. Alles Fiktion, sagen kritische Pariser. Wunderschön, ja, so sind wir, sagen die Patrioten. Und der Eiffelturm erscheint in jeder Folge mehrmals.

Patrioten sind eigentlich alle französischen *râleurs* – sobald man sie kritisiert. Die französische Küche ist nicht so gut wie die italienische? Eine Frechheit. Im Piemont gibt's besseren Käse? Eine Lüge. Unsere Weine sind die besten, vom Champagner nicht zu reden. Die Gemüse-, Fisch- und Fleischmärkte in den Städten: *top of the world*. In Frankreich heisst fast alles «de France», Gaz de France, Eau de France, Banque de France und so weiter. Chauvinismus ist ein französisches Wort. Man schämt sich nicht für die Fahne.

Man ist stolz auf Geschichte und Kultur, die weiter zurückgehen als anderswo. In den lustigen Geschichten von Asterix und Obelix, die von einem Dorf in Gallien handeln, das mit List und einer *potion magique* allen Angriffen der Römer standhält, erkennen sich alle Franzosen.

Seit den mörderischen Anschlägen von Dschihadisten auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* und die Zuhörer eines Popkonzerts im «Bataclan», seit Islamisten einen Lehrer auf der Strasse geköpft, Polizisten zu Hause ermordet und Kinder einer jüdischen Schule auf dem Trottoir erschossen haben, seit all den vielen islamistischen Mordanschlägen hat sich ein neues Bewusstsein entwickelt. Auch dem hinterletzten Franzosen wurde klar, dass die Islamisten unsere Kultur

und Lebensart hassen, unseren Humor, die Freiheit der Frauen, das unbeschwerte *amusement*, die glücklichen, stets verliebten Menschen auf den Terrassen der Bistros.

Diese brutalen Angriffe haben die Franzosen neu zusammengescheitert, es ist ihnen bewusst geworden, dass sie kulturell und gesellschaftlich der harte Bauch des Westens sind und dass man dafür kämpfen muss, dass dies auch so bleibt. Deshalb hat das Rassemblement national, das Sicherheit und Ordnung und einen Stopp der Immigration verspricht, so viel Zulauf, und deshalb wird immer alles gross gefeiert, was zur DNA der französischen Kultur gehört und weltweit Bewunderung und Neid auslöst, aber eben auch den Hass der Islamisten.

Deneuve, Seydoux, Huppert, Binoche

Kürzlich ist die Sängerin Françoise Hardy gestorben, die Radios spielten stundenlang ihre Songs, Popgrössen wie Mick Jagger oder David Bowie waren in die Frau verliebt, weil sie die Quintessenz der französischen Frau war, schlank, lange Beine, schulterlange Haare, ein Gesicht wie eine Barbiepuppe.

Ja, die Frauen! Trotz #MeToo-Protesten auch in Frankreich bleibt die Französin, vor allem die Pariserin, die Traumfrau. Obschon sie genau gleich aussieht und geschaffen ist wie die Deutsche und die Schweizerin, notabene! Aber die französischen Modeschöpfer und Filmregisseure haben das Bild der Französin immer wieder neu erfunden, haben sie zur Göttin, zum Mythos gemacht.

Roger Vadim hat mit der jungen Brigitte Bardot im Film «Et Dieu ... créa la femme» der ganzen Welt den Kopf verdreht. Die Modeschöpferin Coco (Gabrielle) Chanel entwarf das ideale Deux-Pièces, das immer noch den Ton angibt, Yves Saint Laurent schuf für die Frauen die maskulin anmutenden Kleider wie den typischen schwarzen Mini-Smoking. Die besten Schauspielerinnen wie Catherine Deneuve, Léa Seydoux, Isabelle Huppert und Juliette Binoche sind wandelnde Reklamen für die Pariser Mode, die französische Eleganz.



Zu Hause ist es am schönsten: Brigitte Bardot auf ihrem Riva-Motorboot an der Côte d'Azur, 1962.

Die Mode ist für Frankreich so wichtig wie die Luxusuhren für die Schweiz: eine eng mit dem Land, seinem Ruhm und seiner Geschichte verbundene Industrie, die jede Konkurrenz überragt.

Apropos Frauen: *Parlez-moi d'amour!* Wer als Mann in der Politik erfolgreich ist, schmückt sich mit einer schönen Gattin. François Hollande heiratete eine Schauspielerin, Nicolas Sarkozy ein reiches italienisches Mannequin, Carla Bruni. Emmanuel Macrons Ehefrau Brigitte macht eine sehr gute Figur in ihren Louis-Vuitton-Kleidern.

Inzwischen ist Paris auch zur Hochburg der Gegenwartskunst geworden. Nicht nur dank den Museen Louvre, Orsay und Beaubourg, sondern auch dank einem Wettbewerb der kunstliebenden Milliardäre der Luxusindustrie: Bernard Arnault (LVMH, Moët Hennessy – Louis Vuitton) und François Pinault (Kering, Gucci, Saint Laurent etc.). Der Erste hat sich mit der vom Architekten Frank Gehry gestalteten Fon-

dation Louis Vuitton ein Denkmal gesetzt. Der andere musste nach Venedig ausweichen, weil sein Projekt auf dem ehemaligen Fabrikgelände von Renault auf der Île Seguin nicht die nötigen Bewilligungen kriegte. In der Lagunenstadt hat er den Palazzo Grassi und die Punta della Dogana zu hervorragenden Ausstellungsräumen gemacht. Schliesslich konnte er doch noch die *Bourse de commerce*, ein gigantisches Rundgebäude mitten in Paris, kaufen und ebenfalls zu einem Kunstzentrum machen.

Erinnerungen an den Sonnenkönig

Kultur hat auch bei den jeweiligen Präsidenten immer den grössten Stellenwert, fast jeder hat sich ein Denkmal gesetzt. Pompidou liess das Museum Beaubourg von Renzo Piano bauen, Mitterrand ergänzte den Louvre mit einer Pyramide von Ming Pei und baute die riesengrosse Nationalbibliothek (Architekt: Dominique Perrault), für Chirac hat Jean Nouvel ein Museum für die *arts premiers* gebaut.

Die Bauwerke erinnern an den Sonnenkönig Ludwig XIV., der das Märchenschloss Versailles mit Park errichten liess, neben dem der Buckingham Palace wie eine Kaserne aussieht. Zur gleichen Zeit haben England, Portugal, Spanien, Deutschland, Belgien und Holland mit ihren «bescheidenen» Schlössern in der ganzen Welt Kolonien erobert und ausgebeutet und den Welthandel angetrieben. Frankreich hat sich selbstverliebt das schönste Schloss der Welt geleistet und darin Feste gefeiert. Typisch. Zu Hause ist es am schönsten. Die grosse Mehrheit der Franzosen verbringt die Ferien im eigenen Land. Die Kolonien gehören den alten Besitzern nicht mehr.

Versailles ist immer noch da. Seine Botschaft ist simpel: Wir sind die Grössten. Man neigt dazu, es zu glauben.

Weltwoche-Kolumnist Peter Rothenbühler ist französisch-schweizerischer Doppelbürger. Er wohnt im Waadtländer Jura und reist mehrmals pro Monat nach Frankreich.

MÖRGELI

Neben den Fussballschuhen

Ignazio Cassis ist immer wieder für Überraschungen gut. Oder für Überraschungen schlecht. Vor dem Länderspiel Schweiz gegen Deutschland an der Fussball-Europameisterschaft verbreitete der Tessiner Bundesrat folgende Botschaft auf X: «Selbst die Schweizer Neutralität kann einem guten Fussballspiel nicht widerstehen! Bereit für eine freundliche Schlacht auf dem Spielfeld, hopp Schwiiz!» Auf die Empfängerliste dieser eigentümlichen Botschaft setzte Cassis Annalena Baerbock, seine deutsche Kollegin im Aussenministerium.

Bundesrat Cassis versteht es mühelos, von Trauertragik zum Schenkelklopfen umzuschalten. Eben noch hat er das unwetterverwüstete Misox mit einem Toten und zwei Vermissten besucht. Um gleichentags ins humoristische Fach zu wechseln. Und ein Fussballspiel in Zusammenhang mit der Schweizer Neutralität zu bringen. Neutrali-was? Dass ausgerechnet Cassis die Neutralität ins Spielfeld führt, ist bemerkenswert. Niemand hat diese Staatsmaxime so beschädigt wie er.

Wenn Ignazio Cassis ein Fussballspiel als «freundliche Schlacht» bezeichnet, liegt er mit diesem Bild ebenso schief. Vor allem wegen der zeitgleichen Schlachten in der Ukraine und im Gazastreifen. Auch handelt es sich um einen Widerspruch in sich selber: Eine Schlacht ist niemals freundlich. Sondern immer feindselig, tödlich und scheusslich. Für Cassis wie für alle andern Twitterer gibt's keine virtuelle Realität. Das ist ein Widerspruch. Es existieren keine Friedenspanzer. Ein rundes Quadrat ist absurd. Genau wie ein sparsamer Linker.

Politiker wirken nie so billig, wie wenn sie sich mit dem Sport anbieten. Annalena Baerbock reagierte auf Cassis mit dem Wunsch nach einem deutschen Gruppensieg. Sofort wurde ihr mangelndes Fussballinteresse und «Einschleimen» vorgeworfen. Auch Cassis kriegte sein Fett ab: «Geh in die EU wie Berset» oder «US-Marionette» war noch nett. Seinetwegen drohe «der Schweiz nun Krieg». Im Gegensatz zu den Politikern hielten sich unsere Fussballer aber eisern ans Gebot der Neutralität: Sie spielten gegen Deutschland eins zu eins.

Christoph Mörgeli

Sind sie zu stark, bist du zu schwach

CDU-Chef Friedrich Merz umwirbt die Wähler der Regierungsparteien. An die Sympathisanten von AfD und Sahra Wagenknecht wagt er sich nicht ran.

Ralf Schuler

Das mit dem Wähler wird zunehmend zum Ärgernis. Man kann ihm vor der Wahl dutzendfach erklären, wie er abstimmen muss, und er hält sich einfach nicht dran. CDU-Chef Friedrich Merz zum Beispiel mühte sich im «Sommerinterview» des ZDF am Sonntagabend redlich, den Leuten im Osten klarzumachen, wo sie ihr Kreuz setzen müssten.

«Mein Appell ist eindeutig und klar: Die Wählerinnen und Wähler in Sachsen und in Thüringen, die am 1. September vor der Entscheidung stehen, wen sie wählen sollen, die aber erwägen, die SPD, die FDP oder die Grünen zu wählen, die allesamt einseitig sind und möglicherweise alle drei unter 5 Prozent, kann ich nur bitten, jetzt in dieser Situation die CDU zu wählen.»

Nun ist es weder neu noch verwerflich, dass Parteichefs für ihre eigene Truppe werben. Dass Merz allerdings ausgerechnet die Wähler der Regierungsparteien für sich akquirieren will, ist dann doch etwas bemerkenswert. Man könnte sagen: Freunde der Grünen sind mir willkommen, wenn sie die Union wählen. Stimme ist Stimme. Mit der gleichen Begründung hätte allerdings FDP-Mann Thomas Kemmerich auch Ministerpräsident von Thüringen bleiben können, denn die Stimmen der AfD waren ja durch ihr Votum gewissermassen geläutert und für die gute, liberale Sache abgegeben worden.

Immer etwas herablassend

Wenn man «klare Verhältnisse» und «stabile Regierungen» haben wolle, dürfe man aber eben bei den bevorstehenden Wahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg nicht den Extremisten von der AfD die Stimme geben. Eine Feststellung, der ein massives Missverständnis zugrunde liegt: Nicht die Politik beauftragt die Wähler mit einem bestimmten Votum, sondern genau umgekehrt. Der Wähler erteilt der Politik ein Mandat, das diese umzusetzen und nicht daran herumzumäkeln hat.

Merz, der ursprünglich auch eine harte Abgrenzung gegenüber dem Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) verkündet hatte, räumt inzwischen den jeweiligen Landesverbänden eigene Entscheidungsspielräume ein. Aller-

dings seien die BSW-Positionen oft noch unklar und die ganze Truppe lediglich eine «Ein-Personen-Partei». Das hat bei der Europawahl offenbar 6 Prozent der deutschen Wähler nicht gestört, und es klingt immer etwas herablassend, wenn man mündigen Bürgern gewissermassen bescheinigt, politische Ramschware bevorzugt zu haben, während man selbst doch als Markenprodukt zur Verfügung stehe.

Es ist ja wahr: Friedrich Merz ist am Erbe von sechzehn Jahren Merkel-CDU nicht schuld. Als Nachlassverwalter sollte er Zweifel und Argwohn, die der Union an vielen Stellen noch immer entgegenschlagen, nicht ganz aus dem Blick verlieren.

Am Ende gilt der alte Halspastillenspruch: «Sind sie zu stark, bist du zu schwach!»

Ralf Schuler ist Politikchef des Nachrichtenportals nius.de und betreibt den Interview-Kanal «Schuler! Fragen, was ist» (youtube.com/Aralf-schuler).

Liebe ist...



... allem gerecht zu werden!

Zermatt unter Wasser setzen

Das «Gornerli» ist das mit Abstand beste Projekt des runden Tisches von Simonetta Sommaruga.



Zermatt zählt pro Jahr gut zwei Millionen Übernachtungen. Davon mehr als 60 Prozent in der Hotellerie. Die Hotels werden vorab von den einheimischen Familien kontrolliert. Gut so.

Unter dem Gornergletscher bildet sich jedes Jahr neu ein Gletschersee. Dieser bricht jeweils im August aus. Wäre er dieses Jahr im Juni ausgebrochen, wären noch weitere Teile Zermatts unter Wasser gestanden.

Trotzdem sind die Schäden mehr als beträchtlich. Die Matterhorn-Gotthard-Bahn musste ihren Betrieb einstellen. Unter anderem weil der Wildbach Gornera tobte und das Ausgleichsbecken Z'Mutt überlief. Solche Wetterlagen werden häufiger und gefährlicher. Mit jedem Grad Temperaturanstieg nehmen die Niederschläge in den Alpen um 7 Prozent zu. Das Wetter wird unberechenbarer.

Das alles wäre in Zukunft kein Problem mehr, wenn man die Staumauer Gornerli bauen könnte. Warum? Die Grande Dixence ist mit ihren 400 Millionen Kubikmetern Stauvolumen die grösste Badewanne in den Schweizer Alpen. Die Staumauer Gornerli hätte – einmal realisiert – mit 150 Millionen Kubikmetern eine der sechs mittelgrossen Badewannen. Mit der Grande Dixence direkt verbunden über das Pumpwerk Z'Mutt.

Im Frühling und im Sommer würde sich der neue, völlig versteckte Stausee füllen. Und im Spätwinter würde man den Grossteil des gestauten Wassers über das bestehende Pumpwerk Z'Mutt Richtung Grande Dixence pumpen. Und dann über Stufen turbinieren. Ergäbe pro Jahr 500 Millionen Kilowattstunden mehr wertvolle Winterenergie. Das «Gornerli» ist damit mit Ab-

stand das beste Projekt des runden Tisches von Simonetta Sommaruga.

Ein entscheidender Kollateralnutzen des «Gornerli»: Der Weltkurort Zermatt, diese hochverdichtete Cash-Maschine des alpinen Tourismus, wäre vor dem Hochwasser geschützt.

In meinen Augen sind Kurt Fluri und Raimund Rodewald von der sogenannten Stiftung für Landschaftsschutz Agenten der Atomindustrie. Noch bekämpfen beide den Speichersee unterhalb der Riffelalp. Mit lächerlichen Argumenten,

Mit jedem Grad Temperaturanstieg nehmen die Niederschläge in den Alpen um 7 Prozent zu.

denn wegen des Gletschersterbens werden Dutzende von vergleichbar wertvollen Gletschervorfeldflächen entstehen.

Die direkte Demokratie in den Alpen funktioniert. Dies belegen die Abstimmungen über die alpinen Solaranlagen im Berggebiet. Im Geld schwimmende Gemeinden wie Albinen und Saanen wollen keine Solarfelder auf ihren Gemeindegebieten. Andere – wie Meiringen – wollen ihre Flächen nicht für ein Butterbrot verschern.

Der neue Produktionschef der Alpiq ist der erst 42 Jahre alte Walliser André Murisier. Er muss der Gemeinde Zermatt und den Zermatter Hoteliers die Möglichkeit eröffnen, dass sie mindestens 100 Millionen Kilowattstunden Gornerli-Winterstrom zu den Gesteckungskosten – also nach Abzug der Subventionen – beziehen können. Damit Zermatt seinen politisch wichtigen

Hoteliers weiterhin den Strom *all-inclusive* für weniger als 16 Rappen pro Kilowattstunde liefern kann.

Noch ist Kurt Fluri Präsident der Stiftung für Landschaftsschutz. Und noch ist Raimund Rodewald Geschäftsführer der Stiftung für Landschaftsschutz. Beide führen sich auf, als gehörten die Alpen ihnen und ihren freisinnigen Atomfreunden. Sie wollen – warum in aller Welt auch immer – Zermatt regelmässig unter Wasser setzen. Meine Prognose: Wenn die Stiftung für Landschaftsschutz so weitermacht wie bisher, wird sie untergehen. Denn 40 Prozent der Gäste von Zermatt sind Schweizerinnen und Schweizer. Sie haben etwas gegen nasse Füsse.

In der gleichen Gewichtsklasse wie Kurt Fluri und Raimund Rodewald boxt der Walliser SVP-Staatsrat Franz Ruppen gegen den notwendigen Hochwasserschutz. Die Geschichte: Die Schweiz hat die besten Hochwasseringenieure Europas. Wo nach ihren Vorgaben gebaut wurde, kommt es zu keinen Überschwemmungen mehr. Seit dreissig Jahren haben sie das Projekt der dritten Rhone-Korrektur vorangetrieben. Jetzt hat der Bund alle Subventionszahlungen gestoppt, weil Ruppen den Hochwasserschutz wegen ein paar Bauernstimmen torpediert.

Der Chefredaktor des *Walliser Boten* schrieb am Samstag: «Franz Ruppen hat die dritte Rhonekorrektur im Visier ... Er will neu planen. Ruppen sollte dabei auf die Hochwasserspezialisten hören. Sicherheit kommt vor einer politischen Agenda.» Dem ist nichts hinzuzufügen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



«Zurück zur Natur»: zerstörte Autobahn A13 zwischen Lostallo und Soazza.

Hausgemachte Katastrophen

Die durch Flussgeschiebe zerstörte Autobahn im Misox wirft Fragen auf: Haben die Umweltökologen mit ihrer Renaturierung richtig gehandelt? Und was kostet uns die grüne Ideologie?

Christoph Mörgeli

Die Bilder schockieren weit über die Landesgrenzen hinaus. Die Autobahn A13 südlich der Buffalora-Brücke im südbündnerischen Misox wurde am Freitagabend vergangener Woche unterspült und weggeschwemmt. Geröll und Geschiebe aus dem Seitental Val d'Orbel haben den Fluss Moesa aufgestaut und in Richtung Autobahn gelenkt. Etwa zweihundert Meter Autobahn fielen mit allen vier Spuren dem Unwetter zum Opfer. Bei der Autobahn A13 zwischen den Kantonen St. Gallen, Graubünden und Tessin handelt es sich nach der Gotthardroute um die zweitwichtigste Nord-Süd-Verbindung der Schweiz. Ausgerechnet während der Sommerferien wird die A13 für längere Zeit blockiert bleiben. Die Arbeiten rund um die Wiederinstandstellung sind

bereits angelaufen, dürften aber bis zur Beseitigung aller Schäden Monate dauern und enorme Kosten verursachen.

Gemeingefährliches Kind des Zeitgeistes

Der Schuldige an den Zerstörungen, am bevorstehenden Verkehrschaos, an einem Toten und zwei Vermissten stand in den Medien von vornherein fest: der Klimawandel. Der *Tages-Anzeiger* zitierte andächtig einen Talbewohner, der sich mit emotionalen Worten an Bundesrat Ignazio Cassis gewandt hatte: Die Bergkantone seien «stark vom Klimawandel und von extremen Wetterereignissen» betroffen. Derweil mahnten die *Schaffhauser Nachrichten*: «Das nächste Unwetter bringt der Schweiz die nächste

Debatte, ob sie richtig umgeht mit den Risiken des Klimawandels.» Um sogleich nachdrücklich vor dem «Ignorieren des Klimawandels» zu warnen. Der WWF Schweiz klagte empört: «Das Risiko von grossen Schäden durch Hochwasser steigt durch die Klimakrise.»

Kein Thema ist indessen, ob die verantwortlichen Planer die Gefahrenlage eines

Extremereignisses richtig eingeschätzt haben. Oberhalb des jetzt zerstörten Autobahnteils wurde der Fluss Moesa von 2007 bis 2009 «renaturiert» beziehungsweise «revitalisiert». Dass man dabei mit dem Geröll aus dem nahen Val d'Orbel hätte rechnen können, wird im abschliessenden Bericht nirgend-



Escher von der Linth.

wo erwähnt. Die «Rückführung» von zuvor kanalisiertem Gewässern in einen «naturnahen Zustand» ist ein gefährliches, womöglich gemeingefährliches Kind des grün-ökologischen Zeitgeistes. Die von Bund, Kantonen und Gemeinden vielfach geförderte und finanzierte Ideologie der Revitalisierung soll die Ökosysteme für Tier- und Pflanzenarten verbessern. Auch würden – so die in städtischen Planungsbüros herrschende Vorstellung – renaturierte Flüsse Hochwasserfluten abschwächen, wenn ihnen nur genug Raum gelassen werde, um bequem über die Ufer zu treten.

Von Dämmen «befreit»

Bei der erwähnten Renaturierung des Auengebiets Carestia-Fordecia oberhalb des Mündungsbereichs des Val d'Orbel sowie im Gebiet Lom wurden am linken Ufer dreihundert Meter Damm beseitigt und das Flussbett im Carestia-Gebiet verbreitert. Am rechten Ufer verstärkte man die Böschungen und verlegte Blöcke im Flussbett. Am linken Ufer im Fordecia-Gebiet riss der Kanton zweihundert Meter Damm heraus und verbreiterte das Flussbett. An beiden Ufern wurden die Böschungen verstärkt und Blöcke im Flussbett eingebaut.

Das Bündner Amt für Natur und Umwelt hält fest: «Mit diesen Massnahmen wurde die Hochwasserdynamik auf der linken Seite der Moesa im Gebiet Carestia-Fordecia wiederhergestellt. Im Vordergrund stand die Beendigung der Absenkung des Flussbettes der Moesa in besagtem Gebiet mittels dadurch bedingter Förderung der Bildung von Kiesbänken sowie die Sicherung von Biotopen für Fauna und Flora und somit der typischen Artenvielfalt der Aue.»

Auch die Flussmündung des Buffalorabachs in die Moesa unterhalb des betroffenen Autobahnabschnitts wurde 2007 renaturiert. Dabei beseitigte der Kanton die rechte Uferverbauung des Buffalorabachs und das rechtsseitige Ufer der Moesa auf einer Strecke von rund 120 Metern. Zudem wurde die Pflasterung im Flussbett entfernt. Dass sich einige Spezialisten über das Risiko durchaus im Klaren waren, belegt die Tatsache, dass das Bündner Tiefbauamt die Entfernung der linksseitigen Uferverbauung des Buffalorabachs untersagte.

Nun waren unsere Vorfahren nicht ganz so beschränkt, wie sich die heutigen Renaturierer, Ökologen und Biologen vorstellen. Sie gingen zu Recht davon aus, dass ein kanalisierter Fluss am meisten Wasser bewältigt, weil er wenig Reibungsverluste aufweist. Bei Aufweitungen fließen die Gewässer zwar langsamer, reissen und erodieren aber bei den späteren unvermeidlichen Engnissen umso mehr. Man wollte im Misox seinerzeit die bis 1972 verkehrende Rhätische Bahn vor Hochwasser schützen, aber auch zusätzliches Landwirtschaftsland gewinnen. So wurde der Fluss Moesa zwischen 1896 und 1912 ziemlich durchgehend kanalisiert. Südlich des

Weilers Toi gab es lediglich eine kleine Brücke. Seit 1999 wurde indessen im Rahmen der Revitalisierung die Moesa streckenweise von ihren Dämmen «befreit». Nun konnte sich der Fluss in den Worten der Planer «aufweiten, verzweigen und seinen Lauf selbst suchen».

Dies alles geschah unter strategischer Planung des Bundesamts für Umwelt (Bafu) und der entsprechenden kantonalen Verwaltungseinheiten. Sie schwärmten vom «vielfältigen Auen-



Moesa vorher/nachher: Aus gebändigten Flüssen werden reissende Ströme.

Lebensraum» und der «Vernetzung von offenen Kiesbänken» im Misox. In Arbeitsblättern der Fachdidaktik für Umweltlehre werden die Moesa-Revitalisierungsprojekte gefeiert. Denn sie böten «mehr Platz für Flora und Fauna» sowie «mehr Hochwassersicherheit», und obendrein bleibe «die Strasse erhalten». Die Vorgänge von letzter Woche haben solche Behauptungen Lügen gestraft. Von Hochwassersicherheit war keine Rede, und die Strasse wurde gründlich zerstört.

An drei Stellen verzweigt

«Reaktivierung Altläufe» nannten die Beamten in Chur ihre Massnahmen bei Lostalio im Misox. Und das Magazin *Swissinfo* forderte «Freiheit für die Flüsse – für unsere Sicherheit». Das Eindeichen von Flüssen schütze nicht vor Hochwasser, zielführend sei vielmehr eine

Renaturierung. Entsprechend wurde landesweit gehandelt, auch in den Bündner Südtälern. Der Flusslauf der Moesa zeigt sich auf der Karte vor dem Bau der Autobahn A13 zwischen den Weilern Fordecia und Toi bereits diszipliniert, aber an drei Stellen noch verzweigt. Über die Moesa führte lediglich eine kleine Brücke. Nach dem Autobahnbau der sechziger und siebziger Jahre findet sich nur noch eine Verzweigung des Flusses bei Fordecia. Ganz anders nach den Revitalisierungsmassnahmen von 2007 bis 2009, welche die Flussauserweiterungen und Auenbildungen leicht erkennen lassen. Allerdings müssen sich nach den Ereignissen der letzten Woche auch die damaligen Autobahnbauer eine unangenehme Frage gefallen lassen: Warum haben sie die Brücke Buffalora nur knappmöglichst über die Moesa geführt, statt sie über potenzielles Geschiebe aus dem Val d'Orbel zu verlängern?

Das Amt nimmt selbstbewusst Stellung

Auch im Kanton Glarus sind die Behörden dabei, das Lebenswerk von Hans Conrad Escher von der Linth (1767–1823) zu beschädigen. Zwischen Näfels, Mollis und dem Walensee wurde der Escher-Kanal bereits streckenweise renaturiert, und dies soll künftig in noch grösserem Umfang geschehen. Die Bevölkerung der umliegenden Ebene befürchtet Über-

Der Schuldige stand in den Medien von vornherein fest: der Klimawandel.

schwemmungen, ja Hochwasserkatastrophen wie ehemals. Das Amt für Natur und Umwelt des Kantons Graubünden erkennt in seinen Massnahmen allerdings nur günstige Folgen «für die Fische und andere aquatische Lebewesen» und lobt die «Beseitigung von Fischwanderhindernissen» sowie die «Lebensräume für Tiere und Pflanzen». Das Amt schliesst seine Stellungnahme selbstbewusst: «Revitalisierungen führen nicht zu volkswirtschaftlichen Schäden.»

Es scheint, dass eine wohlstandsverwahrloste Generation zunehmend den Boden der Vernunft unter den Füßen verliert. Für die Grünen ist die Natur etwas grundsätzlich Gutes, weil sie ihre entfesselten, lebensgefährlichen Kräfte allzu oft verkennen. Sie sehen die Welt als eine Art idyllischen Landschaftsgarten, der durch keinen zivilisatorischen Fortschritt oder gar ein Streben nach Wohlstand gehemmt werden darf. Doch der Ruf des «Zurück zur Natur» scheint längst mehrheitsfähig. Egal, ob sich Überschwemmungen häufen, Wohn- und Kulturland oder Verkehrswege überflutet werden oder Krankheiten wie die Malaria zurückkehren. All diese Katastrophen lassen sich ja zur Not immer noch auf den Klimawandel abschieben.

Zahlenchaos im Migrationsamt

Steigen die Asylgesuche aus den Maghreb-Staaten im Sommer oder im Winter?
Beim Bund weiss man es nicht so genau.

Thomas Baumann

Im letzten November begann das Staatssekretariat für Migration (SEM) mit der Einführung eines 24-Stunden-Verfahrens für Asylbewerber aus den Maghreb-Staaten (Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen). Zuerst während dreier Monate versuchsweise im Bundesasylzentrum (BAZ) Zürich, seit April dieses Jahres auch in allen übrigen Bundesasylzentren.

Ziel des beschleunigten Verfahrens: eine Entlastung des Asylsystems und «Asylsuchende aus Herkunftsländern mit sehr tiefer Asylgewährungsquote frühzeitig über die Chancen im Asylverfahren zu informieren», wie es euphemistisch heisst.

Bereits am 1. März jubelte das SEM: «Seit Einführung des 24-Stunden-Verfahrens konnte der Bestand an Personen aus den Maghreb-Staaten, welche sich im BAZ Zürich aufhalten, um mehr als 50 Prozent gesenkt werden. Im gleichen Zeitraum sank die Bestandszahl in den anderen BAZ nur ganz leicht.»

Das überrascht kaum: Werden Asylbewerber schneller weggewiesen, verbleiben sie weniger lang in einem BAZ – entsprechend weniger Personen halten sich dort zu einem gegebenen Zeitpunkt auf. Würde man, beispielsweise, alle Gefängnisstrafen um die Hälfte reduzieren, würden sich die Gefängnisse auch zur Hälfte leeren.

Zweck des 24-Stunden-Verfahrens?

Beachtenswert: Benötigt das SEM jeweils zwei Wochen, um die neuen Asylverfahren online zu stellen, schafft man diese Auswertung in einem einzigen Tag! Dem Beamten spricht bleibt das Amt jedoch treu: «Für die betroffenen Personen wirkt sich insbesondere positiv aus, dass die Unsicherheit in Bezug auf das eigene Asylverfahren abnimmt.» Es ist kaum anzunehmen, dass diese es ebenso sehen: Ein rechtlich ungeklärter Status ist dort eher erwünscht.

Am 10. Mai berichtete das SRF erneut über das 24-Stunden-Verfahren. Über alle Bundeszentren gesehen, seien die Asylgesuche aus den

Maghreb-Staaten gemäss SEM um 40 Prozent gesunken. Allerdings gingen in demselben Zeitraum auch die Asylgesuche in Deutschland zurück – ganz ohne neues Verfahren.

SEM-Sprecher Daniel Bach zum SRF: «Es spielen hier natürlich mehrere Faktoren eine Rolle. Aber man muss sehen, dass normalerweise die

Ein rechtlich ungeklärter Status ist beim Staatssekretariat für Migration eher erwünscht.

Zahl der Asylsuchenden aus nordafrikanischen Staaten in den Wintermonaten zunimmt, das war in den letzten Jahren immer so. Dieses Jahr ist sie stark zurückgegangen, und wir gehen schon sehr davon aus, dass der Effekt vor allem auf diese 24-Stunden-Verfahren zurückzuführen ist.»

Doch was bezweckt das 24-Stunden-Verfahren wirklich? Geht es vor allem darum, die Belegung der Bundesasylzentren zu reduzieren – oder darum, die Zahl der Asylgesuche zu senken?

Das SEM schreibt auf Anfrage: «Dass die Anzahl

Asylgesuche im Sommer ansteigt, ist saisonal zu erwarten.

Das 24-Stunden-Verfahren wird sich dann bewähren, wenn (a) die eingereichten Asylgesuche [...] deutlich rascher geprüft und abgeschlossen werden und (b)

die Asylgesuchszahlen tiefer sind, als ohne 24-Stunden-Verfahren zu erwarten gewesen wäre.»

Und: «Aussagekräftige Zahlen lassen sich frühestens drei Monate nach Umsetzung der Massnahmen erstellen (also ab August).» Wir halten fest: Einmal steigt die Zahl der Asylgesuche im Winter – einmal im Sommer. Einmal vermeldet das SEM stark sinkende Asylanträge – ein andermal heisst es, dass Zahlen erst im August vorliegen werden.

Zahlen lügen bekanntlich nicht, und so lohnt sich ein Blick auf die Statistik. Diese zeigt: Im Frühling ist die Zahl Asylsuchender aus den Maghreb-Staaten jeweils besonders tief. Im Sommer steigt sie kontinuierlich an, bis sie gegen Jahresende, teils auch erst im Januar, ihren Höhepunkt erreicht und in den Folge-monaten jeweils wieder deutlich zurückgeht.

Vergleicht man, wie das SEM in seinem Presse-kommuniqué, den Februar 2024 mit dem November 2023, dann sind die Asylgesuche aus den Maghreb-Staaten um 21 Prozent, diejenigen aus den übrigen Staaten hingegen um 22 Prozent zurückgegangen. Im April und Mai ist der Rückgang bei den Asylgesuchen aus den Maghreb-Staaten ebenfalls weniger ausgeprägt als bei den übrigen Asylgesuchen.

Verfrühter Jubel

Einzig im März 2024 ist ein starker Rückgang um fast 50 Prozent gegenüber November 2023 zu verzeichnen. Legt man den Mittelwert von Februar bis Mai 2024 zugrunde, so zeigt sich: Der Rückgang beträgt bei Asylbewerbern aus Nordafrika wie bei allen anderen Asylbewerbern jeweils rund ein Viertel.

Blick zurück auf die Vorjahre: Im Frühjahr 2023 blieb die Zahl der Asylgesuche aus den Maghreb-Staaten gegenüber November 2022 konstant, während die Gesuche aus den übrigen Ländern um die Hälfte abnahmen. Genau umgekehrt im Frühjahr 2021: Damals sanken die Asylgesuche aus Nordafrika um die Hälfte, während sich diejenigen aus anderen Regionen nur leicht verminderten. Nimmt man den Mittelwert der letzten vier Jahre, so zeigt sich: Sowohl bei den Asylgesuchen aus den Maghreb-Staaten wie bei denjenigen aus anderen Ländern resultiert im Frühjahr jeweils ein saisonaler Rückgang von rund einem Viertel gegenüber dem November des Vorjahres. Das laufende Jahr liegt somit genau im langjährigen Durchschnitt.

Jubelstürme über das 24-Stunden-Verfahren sind derzeit definitiv verfrüht.

Thomas Baumann ist Ökonom, freier Autor und ehemaliger Bundesstatistiker.

Das Lamm schweigt nicht

Riley Gaines, christlicher Schwimmstar aus Tennessee, lehnt sich gegen den Zeitgeist auf.

In der Geschichte des Kampfs um Frauenrechte spielen Sportlerinnen keine sonderlich grosse Rolle. Wer sportlich begabt ist, nehmen wir an, will eher als Individuum brillieren als sich für einen kollektiven Kampf engagieren. Insofern war es bemerkenswert, in den letzten Jahren zu erleben, wie Sportlerinnen gegen die grosse kulturelle Aneignung – also den verrückten Glauben, Männer könnten Frauen sein – kämpfen, Sportlerinnen wie Martina Navratilova, Sharron Davies und, ganz besonders, Riley Gaines, das Pin-up-Girl des sexrealistischen Feminismus in Sachen Sport.

Ist Weiblichkeit eine Art Hautkleid?

Ihr Vorname klingt geschlechtsneutral und nach «Ich schaffe das»-Motiviertheit – also wie eine sportliche Variante von Taylor Swift –, und das passt gut zu diesem christlichen Schwimmstar aus Tennessee, deren Eltern auch Profisportler waren. Da sie ausserdem Reese-Witherspoon-artig gut aussieht, schien es, als würde ihr alles in den Schoss fallen – bis sie vor zwei Jahren beim NCAA-Freistilschwimmwettbewerb über 200 Yards zusammen mit dem schwimmenden Transvestiten Lia Thomas auf Platz fünf kam.

Ein Jahr später äusserte sie sich an einer Universität dagen, dass im Sport immer häufiger Männer gegen Frauen antreten, worauf sie von einem Mob tätlich angegriffen wurde. Anfang dieses Jahrs war sie eine von sechzehn Studentensportlerinnen, die die National Collegiate Athletic Association verklagten wegen der Teilnahme männlicher Athleten an Frauensportanlässen.

Sportlerin zu sein, erfordert eine Hingabe, zu der die wenigsten von uns fähig sind: all diese Selbstkasteiungen, während die Freundinnen es krachen lassen, so oft als Erste von einer Party nach Hause gehen und zur Belohnung für die verpassten Freuden früh aufstehen und sich körperlich anstrengen, bis es wehtut. Doch in einer Gesellschaft, in der der weibliche Körper schon in frühestem Alter sexualisiert wird, ist Sport einer der wenigen Be-



Pin-up des sexrealistischen Feminismus: Sportlerin Gaines, 24, mit Hunden und Gatte.

reiche, in denen Mädchen ihre Körperlichkeit ausleben können, ohne von lüsternen Kerlen zu Objekten gemacht zu werden: Ihr Selbstbewusstsein steht nicht auf den tönernen Füßen von Eitelkeit oder dem Erfüllen von Weiblichkeitsklischees. Und genau dies könnte der Grund sein, warum Röcke tragende Frauenhasser – die glauben, Weiblichkeit sei eine Art Hautkleid, wie der Serienmörder in «Das Schweigen der Lämmer» sich eines schneidern will – diese Frauen demütigen und ihre Siege zunichtemachen wollen.

Die erst 24-jährige Riley Gaines ist ein Leuchtturm der Hoffnung und des Selbstbewusstseins in einer Kultur, in der Frauen ihrer Altersgruppe geradezu epidemisch an Ängsten und Selbsthass leiden: Dieses Lamm lässt sich nicht zum Schweigen bringen. Der pornokranke Versuch hässlicher Männer, schöne Frauen zu besiegen, indem sie selbst sich als Frauen verkleiden, wird nicht gelingen, solange sich ihnen so mächtige Mädchen wie Riley Gaines in den Weg stellen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Der letzte Coup der Brigitte Hauser-Süess

Die Zeichen deuten auf einen Rücktritt von Mitte-Bundesrätin Viola Amherd. Der Bündner Nationalrat Martin Candinas steht in den Startlöchern für ihre Nachfolge. Er ist Favorit der «Walliser Connection» rund um die Strippenzieherin der Partei.

Marcel Odermatt



Das Dankeschön kam postwendend: Beraterin Hauser-Süess (l.), Bundespräsidentin Amherd.

Bern/Bürgenstock
Die Bilder gingen um die Welt. An der Ukraine-Konferenz auf dem Bürgenstock zeigten sich die Staatslenker mit ihren wichtigsten Einflüsterern. Hinter US-Vizepräsidentin Kamala Harris sass der nationale Sicherheitsberater Jake Sullivan, hinter dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj sein Aussenminister Dmytro Kuleba. Und hinter Bundespräsidentin Viola Amherd? Da kam ihre langjährige Vertraute Brigitte Hauser-Süess zum Auftritt auf der Weltbühne.

Nibelungentreue und Vetternwirtschaft

Hauser-Süess war einmal Präsidentin der CVP Oberwallis. Das höchste politische Amt, das die 69-Jährige in ihrer langen Bundesberner Karriere bekleidete, war das Präsidium der CVP-Frauen. So gesehen, war ihre prominente Rolle auf dem Bürgenstock eine faustdicke Überraschung. Wenn in Amherds Verteidigungsministerium die Hierarchie so viel zählen würde wie in der Armee, hätte Staats-

sekretär Markus Mäder am Tisch der Mächtigen Platz nehmen müssen.

Dass Amherd ihre Nummer zwei übergang und stattdessen auf die «Walliser Connection» setzte, überraschte im Bundeshaus allerdings niemanden. Obwohl sie gerade pensioniert worden war, zog Hauser-Süess schon im Wahlkampf für die Bundesratswahl im Herbst 2018 die Fäden. Sie trägt massgeblichen Anteil daran, dass Amherd – die weder im Parlament noch in der Partei ein Schwergewicht war – überhaupt den Sprung in die Regierung schaffte.

Das Dankeschön kam postwendend. Die frisch ernannte Verteidigungsministerin holte Hauser-Süess in die Bundesverwaltung zurück, wo sie zuvor schon den Bundesrätinnen Ruth Metzler, Eveline Widmer-Schlumpf und Doris Leuthard eine Stütze war. Seither begleitet die ehemalige Schreibmaschinenlehrerin ihre Chefin als persönliche Beraterin auf Schritt und Tritt, was die Bundesrätin ihr mit Nibelungentreue verdankt. Als Vorwürfe der Vetternwirtschaft gegen Hauser-Süess erhoben wurden, weil sie ihre Position dazu benützt haben soll,

sich aus familiären Gründen für Goms als Austragungsort der Wintermilitärspiele 2025 ausgesprochen zu haben, stellte sich Amherd sofort vor ihre Freundin.

Niemand kann sich im Bundeshaus vorstellen, wie Amherd ohne ihren Schatten auskommen könnte. Doch genau das wird sie bald tun müssen. Am 24. September feiert die gebürtige Luzernerin Hauser-Süess, die seit bald einem halben Jahrhundert im Oberwallis lebt, ihren 70. Geburtstag. Staatsangestellte können längstens bis zum 70. Altersjahr arbeiten. Irgendwann im Herbst wird selbst die Rasputina der Mitte abtreten müssen.

Kein Wunder, fragen sich in Bern viele, ob mit ihrem Auszug aus der Bundesstadt auch Amherds Ära endet. Konfrontiert man die Leute im direkten Umfeld der Verteidigungsministerin mit diesem Thema, kommt ein klares Dementi. Die 62-Jährige sei im Dezember für vier Jahre gewählt worden und werde die Amtszeit beenden, heisst es unisono.

Pfisters Chancen zerfallen exponentiell

Wer den Blick etwas weitert, bekommt andere Signale, die auf ein baldiges Ende hindeuten. Aus verschiedenen Departementen ist zu vernehmen, dass Amherd ihr Präsidialjahr nicht dazu nützt, dem Gremium den Stempel aufzudrücken. Sie wird als passiv, defensiv, vorsichtig beschrieben. Obwohl es noch nie so gute Argu-

Hauser-Süess' Kronprinz ist zwar erst 43, sitzt aber schon seit 2011 im Nationalrat.

mente für eine Aufrüstung gab, hält sie sich bei ihrem Kerngeschäft auffällig zurück. Zum Frust vieler Militärs kämpfte sie nicht für eine Erhöhung der Armeeausgaben auf 1 Prozent der Wirtschaftsleistung ab 2030, sondern will diesen Wert bis 2035 erreichen.

Dafür setzte sie sich erfolglos für den Plan ihrer Parteikollegin Marianne Binder-Keller ein, die Schuldenbremse auszuhebeln und neue Schulden zu machen, um fünfzehn Mil-

liarden Franken für den Wiederaufbau in der Ukraine und neue Waffen lockerzumachen. Eine Idee, die auf erbitterten Widerstand von FDP-Finanzministerin Karin Keller-Sutter stiess. Dem Vernehmen nach haben die beiden Bundesrätinnen schon lange ein schwieriges Verhältnis zueinander. Amherds Eintreten für Binder-Kellers Vorstoss soll diese Beziehung nun einem neuen Tiefpunkt zugeführt haben.

Die FDP kann ihr zweites Mandat nur retten, wenn sie ebenfalls mit einem Rücktritt reagiert.

Der Sololauf hat Amherds Standing im Bundesrat jedenfalls nicht gestärkt.

Vielen Beobachtern ist zudem unklar, welche Ziele Amherd noch anstrebt. Auch in ihrer Partei war in der Sommersession eine gewisse Nervosität auszumachen. Einige Mitte-Exponenten gaben im Gespräch in der Wandelhalle zu verstehen, dass sie selbst im Unklaren seien, was mit ihrer Bundesratsvertretung in naher Zukunft passieren werde.

Dazu passt die parlamentarische Initiative, die Parteichef Gerhard Pfister eingereicht hat. Der Zuger Nationalrat will verhindern, dass Bundesratsmitglieder kurz vor Ende ihrer Amtszeit abtreten. Abgänge wären nur noch aus persönlichen Gründen möglich, wie bei Simonetta Sommaruga, die den Hut nahm, weil ihr Ehemann erkrankte. «Wahlen müssen Folgen haben», so Pfister. Seine Absicht ist klar: Er hofft, dass die Mitte bei den Wahlen 2027 die FDP überflügelt, die Karten neu gemischt werden und seine Partei den 2003 verlorenen Sitz triumphal zurückerobert kann.

Trotzdem kam Pfisters Vorpreschen überraschend. Zieht Amherd nach ihrem Präsidentschaftsjahr mit dem für sie nicht zu übertreffenden Highlight Bürgenstock den Schlussstrich, stünde der ehrgeizige Pfister mit 61 Jahren vor seiner wohl letzten Chance, doch noch Bundesrat zu werden. Mit jedem Jahr, das vergeht, zerfallen seine Erfolgsaussichten exponentiell.

Helsana-Bundesrat einfach

Genau hier kommt Strippenzieherin Hauser-Süess wieder ins Spiel. Es ist bekannt, dass sie und Pfister nie das beste Verhältnis hatten. Wie andere im einflussreichen linken Parteiflügel hat Hauser-Süess dem ursprünglich konservativen Zuger nie recht vertraut. Auch wenn er das C im Parteinamen liquidierte und nach mehr als acht Jahren an der Spitze der heutigen Mitte sich längst aller rechten Positionen entledigt hat, möchte die Walliserin verhindern, dass Pfister ihre Chefin Amherd beerben kann, wie zuverlässige Quellen berichten.

Für Hauser-Süess, die 1997 landesweit bekannt wurde, weil sie sich gegen den Willen der Mutterpartei für die Fristenlösung aussprach,

erlaubt sich der Zentralschweizer immer wieder Ungeheuerliches. Sein öffentliches Stänkern gegen die SRG gehört ebenso dazu wie seine sanfte Skepsis gegenüber einer EU-Anbindung oder seine oft unverhohlene Kritik an der Arbeit des Bundesrates.

Doch wen sähe die Einflüsterin aus Brig als würdigen Nachfolger ihres Schützlings? Wer sich im Bundeshaus umhört, stösst immer wieder auf denselben Namen: Martin Candinas. Hauser-Süess' Kronprinz ist zwar erst 43, sitzt aber schon seit 2011 im Nationalrat, den er im vergangenen Jahr sogar präsierte. Mal abgesehen vom Geschlecht, erfüllt der Volksvertreter aus der Surselva für Amherd und Hauser-Süess, die immer im linken Flügel ihrer Partei beheimatet waren, alle Kriterien. Sein Einsatz für mehr Geld an Randgebiete, für den Ausbau des Sozialstaates und für eine immer stärkere SRG machen ihn zum gleichwertigen Amherd-Ersatz. Sicher ist, dass der Helsana-Mitarbeiter die Aufgabe gerne übernehmen würde und sich im Hintergrund für eine Kandidatur wärmeläuft. Auffällig oft sucht er den Austausch über die Parteigrenzen hinaus. Sein Jahr als Nationalratspräsident nutzte er, um an seinem staatsmännischen Format zu arbeiten.

Schockwellen in Bern

Entscheidet sich Amherd, zusammen mit ihrer Weggefährtin abzudanken, würde das in Bern Schockwellen auslösen. Sofort stünde die Frage im Raum, wie die FDP reagiert. Realistischerweise kann die Partei ihren zweiten Sitz nur retten, wenn sie ebenfalls einen Bundesrat ersetzt. Wer das sein wird, ist allen klar: Aussenminister Ignazio Cassis. In diesem Fall wäre die Wahrscheinlichkeit gross, dass die Vereinigte Bundesversammlung an der Zusammensetzung des Bundesrates festhalten würde – die Doppelvertretung für den Freisinn also in eine weitere Verlängerung gehen würde. Gleich zwei Sitze für die Mitte am selben Wahltag sind höchst unrealistisch.

Viola Amherd wird die Sommerpause nutzen, um sich zu entscheiden. Unabhängig davon, ob sie weitermacht oder nicht, eines kann man schon heute mit Gewissheit sagen: Der neue Mitte-Bundesrat wird ohne die ständige Betreuung durch Brigitte Hauser-Süess auskommen müssen.



Wer gut reden kann: Chefgenosse Berset.

Alain Bersets Meisterstück

Affären mit Erpressung, Corona-Leaks in seinem Departement, ein Flug in ein militärisches Sperrgebiet oder sein Kampf gegen eine Handyantenne an seinem Wohnort in der Freiburger Gemeinde Belfaux: Alain Berset hat nichts ausgelassen. Kein Spitzenpolitiker lieferte mehr Stoff für Skandale und polarisierte in der Bevölkerung stärker als der SP-Bundesrat.

Es passt zum Chefgenossen, dass ihm diese Eklats nichts anhaben konnten. Gesegnet mit einem für einen Schweizer untypischen Selbstbewusstsein, stürzte er sich kurz nach seinem Abgang aus der Landesregierung in ein neues Abenteuer. Berset gab bekannt, als Generalsekretär des Europarates zu kandidieren. Wohl wissend, dass sein angekratztes Image die Europapolitiker in Strassburg wenig kümmert.

Im Gegenteil: Wer von sich selbst überzeugt auftritt, gut repräsentieren und gut reden kann, ist im Vorteil. Die Rechnung von Berset ist aufgegangen. Der ehemalige Innenminister ist von der Parlamentarischen Versammlung des Europarates zum neuen Generalsekretär gewählt worden. Im September wird er als erster Schweizer dieses Amt übernehmen.

Die Frage ist, was der hohe Funktionär aus diesem Sieg macht. Die Voraussetzungen sind nicht schlecht. Als Schweizer muss er weder die Interessen der EU noch die der Nato vertreten. Berset kann unabhängig agieren. In diesen Zeiten müsste das dem 52-Jährigen helfen, seine neue Funktion auszuüben.

Doch man sollte sich keine Illusionen machen. Es wird schwierig für den neuen Generalsekretär, wirklich Akzente setzen zu können. Ein Korruptionsskandal hat das Vertrauen in diese Institution zerstört, durch den Rausschmiss Russlands hat sie an Bedeutung eingebüsst. Berset kann jetzt beweisen, dass er der Organisation wieder auf die Beine helfen kann. Marcel Odermatt

Auf dem Marsfeld begann die Moderne

Der Eiffelturm entsetzte Geistesgrößen wie Jacob Burckhardt und Emilie Zola.

Paul Verlaine ging lange Umwege, um den «hohlen Kerzenständer» nicht sehen zu müssen, Guy de Maupassant verliess die Stadt. Der Bau wurde zum Monument einer neuen Zeit.

Jürg Altwegg

Um diesen Turm zu sehen, werde man nach Paris reisen müssen, stöhnte der Basler Kulturphilosoph Jacob Burckhardt: «Meine spezielle Abscheu bei dieser Entreprise ist der Riesenturm, welcher offenbar als Reklame für die gedankenlosesten Tagediebe von ganz Europa, Amerika etc. zu wirken bestimmt ist. Mit allem anderen wird man nicht so renommieren können gegenüber denjenigen, welche sagen: *connu ça!* Dazu soll das Ding noch eine scheussliche *façon* bekommen.»

Burckhardt irrte: Kein ausländisches Staatsoberhaupt reiste 1889 zum hundertsten Geburtstag der Französischen Revolution nach Paris. Frankreich aber hatte sich von der Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg einigermaßen erholt. Sciences Po wurde zur intellektuellen Aufrüstung der Elite gegründet. Pierre de Coubertin erfand die Olympischen Spiele der Neuzeit, um die Jugend körperlich zu ertüchtigen. Und Gustave Eiffel baute seinen Turm: ein Monument für die Republik. Es war bereits die vierte seit der Revolution, und sie hatte nun schon mehr als ein Dutzend Jahre Bestand.

Türme wurden Mode

Von einer «Kundgebung» auf dem Marsfeld war in der Ausschreibung die Rede. Der Turm gegenüber der Ecole militaire sollte zur «Apotheose des Eisens und der Maschine» werden: «dieser beiden Symbole des Sieges unserer Vernunft über die Mächte der Finsternis». Eiffel bekam den Zuschlag gegen 700 Konkurrenten.

Der konservative Kulturpessimist Jacob Burckhardt war nicht allein. Die bekanntesten Dichter der Epoche, Zola wie Maupassant, Denker, Musiker, Maler protestierten mit einer «Petition der Künstler» gegen den Bau des «hohlen Kerzenständers», wie ihn der Kunstkritiker Joris-Karl Huysmans nannte. Dem Poeten Paul Verlaine,



Der Erfolg kam umgehend und übertraf alle Erwartungen.

der ihn partout nicht sehen wollte, nötigte er lange Umwege ab. Guy de Maupassant resignierte und verliess Paris.

Nach dem Auslaufen der Konzession wäre es beinahe zum Abbruch des Originals gekommen.

Der Erfolg kam umgehend und übertraf alle Erwartungen. Schon in der ersten Sommersaison wurde der Eiffelturm von 1968 287 zählenden Besuchern erklommen. Innerhalb eines

Jahres konnten praktisch die gesamten Baukosten gedeckt werden. Gustave Eiffel hatte sich auf dem Marsfeld eine Goldmine erschlossen. Weltweit fand das neue Wahrzeichen von Paris Nachahmer. Türme wurden Mode. Schon 1890 existierte in Sankt Petersburg eine sechzig Meter hohe Kopie – aus Eis.

Erstes drahtloses Telefon

Nach dem Auslaufen der Zwanzig-Jahre-Konzession wäre es beinahe zum Abbruch des Originals gekommen. Sein Überleben verdankte der Turm einem Geistesblitz des genialen Unternehmers (die Erfinder waren zwei von ihm angestellte Ingenieure): Er erstellte im Himmel von Paris eine Funkantenne. Ab 1910 kam das internationale Zeitzeichen von der Spitze des Eiffelturms, von der aus ein paar Jahre später auch die erste drahtlose Telefonverbindung über den Atlantik hergestellt wurde.

Gustave Eiffel war überzeugt, dass sein eiserner Turm schier ewig würde bestehen können. Alle sieben Jahre muss er neu gestrichen werden. Mit dem Unterhalt aber wurde geschlapt: Am Gerüst nagt der Zahn der Zeit, das Monument der Moderne rostet. Im vergangenen Februar streikten die Angestellten wegen des Sicherheitsrisikos. 6,3 Millionen Besucher wurden im vergangenen Jahr verbucht. Diese Woche werden die Eintrittspreise für Erwachsene von 29 auf 35 Euro erhöht.

Seit Anfang Juni strahlen die olympischen Ringe vom Eiffelturm über der Hauptstadt der Mode und des Luxus bis nach Europa, Amerika et cetera. Auf dem Marsfeld werden die Beachvolleyball-Wettbewerbe ausgetragen. Auf den Medaillen aller Disziplinen ist der Eiffelturm zu sehen, gestaltet hat sie der Juwelier Chaumet (LVMH). In Gold, Silber und Bronze enthalten sie ein Stück des Eisens, das einst beim Bau abfiel.

Schiebung bei der «Rundschau»

Der Verdacht bestand schon lange, nun weiss man es. Bei der «Rundschau» wird manipuliert.



Der neuste Fall spielt in Schaffhausen. Nach allem, was man weiss, ist es ein typischer Fall von Thesenjournalismus.

Die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens beschrieb den Fall einer Frau, die Opfer einer Prügelattacke wurde. Die «Rundschau» unterstellte, die Attacke sei von langer Hand vorbereitet gewesen, die Frau sei in einen Hinterhalt gelockt und nicht nur verprügelt, sondern auch vergewaltigt worden. Dann warf die «Rundschau» den Behörden vor, sich nicht um die Frau gekümmert zu haben.

Die Story war ein Knaller. In Schaffhausen demonstrierten Hunderte auf der Strasse gegen ihre unfähige Polizei.

Inzwischen sieht die Story ganz anders aus. Das Lokalblatt *Schaffhauser AZ* zitierte aus den Untersuchungsprotokollen, die belegen, dass die Polizei sich der Sache sehr wohl angenommen hatte. Die Protokolle zeigen, dass die Frau keine Vergewaltigung beklagte. Einen Hinterhalt gab es auch nicht, der Anlass war eine Party.

Wenn Sie mich fragen, ist die Sache klar. Die «Rundschau» hat typischen Thesenjournalismus betrieben.

Thesenjournalismus ist ein bekanntes Boulevard-Genre. Man definiert zuerst eine sogenannte Storyline. In unserem Fall lautet sie: «Missbrauchte Frau im Stich gelassen – Skandal bei der Schaffhauser Polizei». Dann verschweigen und vertuschen die Journalisten alle Fakten, die gegen ihre These sprechen.

Bei der «Rundschau» ist diese journalistische Manipulation offenbar übliche Praxis. Ein internes Dokument zeigt, wie hier der Thesenjournalismus floriert.

Acht Journalisten der «Rundschau» erstellten einen Report über die Zustände in der eigenen Redaktion. Das Dokument wurde letzte Woche von der *Schweiz am Wochenende* publiziert. Ihr Medienspezialist Francesco Benini kommentierte: «Für das Schweizer Fernsehen ist das verheerend.»

Verheerend ist der interne Report vor allem für «Rundschau»-Sendeleiter Mario Poletti. Er zeigt ihn als Wahrheitsfälscher, dem die objektive Faktenlage egal ist, wenn sie nicht in seine vorgefasste Meinung und Ideologie passt.

Das Dokument beschreibt auf der Redaktion unfassbare Zustände inhaltlicher Verzerrung. Es sei «echt bedenklich», schreiben die «Rund-

Poletti und seine Entourage diktieren den Mitarbeitern, welches Resultat ihre Recherche zu ergeben hat.

schau»-Journalisten, «dass wir teils einfach Thesen aufstellen, allen voran Mario Poletti, und wir diese dann versuchen auf irgendeine erdenkliche Weise zu bestätigen, obwohl die Realität etwas anderes zeigt».

Bei der «Rundschau» gilt demnach ein Muster der systematischen Schiebung. Chef Poletti und seine engste Entourage diktieren den Mitarbeitern, welches Resultat ihre Recherche zu ergeben hat. Sie tun es, beschreibt ein Redaktor, indem «sie mir oft einfach sagen, welche These sie bestätigt sehen möchten».

Aufrufe zu fairem Journalismus prallen an Poletti ab. Aussage eines «Rundschau»-Journalisten: Er habe von Poletti gefordert,

«nicht mit fixen Vorstellungen an ein Thema heranzugehen. Er war jedoch nicht empfänglich dafür.»

Nachdem nun die Misstände publik wurden, reagierte die «Rundschau» mit dem SRG-üblichen Dementi. Man habe die Vorwürfe «intern aufgearbeitet» und habe «keine Verstösse gegen interne Richtlinien festgestellt». Nach diesen Richtlinien sei Thesenjournalismus nämlich «inakzeptabel».

«Intern aufgearbeitet» – das ist eher eine Bestätigung. Für mich zeigt sich denn, was ich auch schon geschrieben habe. Die «Rundschau» hat publizistische Schlagseite. Sie folgt nicht dem Prinzip der Unabhängigkeit, das der öffentliche Rundfunk für sich fordert.

Ein Paradebeispiel war etwa die Story über Schweizer Kampffjets. «Bomben auf Tschechien: die Kriegsszenarien der Luftwaffe» betitelte die «Rundschau» den Beitrag und behauptete, die Armee plane, ausländische Ziele zu bombardieren. Die TV-Ombudsstelle verurteilte dann diesen absurden Thesenjournalismus, weil «die Meinungsbildung verfälscht worden ist».

Die Armee ist nur ein Fall. Die Themen der «Rundschau» stammen meist aus ihrer links-grünen Küche: Linth & Sprüngli bezieht Kakao durch Kinderarbeit, die SVP hat Kontakte zu Rechtsextremen, Superreiche nutzen teure Privatjets, Asylheime verludern, Klima-Aktivist Reto Knutti ist toll, die Klima-Seniorinnen sind ebenso toll, und Ausschaffungen sind ein Akt staatlicher Brutalität.

Hauptsache, die These stimmt. Und gegen die These hat die Realität keine Chance.

Zärtlich wie eine Umarmung

In der Mitte seines Lebens definierte Giorgio Armani den Anzug neu. Er hat damit die Männer elegant und sich sehr reich gemacht. Jetzt wird er neunzig. Was ist das Geheimnis seines Erfolgs? Arbeit, Arbeit, *sprezzatura*.

Mark van Huisseling

An einem Sommertag im Juli 1979 reisten Paul Schrader und John Travolta nach Mailand. Um einen damals wenig bekannten Modedesigner zu treffen; der Italiener mit Namen Giorgio Armani hatte sich bereit erklärt, Kostüme für den Star, der im nächsten Film des Hollywood-Regisseurs einen Callboy spielte (oder «Mann für gewisse Stunden», wie der Streifen auf Deutsch heisst), zu liefern. Man einigte sich, beide Seiten machten Zugeständnisse – Armani würde keine Kleidung eigens für die Produktion anfertigen, sondern der Stylistin freie Wahl in

*Versace sagte zu Armani:
«Ich ziehe Schlampen an,
du kleidest Frauen ein.»*

seinen Boutiquen gewähren. Und er liess sein Angebot stehen, als schliesslich der noch nicht berühmte Richard Gere statt Travolta die Rolle des Julian Kaye übernahm.

Es sollte ein laufbahnbeeinflussender Entscheid werden, für beide: Gere wurde dank «American Gigolo» zum Superstar. Und Armanis Mode gilt als stilprägend seither. Oder, mit den Worten einer Journalistin des *New York Times Style Magazine*: «Richard Gere erweckte die Kleidung zum Leben, die Jacketts betonten seine Muskeln, die Hosen schmeichelten seinen Beinen.»

Reicher ist nur der Nutella-Erbe

Man kann es sich kaum vorstellen, dass Armani einmal ein «wenig bekannter Modedesigner» war. Respektive es eine Zeit gab, in der italienische Prêt-à-porter-/ready-to-wear-Modelle noch nicht als Mass der Kleiderdinge verstanden wurden. Es war aber so bis, eben, in die 1980er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Was auch erklärt, weshalb es für die heute als Kernkompetenz der Italiener betrachteten Entwürfe, für das, was man gemeinhin unter Mode versteht also, kein italienisches Wort gibt. Die Entwicklung seither ist zu einem Teil deckungsgleich mit der Geschichte von Giorgio Armani und seiner

Firma. Diese machte ihn zum wahrscheinlich bekanntesten Modenamen, nachweislich aber zum reichsten Designer der Welt (und zweitreichsten Italiener; nach dem Nutella-Erben Giovanni Ferrero) mit einem vom *Forbes*-Magazin auf zwölf Milliarden Dollar geschätzten Vermögen. Am 11. Juli wird der Mann, der 1934 in Piacenza, siebzig Kilometer südlich von Mailand, zur Welt kam und, was die Kreationen seiner Modemarken angeht, immer noch Alleinverantwortlicher ist, neunzig Jahre alt.

Giorgio wuchs als das auf, was man heute Mittelschichtskind nennt, der Vater war leitender Angestellter, die Mutter leitete das Haus am Po (dem Fluss). Sie umsorgte die drei Kinder, noch einen älteren, mittlerweile verstorbenen Sohn und eine jüngere Tochter. Ein Foto von 1942 zeigt Giorgio im Sonntagsnachmittags-Ausgehanzug, mit weissen Handschuhen. Mamma Maria konnte haushalten, nähen, hatte Stil, *grandezza* irgendwie. Der eher kühle Armani wirkt dennoch weniger mutterbestimmt als sein ein Jahr älterer und flamboyanter Kollege Valentino (Garavani) sowie zahlreiche andere ita-

lienische Männer. Wenn er Maria wiedergibt, dann etwa im Zusammenhang mit ihren Kochkünsten; er erzählte mir einmal, worauf es bei *cotolette milanesi*, früher eine seiner Lieblings Speisen, ankomme (auf die Mischung von Butter und Olivenöl, von Paniermehl und Eiern); als Quelle gab er, natürlich, die Mutter an. Er begann ein Medizinstudium in Mailand, brach es aber schon bald wieder ab. Um Schaufenster von Rinascente, einem schicken Warenhaus, zu dekorieren. Bald wechselte er endgültig in die Modebranche, er bekleidete zehn Jahre lang eine Stelle als Mitentwerfer von Herrenanzügen für Hitman, eine Anzuglinie des Stofffabrikanten Nino Cerruti, der ferner Kleidung anbot.

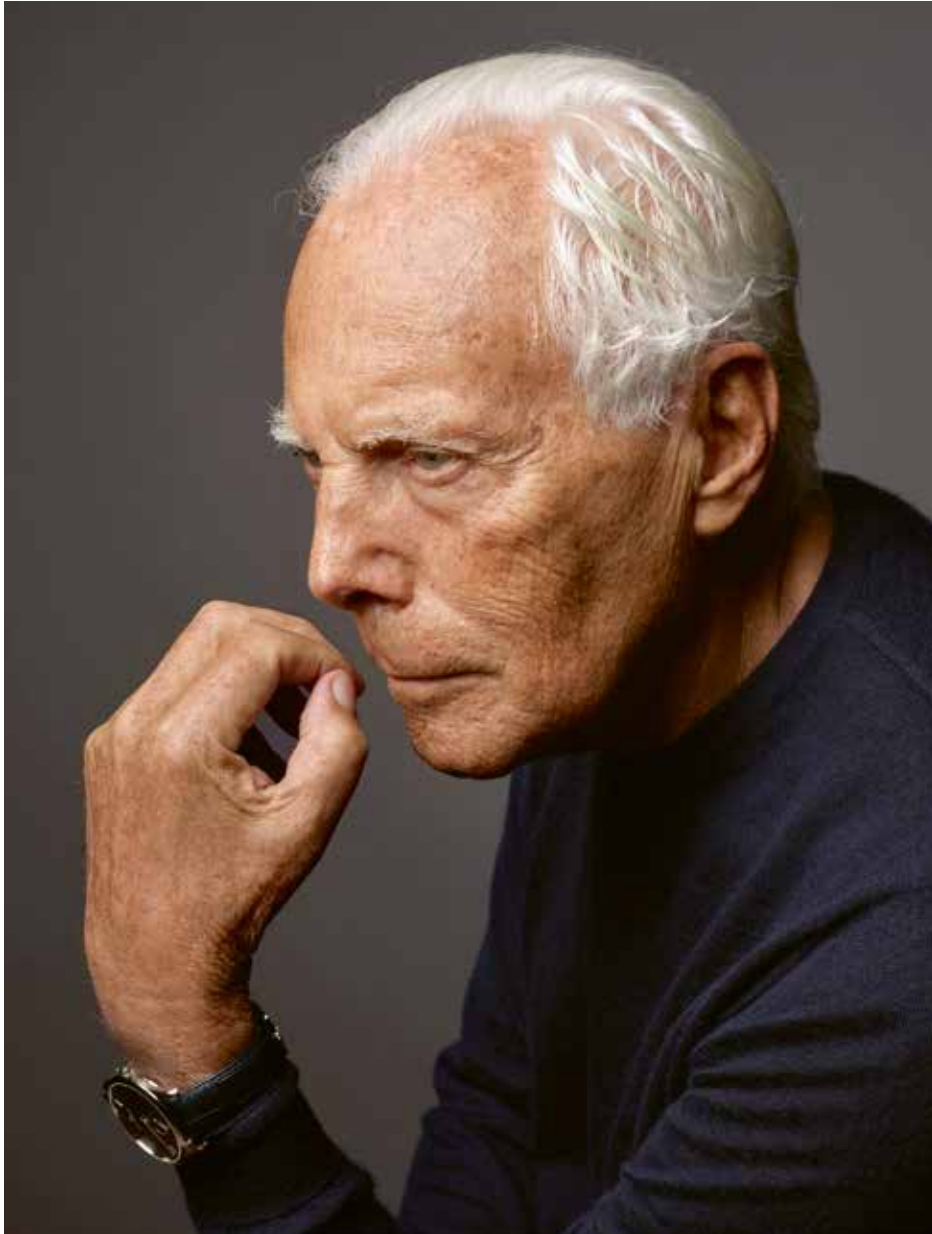
Stilhauptstadt in Entstehung

Erfolgreiche Karrieren sehen oft leicht und gerade verlaufend aus, von aussen betrachtet jedenfalls. So auch die von Armani. Ihm kam zugute, dass er zur richtigen Zeit (Gründung seiner Firma/Marke 1975, als ein breites Publikum sich für hochmodische und -preisiige Kleidung zu interessieren begann sowie sich solche leisten konnte) am richtigen Ort war – in Mailand, einer Stilhauptstadt in Entstehung, und oft auch in New York, dem Tor zum wichtigen amerikanischen Markt. Dennoch war der Weg bestimmt weder immer nur leicht wie Schurwolle noch gerade wie die Entwürfe des Designers. Doch bei Italienern im Allgemeinen und Armani im Besonderen erschwert es die Einschätzung, dass sie *sprezzatura*-Meister sind, es also verstehen, herausfordernde Aufgaben offenbar mühelos zu bewältigen.

Der laufbahnverändernde und -bestimmende Wurf des abgebrochenen Arztes und Mannes ohne Schneiderausbildung, aber mit den Fähigkeiten eines Modeschöpfers von Rang, war die Dekonstruktion des Jacketts. Er hatte die Idee, Schulterpolster rauszuschneiden, auf Taille gearbeitete, formgebende Schnitte ersatzlos zu streichen und breite Revers zu vergessen, als Erster. Das Ergebnis war nicht Jacke wie Hose, sondern Kittel wie Hemd oder mit anderen Worten: Dank Armani umhüllte



«Richard Gere erweckte die Kleidung zum Leben»: Filmplakat von «American Gigolo», 1980.



Ein bisschen Ewigkeit: Künstler Armani.

das im Grunde formelle Kernstück der Herrengarderobe den Männeroberkörper plötzlich zärtlich wie eine Umarmung. Was nicht bloss Männer mögen, auch Frauen lieben das damit verbundene Traggefühl. Das heisst, nicht alle Frauen, sondern vor allem solche, die als modern sowie selbstbestimmt beschrieben werden – Gianni Versace, der Süditaliener und andere Grosse der neuen Mode des Landes, sagte seinem Mitbewerber einmal: «Ich ziehe Schlampe an, du kleidest Frauen ein.»

Partners Seuchentod

Massgeblich zum Erfolg trug Sergio Galeotti, von Haus aus Architekt, bei. Armani war 33, als er den damals 21-jährigen und seinen späteren Business- sowie Lebenspartner kennenlernte, am Arbeitsplatz bei Cerruti. Armani hatte in ihm einen Mann gefunden, der sich um die Geschäfte kümmerte, wie vor ihm beispielsweise Yves Saint Laurent oder auch Valentino. Damit

endeten die Gemeinsamkeiten aber. *Chez Saint Laurent/Pierre Bergé* starb der Kreative zuerst, wogegen sich Valentino und sein 86-jähriger Giancarlo Giammetti heute beide noch recht guter Gesundheit erfreuen – während Armanis Galeotti bloss vierzig wurde, er starb schon 1985 nach einer Leukämieerkrankung an einem Herzinfarkt, steht bei Wikipedia.

Das zweifelten Branchenkenner schon lange an, und jetzt bezieht Armani persönlich erstmals Stellung: Tatsächliche Todesursache seines Freundes Sergio sei Aids gewesen. Er sagt das im neuen Film «Milano: The Inside Story of Italian Fashion», der diesen Sommer Kinopremiere haben soll (in Italien); das erzählt Alan Friedman, ein ehemaliger New Yorker Journalist und Autor, der den Film mitproduziert hat (ich bin mit ihm bekannt). Was Armani hingegen schon die längste Zeit sagte: dass Sergio viel zu früh gegangen sei und ein Loch in sein Leben plus Geschäft gerissen habe. Aber auch dass er,

Armani, deswegen keinen Augenblick daran gedacht habe, nicht weiterzumachen und sein angefangenes Werk aufzugeben, sondern halt einfach beschloss, alleine an der Spitze weiterzuarbeiten. Genau das tut er nun seit fast vierzig Jahren, denn für alles andere sei er zu sehr Realist (Quelle: Style-Beilage des *Focus*-Magazins).

Grosszügig mit Anekdoten

Armani wird, ohne sichtbaren Widerstand von seiner Seite, schon seit längerem als bisexuell beschrieben (er steht zurzeit auf Rang eins der LGBT-Billionaires-Liste, vor David Geffen, dem Medienunternehmer). Doch über die Bestätigung der Verbindung zu Sergio Galeotti hinaus war er zeitlebens diskret bis zugeknöpft; eine angebliche Liebesbeziehung zu Cher, der Sängerin, beispielsweise, tat er als Gerücht ab. Heute beziehungsweise in seinem Alter geht Inhalt über Partner respektive Sexualität der Wallungswert ein wenig ab, doch vor fünfzig Jahren urteilte ein grosser Teil der Öffentlichkeit in Italien und anderswo streng über Abweichungen von der herrschenden Sitte und Moral, besonders wenn die handelnden Personen bekannte Namen trugen.

Andererseits war Armani daran gelegen, nicht als prüde wahrgenommen zu werden – schliesslich wird Genuss in *le beau monde*, der Welt des Schönen und der Mode, als Tugend wahrgenommen, nicht als Laster. Er ging denn auch grosszügig um mit Anekdoten aus der hohen Zeit des Studio 54, der angesagten New Yorker Disco der 1970er Jahre, wo es wild und hoch herging. Mir berichtete er von Besuchen bei Andy Warhol, einem anderen Studio-Gast, in seiner Factory sowie seinem Stadthaus.

2022 verkaufte die Armani-Gruppe – mit den Marken Emporio Armani, Armani Exchange, Mania plus der am höchsten angesiedelten namensgebenden Kollektion, ausserdem Restaurants, Luxushotels plus eine Kosmetiklinie (mit L'Oréal) – Waren und Leistungen für 2,4 Milliarden Euro (17 Prozent mehr als im Vorjahr), der Gewinn betrug 289 Millionen (plus 25 Prozent). Das Unternehmen zählt über 7000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie mehr

Armani brachte 2016 sein Unternehmen in eine Stiftung ein, nach dem Vorbild von Rolex.

als 500 Läden auf sechs Erdteilen (Stand 2019); da es sich um eine privat gehaltene Firma handelt, sind neuste Zahlen nicht immer erhältlich.

Armani brachte 2016 sein Unternehmen in eine Stiftung ein, die nach dem Vorbild der Genfer Uhrenmanufaktur Rolex, deren Besitzer ebenfalls kinderlos blieb, aufgesetzt wurde. Damit hat er vorgesorgt, dass sein Lebenswerk nach seinem Tod weitergeführt werden kann; seit einiger Zeit sitzt ein Neffe im Board, dem

Verwaltungsrat, zwei Nichten bekleiden höhere Posten in der Firma. Weiter gilt Pantaleo Dell'Orco, Mitverantwortlicher der Männer-Looks, als möglicher zukünftiger kreativer Entscheider, bloss arbeitet er seit 46 Jahren für Armani, kann also wirklich nicht als frischer Mann beschrieben werden.

«Ich bin kein Campeur»

Entsprechend ist die Unternehmensbewertung niedriger, als wenn die Nachfolge geregelt wäre, heisst es bei Mailänder Investmentbanken (doch Armani sei das egal, er wolle ja nicht verkaufen). Was die Corporate Governance, Grundsätze der Unternehmensführung, an-

Gibt es etwas, vor dem Sie sich fürchten?», fragte ich. – «Ja, ich habe Angst vor der Lächerlichkeit.»

geht, steht der Italiener ziemlich genau für das Gegenteil des Systems, das die Franzosen Bernard Arnault und François Pinault mit ihren in Grossgruppen zusammengefassten Luxus-Marken, deren Kollektionen manchmal von Designern ohne Namen entworfen werden, aufgebaut haben.

Vom «einsamen Wolf Giorgio» zu sprechen, ist kaum übertrieben. Zwar pflegt er den Auftritt des italienischen Pater Ersatz-familias, wie stimmungsvolle, gelegentlich öffentlich geteilte Bilder von ihm mit Gefolge aus seinem Ferienanwesen auf Pantelleria, einer Insel südwestlich von Sizilien, wo er sich einen Weiler zusammengekauft und die alten Bauernhäuser armanisiert hat, oder von seiner stilvollen 65-Meter-Yacht «Main» (ihre Vorgängerin war 50 Meter lang und hiess «Mariu», nach der Mutter) belegen. Statt Partner und Kindern sitzen oder stehen Stars (Eric Clapton, Leonardo DiCaprio), Models sowie andere gutaussehende Leute um ihn herum. Doch im Grunde lebt (und stirbt) er, der selbst fast ausschliesslich in lockeren dunkelblauen Hosen, einem enganliegenden dunkelblauen T-Shirt und bequemen, hellen Schuhen daherkommt, für seine Arbeit. Wäre er ähnlich beredt, wie sein Kollege Karl Lagerfeld es war, würde er wohl Sätze sagen, wie sie dieser von sich gab (als ich Lagerfeld nach seiner Work-Life-Balance fragte, erwiderte er: «Ich habe nie Feierabend und mache keinen Urlaub – wozu auch? Ich bin kein Campeur»).

Mindestens einen Unterschied aber gab's zwischen den beiden: Lagerfeld genoss den Austausch mit Modejournalisten, Autoren et cetera, sie

stellten einen Teil seines Soziallebens dar. Für Armani ist's eine Qual, oder Pflicht wenigstens, scheint mir, sich befragen zu lassen. Vor Jahren hatte ich eine Verabredung zum Interview in seinem Teatro Armani am Stadtrand von Mailand, in dem sonst Modeschauen stattfinden; wir waren zu dritt – eine Mitarbeiterin, die übersetzte, war dabei; er selbst spricht kaum Englisch, ein wenig Französisch immerhin – in dem 500-plätzigem Betonbau des japanischen Architekten Tadao Ando. Doch das wenige, das Armani von sich gab, war ehrlich und gehaltvoll. Ich wollte wissen, ob sein privates Leben ein rauschendes sei, voll von berühmten Bekannten, wie man es sich vorstellt halt. «Nein, abends sitze ich meist alleine zu Hause, sehe mir alte Kinofilme an und gehe früh ins Bett», sagte er. «Gibt es etwas, vor dem Sie sich fürchten?», fragte ich. Er antwortete: «Ja, ich habe Angst vor der Lächerlichkeit.»

Egos, zu gross für ein Zimmer

Heute steht er für Interviews sozusagen nicht mehr zur Verfügung. Weshalb ich mich beim erwähnten Filmproduzenten, der Armani seit dessen New Yorker und Studio-54-Zeiten kennt, erkundigte. «Giorgio ist luzid und arbeitet jeden Tag. Den ganzen Tag. Noch immer», sagt Friedman. Was er hingegen nicht ist, scheint's: altersmilde. Er habe zwei Jahre Überzeugungsarbeit leisten müssen, bevor Armani für die «Inside



„Und hier unser Modell 'Held der Prärie'.“

Story of Italian Fashion» vor Friedmans Kamera trat. Und die gewünschte «Elefantenrunde» mit Armani, Donatella Versace, Domenico Dolce und Stefano Gabbana, Domenico De Sole sowie Tom Ford (beide Gucci ehemals) kam nicht zustande. «Wir versuchten lange, sie an einen Tisch zu bringen. Es klappte nicht. Keine Chance, *no way*» (Friedman). Die Meister, so sieht's aus, schenken sich noch immer nichts, auch im reifen Alter sind die Egos zu gross für ein Zimmer.

Der andere Elefant, der es dagegen ins Zimmer respektive in den Film schafft, ist die Geschichte über Armanis Nachfolge. Diese sei unklar, wiederholt Friedman nur, was schon bekannt ist. Wenigstens reicht er seine Einschätzung nach: Armanis Familienmitglieder in der Firma, die beiden Nichten und der Neffe, seien Geschäftsleute, gute Geschäftsleute möglicherweise sogar. Doch ein Designer, oder mehrere, der/die auf Giorgio Armani folgen könnte/n, sei im Hause nirgends zu erkennen. Auch nicht mit dem Blick des Insiders.

Die wahrscheinlich zutreffendste Einschätzung kommt vom grossen alten Mann selbst: «Ich denke, ehrlich, nicht viel über das Alter nach.» Natürlich werde auch er nicht ewig leben, doch gefühlt sei er noch immer gleich jung, wie als er Giorgio Armani, die Firma, gegründet habe, schrieb Giorgio Armani, der Mensch, in einem Beitrag für die *New York Times* kürzlich. Denn die Herausforderungen und Probleme seien auch noch immer die gleichen. Sein Verdienst? Zum Klassiker geworden zu sein. Sich von der Mode verabschiedet und dafür den Zugang zum Stil gefunden zu haben.

Ein bisschen Ewigkeit hat er also doch erreicht, sogar in den eigenen, strengen Augen. Dazu darf man ihm auch gratulieren.



Man darf gratulieren: «One Night Only Venezia», 2023.



fotolia.com © Jan Schuler



AdobeStock © Olena Zn



AdobeStock © Ekaterina Pokrovsky



VIP-Spezialreise «Magisches Marrakesch» Schätze der legendären Königsstadt

Willkommen in Marrakesch, der «Roten Stadt», berühmt für ihre prächtigen Paläste, Moscheen und Gärten. Herz dieser faszinierenden Stadt ist Medina, ein buntes Labyrinth aus Strassen, Häusern und Plätzen. Auf unserer 5-tägigen Kulturreise entdecken wir die über tausend Jahre alte «Perle des Südens», wo orientalische Träume zum Leben erwachen, sowie weitere beeindruckende Sehenswürdigkeiten des Landes.

Als eine der Königsstädte Marokkos, neben Fès, Meknès und Rabat, war Marrakesch einst die Hauptstadt der herrschenden Dynastien. Unser Ausgangspunkt ist das 4-Sterne-Hotel «Riad Chergui» in Marrakeschs Altstadt. Von hier aus erkunden wir die legendären Sehenswürdigkeiten wie den Djemma el Fna, die Medersa Ben Youssef, die Koutoubia-Moschee, die Saadier-Gräber und den Bahia-Palast.

Am nächsten Tag geniessen wir den traumhaften Jardin Majorelle in der Neustadt, in den 1920er-Jahren vom französischen Maler Jacques Majorelle erbaut und später von Yves Saint Laurent restauriert. Eine Kochvorführung mit Mittagessen führt uns in die Welt der marokkanischen Küche ein. Den Tag lassen wir in der Agafay-Steinwüste mit Blick auf die Gipfel des Hohen Atlas ausklingen, begleitet von Folklore und einem Abendessen im Wüstencamp.

Schon bald bietet sich die Gelegenheit, weitere Facetten der Umgebung Marrakeschs kennenzulernen. Im Ourika-Tal an der Nordseite des Hohen Atlas erhalten wir faszinierende Einblicke in das Leben und die Kultur der Berber. Wir besuchen ursprüngliche Dörfer mit typischen Stein-Lehmhäusern und den magischen Garten «Anima» auf dem Gelände einer ehemaligen Rosenfarm. Hier erschuf der österreichische Künstler André Heller einen der weltweit fantasievollsten und bezauberndsten Gärten.

Als weiteren Höhepunkt des fakultativen Ausfluges werden wir im «Paradis du Safran Maroc» zu einem Rundgang und zum Mittagessen im Garten erwartet. Geleitet von der Schweizerin Christine Ferrari beherbergt der botanische Bio-Garten rund 200 verschiedene Pflanzenarten – von Safran über Heilkräuter bis hin zu Zitrus- und exotischen Frucht-bäumen.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Magisches Marrakesch»

Termin:
25. bis 29. November 2024

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich-Marrakesch-Zürich
- Transfer Flughafen – Hotel – Flughafen
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Riad Chergui»
- 2 Abendessen im Hotel sowie 1 Abendessen im Restaurant
- 1 Mittagessen sowie 1 Kochvorführung mit Mittagessen in Restaurants
- 1 Abendessen mit Folklore-Darbietung im Camp in der Agafay-Steinwüste
- Ausflug «Legendärer Djemma el Fna»
- Ausflug «Zauberhafte Medina»
- Ausflug «Majorelle-Garten, marokkanische Küche und Agafay-Steinwüste»
- Qualifizierte, deutschspr. Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Ourika-Tal mit Anima-Garten und Safranparadies»,
inkl. Eintritt und Mittagessen: Fr. 115.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1880.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2180.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 420.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Drogen im Champagner

Akademische und sexuelle Skandale erschüttern die Kaderschmiede Sciences Po. Der Verfall der Hochschule steht für den Zustand von Frankreichs Elite.

Jürg Altwegg



Vier Jahrzehnte Omertà: Institut d'études politiques, Paris.

Die Mauern des Mémorial de la Shoah in Paris, auf denen die Namen der «Gerechten» eingraviert sind, wurden mit roten Händen verschmiert. Sie erinnern an das Lynchen zweier israelischer Soldaten in

Mitterrand, Chirac, Sarkozy, Hollande, Macron: Sie alle haben die Sciences Po absolviert.

Ramallah und enthüllen die heimliche Sehnsucht der propalästinensischen «Sympathisanten», die sie zu ihrem Symbol für den neuen Judenhass gemacht haben: Nieder auch mit den Gerechten, die Juden gerettet haben. Denn ohne Überlebende wäre Israel gar nicht erst gegründet worden.

Die blutigen Hände sind auch bei der Sciences Po am Werk. «Stop Genocide, Free Palestine». Die Aula des Tempels der politischen

Wissenschaften wurde Anfang Mai gestürmt und besetzt. Jüdische Kommilitonen waren ausgeschlossen. Als die Polizei die Besatzer abführte, stimmten sie Hohelieder auf die Palästinenser an: Wir sind für euch da, «vom Fluss bis zum Meer» – was nichts anderes bedeutet als die Auslöschung Israels.

Vergleich mit Eichmann

Die linksextreme «La France Insoumise» (LFI) von Jean-Luc Mélenchon führte mit Gaza ihre Kampagne für die Europawahlen von Anfang Juni. 55 Prozent der Studenten von Sciences Po hatten Mélenchon bei der Präsidentschaftswahl von 2022 ihre Stimme gegeben. Höher war sein Anteil nur bei den Studentinnen: 59 Prozent. Einen Universitätspräsidenten, der eine Demonstration von LFI verbot, verglich Mélenchon mit Eichmann, Hitlers Mann für die Endlösung, der bei seinem Prozess in Jerusalem seine Hände in Unschuld wusch.

Gegründet wurde die Sciences Po – der offizielle Titel lautet «Institut d'études politiques de Paris» – im Anschluss an die Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1871. Zur militärischen Aufrüstung gehört die intellektuelle. Die 1945 von Charles de Gaulle geschaffene Ecole nationale d'administration, die ebenfalls weltberühmte ENA, verdankt ihre Existenz dem moralischen Debakel nach der Niederlage von 1940: Die Elite des Staats war in die Kollaboration verwickelt. Zwischen den beiden *grandes écoles* herrschte eine klare Aufgabenteilung: Sciences Po ist für die «Doktrin» der Republik zuständig, die ENA für die Kunst des Regierens.

Tod in New York

Noch ein bisschen elitärer und älter ist die Ecole polytechnique für Ingenieure, gegründet 1794. Sie musste Frankreich auf den Krieg vorbereiten, den Österreich und Preussen den Revolutionären nach der Hinrichtung des Königs erklärt hatten. Napoleon machte aus ihr eine Militärakademie, noch immer untersteht sie dem Verteidigungsministerium. Die Studenten tragen Uniform und werden besoldet.

Politische Wissenschaften kann man auch an den Universitäten studieren – den Zugang zur Elite eröffnet aber nur das Studium an der Sciences Po. 10 Prozent der Kandidaten werden aufgenommen. Die Präsidenten François Mitterrand, Jacques Chirac, Nicolas Sarkozy und François Hollande haben die Sciences Po absolviert. Ebenso ihr Erbe Emmanuel Macron, der versprach, das Land zu regieren und zu reformieren wie Napoleon und Charles de Gaulle. Angesichts des zunehmenden Unmuts, der Frankreichs arroganten Eliten entgegenschlägt, versprach Macron die Schliessung der ENA, der Ausbildungsstätte der Spitzenbeamten.

Sie ist vollzogen – doch langsam dämmert die Einsicht, dass der Präsident das falsche Symbol geopfert hat. Seit dem blindwütigen Engagement für Gaza wird im Parlament auch die Abwicklung von Sciences Po gefordert. Schleichend war die Schule der französischen *excel-*

lence zum Sumpf geworden. Seit einem Dutzend Jahren sind ihre Verantwortlichen in Skandale und Affären verwickelt. Nicht nur die akademischen Sitten verluderten.

Vor einem Jahrzehnt wurde der charismatische Schulleiter Richard Descoings, der sein Etablissement zunehmend amerikanischen Standards anpasste und die «positive Diskriminierung» einführte, anlässlich einer Dienstreise tot in einem New Yorker Hotel aufgefunden. Sein Lebenspartner war der Chef der französischen Staatsbahnen. Postum widmete ihm eine Journalistin von *Le Monde* eine Biografie. Sein Verhängnis war sein Hang zu Alkohol, Drogen und homosexuellen Orgien.

Geliebte von Fidel Castro

Vor drei Jahren kam der Direktor der Sciences-Po-Zweigstelle Nancy vor Gericht. Er hatte einer Mitarbeiterin Drogen in den Champagner gemischt. Unklarheit bestand nur bezüglich des Motivs: Er wollte sich Mut antrinken und seine Drogenabhängigkeit beichten, sagte der Täter. Sie sprach von Vergewaltigung.

Das Buch «Die grosse Familie» von Camille Kouchner brach 2021 mit einer vier Jahrzehnte währenden Omertà an der Sciences Po. Die Autorin ist die Tochter von Bernard Kouchner, linker Gesundheits- und rechter Aussenminister, Mitbegründer von «Ärzte ohne Grenzen», sowie von Evelyne Pisier, einer salonlinken Kulturpolitikerin und zeitweiligen Geliebten von Kubas Revolutionsführer Fidel Castro. Sie hatte in zweiter Ehe Olivier Duhamel geheiratet, den Sohn eines Kulturministers und Stiefsohn des Verlegers Claude Gallimard.

Olivier Duhamel herrschte über die Sciences Po und das intellektuelle Paris. Jeweils im Sommer war die «grosse Familie» Gast in seiner Villa an der Côte d'Azur. Zu ihr gehörte auch die Schwester der Gastgeberin, die Schauspielerin Marie-France Pisier. Sie hatte den von de Gaulle des Landes verwiesenen Daniel Cohn-Bendit nach Frankreich zurückgeholt und ertrank nachts in Duhamels Pool. «Die Jungen wurden den älteren Frauen zugespült», berichtet Camille Kouchner in ihrem Familienroman der Achtundsechziger. Sie enthüllte, was alle – und seit ihrer Ermittlung über den Tod der berühmten Schauspielerin auch die Polizei – wussten: Duhamel hatte ihren Bruder, seinen Stiefsohn, jeden Abend vergewaltigt.

An der Sciences Po musste auch der schweigende Schulleiter gehen. Ersetzt wurde er durch Mathias Vicherat, einen Weggefährten Macrons, der für linke Politiker wie Jean-Luc Mélenchon und Anne Hidalgo tätig



Wissen und Wahrheit: Präsident Macron.

gewesen war. Zur Sciences Po kam er als Manager des Nahrungsmittelkonzerns Danone, verheiratet mit einer bekannten TV-Journalistin. Im vergangenen Sommer verlieh er Deutschlands früherer Bundeskanzlerin Angela Merkel den Ehrendoktor. Bei der Zeremonie schmückte er sich mit einer Schärpe, die ihm nach akademischer Kleiderordnung nicht zustand. Ein Professor reichte Klage ein. Er begründete sie mit der «Exemplarität», die man von der Kaderschmiede der Republik erwarten müsse.

Leichtfertig werden die akademischen Regeln dem Dogma der neuen Zeit angepasst. Für Prüfungsarbeiten in inklusiver Sprache gab es bessere Noten. Eine Tanzlehrerin wurde entlassen, weil sie von «führen» sprach. Die Schulleitung cancelte Vorlesungen über Darwin, weil sie von Studenten als Rechtfertigung der Vergewaltigung verstanden wurden.

Stets hagelte es harsche Dementis. Doch vergangenes Jahr sprach Vicherat auf einmal von einer «Jagd der Studenten auf die kognitiven Dissonanzen». Sie würden als «unerträglich» empfunden. «Wir sind tatsächlich um ein Minimum an Kohärenz bemüht», räumte er ein.

Olivier Duhamel herrschte über das intellektuelle Paris. Seinen Stiefsohn vergewaltigte er jede Nacht.

Seine Schule lobte er als erste Institution, die eine Bewertung der Lehrer durch die Studenten vorgenommen habe: «Auf der Basis ihrer Kritik arbeiten wir mit den Professoren an der Verbesserung ihres Unterrichts.» Dozenten wurden entlassen, weil sie bei den Studenten durchgefallen waren.

«Gegenseitige häusliche Gewalt»

Die Folgen sind an den Demonstrationen gegen den «Genozid» in Gaza zu erkennen: «Wir haben es mit einer Generation zu tun, die im Gymnasium zwei Genozide durchgenommen hat», stöhnt die Essayistin Barbara Lefebvre. Die Schüler wurden nach dem Prinzip «Nie wieder!» erzogen und machten Ausflüge nach Auschwitz: «65 Prozent der europäischen Juden wurden Opfer der Shoah, 60 Prozent der Armenier von den Türken ermordet. In Gaza starb 1 Prozent der Bevölkerung. Es gibt keine Intention zur Ausmerzung der Palästinenser.»

Bei der Elite von morgen triumphieren die Ideologie und die Moral über Wissen und Wahrheit. Auf ihre Dynamik setzt Jean-Luc Mélenchon. Mathias Vicherat indes hat bei Sciences Po nichts mehr zu melden. Unter dem Druck der Studenten musste er Ende März zurücktreten: wegen «gegenseitiger häuslicher Gewalt».

Bordeaux oder Burgund?

Max Gerstl



Weine aus Bordeaux oder dem Burgund – das ist die uralte und wohl nie endende Diskussion. Ganz klar Bordeaux, sagen viele. Da kann man sich seine Lieblings-Châteaux merken, und diese produzieren zuverlässig jedes Jahr einen hervorragenden Wein. Und wenn Sie jetzt sagen, Bordeaux sei teuer, dann sage ich Ihnen: Bordeaux hat das beste Preis-Leistungs-Verhältnis weltweit, denn hier gibt es nicht nur die stolzen Crus classés, sondern auch unter zwanzig Franken pro Flasche schon richtig grosse Weine.

Die Weine aus dem Burgund seien feiner, raffinierter, edler, sagen andere. «Aber wie soll ich mich da zurechtfinden?», fragen Sie. «Es gibt hundert verschiedene Gevrey-Chambertins von grandios bis miserabel.» Da haben Sie recht, aber ich sage Ihnen: So, wie im Bordeaux den Namen des Châteaux, so müssen Sie sich im Burgund den Namen des Weinguts merken. Die Top-Produzenten sind hier genauso zuverlässig wie im Bordeaux.

Und was, wenn man in beiden Gebieten die richtigen Weine auswählt? Dann gibt es ganz eindeutig nur ein Sowohl-als-auch. Einmal habe ich Lust, mich von einem charmanten Gaumenschmeichler aus dem Bordeaux verwöhnen zu lassen. Ein andermal lasse ich meine Sinne von einem zarten, eleganten Pinot aus dem Burgund betören. Sich das eine oder andere nicht zu gönnen, wäre ein bedauerlicher Verzicht auf ein Stück Lebensqualität.

Bei den Weissweinen ist die Situation etwas anders, die trockenen Weissweine aus dem Burgund sind überragend; wenn man allerdings die grossen Süssweine aus Sauternes noch dazuzählt, dann gleicht sich die Sache auch hier wieder aus.

Max Gerstl ist Verwaltungsrat und Partner der Weinhandlung Gerstl (gerstl.ch).

Ich bin eine Milliardärin wie du

Teuer bezahltes, nicht enden wollendes Anstehen und schweisstreibende Drängeleien, um Taylor Swift als singendes Pünktchen und auf überdimensionalen Bildschirmen zu bestaunen: Warum tut man sich das an? Weil sie einem dann drei Stunden ganz allein gehört.

Rahel Senn

An zwei Sommertagen pilgern zehntausende Swifties zum Letzigrund-Stadion, um ihrem Idol nah zu sein. Die Konzertkarten waren innerhalb von dreissig Minuten ausverkauft.

Grossveranstaltungen gab es schon zu Zeiten der Römer, als sich Zehntausende auf den Tribünen versammelten, um sich an «Wettkämpfen» zwischen Menschen und Tieren zu ergötzen. Dass es zuweilen auch Tote gab, hat den Spannungseffekt der Live-Veranstaltung nur noch vergrössert. Menschenmassen und Voyeurismus sind zwei uralte Phänomene. Wir schauen zu, wie andere etwas tun, und stellen uns vor, wir wären sie: ein Tausch von Identitäten also. Der deutsch-amerikanische Psychoanalytiker Erik H. Erikson hat sich intensiv mit Fragen der menschlichen Persönlichkeit auseinandergesetzt. Zum einen reden wir von einem selbstdefinierten Ich, das seine Begabungen und Fähigkeiten als einzigartig erkennt und bereit ist, sie zu kultivieren. Zum anderen existiert dieses Ich zusammen mit jenem Ich, als das uns die Umwelt wahrnimmt. So sind wir Schwester, Tochter, Mutter, Schülerin, Lehrerin und so weiter in einer Person. In akuten Lebensphasen kann die Suche nach dem Ich in eine Identitätskrise führen.

Stimmt das Image?

Das Chaos um die Frage, wer wir sind, hat sich die moderne Musikindustrie zum Kapital gemacht, indem sie Idole produziert. Idole sind Persönlichkeiten, von denen uns nur ein Bruchteil ihrer Identität bekannt ist – jener nämlich, der uns durch die Medien vermittelt wird. Da-

Sie ist Freundin, Schwester, Schwiegertochter – und oft auch Traumfrau.

durch haben Fans die Möglichkeit, den restlichen, gewissermassen luftleeren Raum mit ihrer Fantasie zu füllen. In ihrer Vorstellung malen sie Luftschlösser und Federbetten, Sehnsuchtsorte in einer Welt, in der Menschen ge-



Wenn sie schön ist, bin ich es auch: Popstar Swift.

tötet, Familien auseinandergerissen und Herzen gebrochen werden. Traumgestalten wie Taylor Swift sind immer für uns da, mit strahlendem Lächeln, makellos geschminktem Teint, festlich gekleidet und mit immer derselben uns bekannten – und somit berechenbaren – Stimme. Das Idol gehört einem ganz allein. Wenn wir Swifts Musik hören, sitzt sie mit uns am Esstisch, steht vor unserer Tür, tanzt, lacht und weint mit uns. Sie ist Freundin, Schwester, Schwiegertochter – und oft auch Traumfrau. Nach Erik H. Erikson wären es die vielfachen Rollen, die einem das Umfeld zuteilwerden lässt.

Das Geheimnis des Idols besteht darin, dass sein wahres Gesicht verborgen bleibt. Nur jene Faktoren, die für den Erfolg massgebend sind – bei der international erfolgreichen Country-sängerin Musik, Gesang und Text –, dürfen öffentlichkeitswirksam preisgegeben werden. In der Marketingabteilung von Sony, Universal und Co. spricht man vom Image eines Künstlers oder einer Künstlerin. Natürlich muss eine Sängerin singen können, eine Musikerin sollte ihr Instrument beherrschen, aber am Schluss sind Talent und Können nur Teilfaktoren für den Erfolg. Die Fragen lauten eher: Stimmt das Image? Gibt es genug Leute, die sich mit dem künst-

lichen Ich dieser oder jener Person identifizieren können? Anhand solcher Fragestellungen bestimmen Fachleute, wie das Produkt – in diesem Fall: Taylor Swift – aussehen, welche Outfits, Frisuren und welches Make-up es tragen soll, in welchen Medien geworben wird und welche Details aus dem persönlichen Leben bekanntgemacht werden.

Der Mensch verkommt zum Produkt und tut das, was von ihm verlangt wird. Und er vermeidet all das, was nicht zu seiner fiktiven Persönlichkeit passt. Darum ist ein Imageschaden das Schlimmste, was einem Star passieren kann. Britney Spears hat als tragisches Beispiel gedient, mit Bildern einer alkoholisierten Mittdreissigerin und drogensüchtigen Mutter in schlechtsitzenden Pyjamas. Das Image des hübschen, vorlauten, tanzenden Schulmädchens war kaputt – und mit ihm der Erfolg.

Hinter der schönen Fassade

Wenn die erfolgreichste Musikerin aller Zeiten auf der Bühne steht, hat das gesamte Publikum das Gefühl, sie singe nur für einen selbst. Die Angehimmelte gehört allen und niemandem. Es ist der Glanz der Illusion, die den Star umhüllt, die Perfektion um das makellose Ich, das

Es ist aber nicht das Authentische, das wir wollen. Wir dürsten nach Illusion.

uns fasziniert. Der Künstler oder die Künstlerin lebt ein Leben, von dem wir nur träumen können. Je mehr Leute Taylor Swifts Musik hören, desto grösser ist ihre Reichweite, je gewaltiger das Konzertpublikum, desto höher wird ihr Einkommen. Die 34-jährige Amerikanerin ist inzwischen so bedeutend, dass behauptet wird, sie sei in der Lage, die anstehenden Präsidentschaftswahlen in ihrem Heimatland entscheidend zu beeinflussen – in Zeiten von Instagram, Tiktok und Youtube gar nicht so abwegig.

Dass jene Taylor Swift, die am 9. und 10. Juli im Zürcher Letzigrund-Stadion auftritt, gar nicht die eigentliche ist, wissen wir. Es ist aber auch nicht das Authentische, das wir wollen. Wir dürsten nach Illusion. Für einen Moment bietet uns der minutiös geplante, mit eindrucklichen technischen Effekten ausgestattete Event die Erfahrung einer heilen Welt. Durch ihre Texte gibt uns die Sängerin das Gefühl, verstanden zu sein. Ihre Botschaft lautet: Hinter der schönen Fassade bin ich verletztlich, bin ich verletzt. Auch als Milliardärin bin ich wie du. Wenn Taylor verletzt ist, bin ich es auch. Wenn sie schön ist, bin ich es auch. Die Welt ist perfekt. Zumindest für drei Stunden. So lange nämlich, wie sich Taylor Zeit nimmt. Für uns. Für mich.

Rahel Senn ist Schriftstellerin und Musikerin.

Eklat unter Schweizer Diplomaten

Die Botschafterkonferenz in Andermatt verkam zur Huldigungszeremonie für Bundesrat Ignazio Cassis. Aus Protest reisten Teilnehmer frühzeitig ab.

Rafael Lutz

In Sachen Bürgenstock-Konferenz sind sich inzwischen fast alle einig: Die Nicht-Einladung Russlands war ein Fehler. Das dürfte man auch im Aussendepartement (EDA) wissen. Von Selbstkritik ist trotzdem nichts zu spüren. Die Konferenz sei «absolute Weltklasse» gewesen und werde in die Geschichtsbücher eingehen, schrieb Staatssekretär Alexandre Fasel in einer E-Mail ans EDA-Kader. Die Schweiz habe sich mit dem Gipfel als «bedeutender, allseits anerkannter Akteur positioniert».

Die Äusserungen der Nummer zwei im EDA sorgen für Ärger. Vergangene Woche traf sich das diplomatische Spitzenpersonal in Andermatt zum traditionellen Botschaftertreffen, das seit 1887 stattfindet. Ein Tagesmotto lautete «Brücken bauen» – was tief blicken lässt. Im EDA tun sich Gräben auf. Die einseitige Parteinahme für die Ukraine durch Cassis und Co. wird zusehends skeptisch gesehen. Nicht wenige Schweizer Botschafter, zumal solche, die im globalen Süden tätig sind, wissen aus erster Hand, wie schlecht der aussenpolitische Kurs des Bundesrats in vielen Hauptstädten der Welt ankommt.

«Frontalunterricht wie in der Schule»

Das Andermatt Treffen verkam rasch zur Selbstbeweihräucherungszeremonie der Departementsspitze. Fasel und sein Chef, Bundesrat Ignazio Cassis (FDP), klopfen sich gegenseitig auf die Schultern. Das kam schlecht an. Hinter vorgehaltener Hand liessen mehrere Botschafter ihrem Frust freien Lauf. Einzelne reisten aus Protest vorzeitig ab.

Cassis scheint das wenig zu kümmern. Für ihn steht bei den Botschaftertreffen nicht der Austausch im Vordergrund. Vielmehr sieht er die Konferenz als eine Art militärischen Wiederholungskurs, in dem die Botschafter auf den aktuellen Stand bezüglich Aussenpolitik des Bundesrats gebracht werden. Dies sagte er sinngemäss zu Beginn des Treffens, wie die *Urner Zeitung* berichtete. Kontroverse Diskussionen sollen keine stattfinden.

Das war nicht immer so. «Bis Mitte 1990er Jahre wurde an den jährlichen Botschafter-

treffen noch heftig über die Schweizer Aussenpolitik debattiert», sagt ein Diplomat. Während der Treffen sei es schon mal vorgekommen, dass sich ein Botschafter und der jeweilige Aussenminister in Streitgesprächen duellierten. Das war erwünscht. Die EDA-Spitzen wollten den Puls fühlen und genau wissen, was in den jeweiligen Ländern vor sich ging, in denen ihre Botschafter tätig waren. Das half dem Bundesrat dabei, sich ein möglichst genaues Bild zu machen. «Heute erteilen die EDA-Chefs Frontalunterricht, und die Schweizer Botschafter haben zu gehorchen wie die Schüler in der Schule.»

Der Eklat von Andermatt fügt sich ins Bild, das die Schweizer Diplomatie dieser Tage abgibt. Georges Martin, einstige Nummer drei im EDA, wirft seinem früheren Chef Ignazio Cassis öffentlich Verfassungsbruch vor. Der Aussenminister hatte zuvor an einer Pressekonferenz eingeräumt, Russland aus Rücksichtnahme auf die Ukraine nicht zur Bürgenstock-Konferenz eingeladen zu haben, was laut Martin unvereinbar ist mit der Neutralität der Schweiz. Der langjährige Spitzendiplomat Jean-Daniel Ruch bezeichnete den Schweizer Staatssekretär für Sicherheitspolitik Markus Mäder vor laufender Kamera als «Nato-Pudel». Ignazio Cassis droht die Kontrolle vollends zu entgleiten.



«Absolute Weltklasse»: Bundesrat Cassis.

Frieden ist möglich

Die Osterweiterung der Nato drängte Russland in die Defensive.
Wie lässt sich der Konflikt lösen?

Fjodor Lukjanow

Der damalige russische Aussenminister Andrei Kosyrew unterzeichnete am 22. Juni 1994 in Brüssel das Nato-Programm «Partnerschaft für den Frieden». Dies markierte den Beginn der offiziellen Beziehungen zwischen der Russischen Föderation und dem von den USA geführten Block (zuvor hatten die UdSSR und die Nato im Rahmen des Nordatlantischen Kooperationsrates einen politischen Dialog geführt, der jedoch erst einige Tage vor der Auflösung der Sowjetunion begründet worden war).

Absichtliche Missverständnisse

Die Geschichte der Zusammenarbeit zwischen Russland und der Nato war recht intensiv und interessant. Im Laufe der Jahre kam es zu einer merkwürdigen Mischung aus guten Absichten, politischer Heuchelei und gegenseitigen Missverständnissen, die manchmal ganz natürlich, manchmal aber auch absichtlich entstanden. Experten sprechen oft von ungenutzten Möglichkeiten zwischen den beiden Seiten, aber das ist umstritten. Tatsächlich gab es nie eine reelle Chance, eine echte Partnerschaft zwischen Russland und der Nato aufzubauen, auch wenn es zu einem bestimmten Zeitpunkt gewisse Illusionen in dieser Hinsicht gab.

Das Programm «Partnerschaft für den Frieden» diente ursprünglich einem doppelten Ziel: Es war eine Alternative zur Nato-Mitgliedschaft, aber auch ein vorbereitender Schritt für den Bei-

Der Westen war der Meinung, dass er als Sieger das Recht hatte, die Struktur Europas zu bestimmen.

tritt zur Organisation (zumindest für einige Länder). Als das Programm ins Leben gerufen wurde, war eine endgültige Entscheidung über die Erweiterung der Nato noch nicht gefallen. Die Diskussionen in Washington wurden fortgesetzt, aber die Waage neigte sich allgemein zugunsten einer Ausdehnung der Tentakel.

Russland lehnte die Idee ab, war aber nicht konsequent. Kosyrew warnte vor den Folgen



Partnerschaft für den Unfrieden: designerter Nato-Chef Mark Rutte.

der Erweiterung, erklärte jedoch wiederholt, dass die Nato nicht der Feind Russlands sei. Der russische Präsident Boris Jelzin riet den westlichen Staats- und Regierungschefs davon ab, den Block zu erweitern, erklärte aber gleichzeitig dem polnischen Präsidenten Lech Walesa, dass Moskau nicht gegen einen Beitritt Warschaus sei. Zu dieser Zeit sah die Initiative «Partnerschaft für den Frieden» wie ein lebensrettender Kompromiss aus. Zwei Jahre später kündigte die Nato schliesslich an, dass sie die erste Gruppe ehemaliger kommunistischer Staaten aufnehmen würde.

Gegenwärtig herrscht in Russland die Ansicht vor, die USA und ihre Verbündeten hätten nach der Auflösung der UdSSR einen Kurs der militärischen und politischen Übernahme der ehemaligen sowjetischen Einflussphäre eingeschlagen, wobei die Nato das Hauptinstrument zur Erreichung dieses Ziels wurde.

Auch wenn es letztendlich so gekommen ist, war die ursprüngliche Motivation vielleicht nicht ganz so einfach. Der leichte und unerwartete Erfolg des Westens im Kalten Krieg vermittelte das Gefühl eines bedingungslosen Sieges – eines politischen und wirtschaftlichen, aber vor allem eines moralischen Erfolges.

Westliche Regeln

Der Westen war der Meinung, dass er als Sieger das Recht hatte, die Struktur Europas zu bestimmen, und er wusste genau, wie er es anstellen musste. Dies war nicht nur ein Ausdruck bewusster Arroganz, sondern vielmehr von freudiger Euphorie. Es schien, dass es von nun an immer so sein würde. Das am Ende des Kalten Krieges verabschiedete Konzept besagte, dass die Nato die Sicherheit Europas gewährleisten sollte, und eine grössere Nato bedeute einen sichereren Kontinent. Als ersten Schritt in diese

Richtung einigten sich alle (einschliesslich Moskau) darauf, dass ein wiedervereinigtes Deutschland Mitglied des Blocks bleiben würde, anstatt einen neutralen Status zu erhalten, wie einige vorgeschlagen hatten.

Ausserdem wurde festgelegt, dass jedes Land das Recht hat, selbst zu entscheiden, ob es einem Bündnis beitreten will oder nicht. Theoretisch ist dies die Voraussetzung für Souveränität. In der Praxis hatte das geopolitische Kräfteverhältnis jedoch stets Beschränkungen auferlegt, die die Bündnisse zwangen, die Reaktion von Nichtmitgliedsländern zu berücksichtigen. Der Triumphalismus, der im Westen nach dem Ende des Kalten Krieges herrschte, hat jedoch die Bereitschaft, solche Reaktionen zu berücksichtigen, erheblich verringert. Mit anderen Worten: Die Nato hatte das Gefühl, sie könne alles tun, ohne dass eine Reaktion erfolgen würde.

Die Situation hätte sich dramatisch ändern können, wenn Russland die Möglichkeit eines Nato-Beitritts erwogen hätte und wenn der Block selbst ein solches Szenario in Betracht gezogen hätte. Dann wäre der Grundsatz der Un-

Die Nato hatte das Gefühl, sie könne alles tun, ohne dass eine Reaktion erfolgen würde.

teilbarkeit der Sicherheit, der 1990 in der Charta von Paris für ein neues Europa verkündet wurde, im Rahmen des Blocks respektiert worden. Ein Beitritt Russlands zur Nato war jedoch unmöglich, da Russland selbst in seiner schwächsten Phase eine der grössten Militärmächte der Welt blieb und über das grösste Atomwaffenarsenal verfügte.

Der hypothetische Beitritt eines solchen Staates zur Nato hätte das Entstehen einer zweiten Macht innerhalb des Klubs bedeutet, die den USA ebenbürtig gewesen wäre und ihr daher nicht auf demselben Niveau gehorcht hätte wie andere Verbündete. Dies hätte das Wesen der Organisation verändert und ihre atlantischen Grundsätze (allein aufgrund der geografischen Lage Russlands) in Frage gestellt. Darauf war niemand vorbereitet. Die qualitative Umgestaltung der Nato stand nie auf der Tagesordnung.

Infolgedessen drängte die Erweiterung der Nato, die gewissermassen automatisch erfolgte, Russland immer weiter in den Osten. Moskaus Versuche, diesen Prozess zu regulieren – zunächst durch die Beteiligung an gemeinsamen Institutionen (wie dem Nato-Russland-Rat von 2002, der eine Erweiterung der Nato-Russland-Grundakte von 1997 darstellte) und dann durch



Grundsätze überdenken:
Autor Lukjanow.

zunehmenden Widerstand (beginnend mit Putins Münchner Rede 2007) –, brachten nicht die gewünschten Ergebnisse. Neben der Trägheit des anfänglichen westlichen Ansatzes (der implizierte, dass die blosse Existenz des Blocks an sich schon Sicherheit bedeutet) war der Westen der Ansicht, dass Moskau nicht das Recht hat, Bedingungen zu stellen, und sich nur an die von der stärkeren und erfolgreicher westlichen Gemeinschaft aufgestellten Regeln halten muss. Auf diese Weise wurde die EU schliesslich in den aktuellen Ukraine-Krieg verwickelt.

Kein Kompromiss in Sicht

Hätten sich die Beziehungen zwischen der Nato und Russland auch anders entwickeln können? Der Westen ist der Ansicht, dass das Beharren Russlands darauf, die Nato weiterhin als Bedrohung seiner Sicherheit anzusehen, zu der aktuellen militärischen Krise geführt hat. Und in der Tat wurde dies zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Aber selbst wenn dies zuträfe, zeigt die Geschwindigkeit und Leichtigkeit, mit der die Nato zu einer starken Konfrontation mit Russland zurückkehrte, dass sie darauf vorbereitet war.

Das russische Memorandum vom Dezember 2021 und die Militäroperation in der Ukraine im Jahr 2022 sollten der Vorstellung ein Ende setzen, dass die unangefochtene Expansion der Nato das einzige Mittel zur Gewährleistung der europäischen Sicherheit sei. Fast zweieinhalb Jahre später müssen wir feststellen, dass das Ausmass des Konflikts alle ursprünglichen Erwartungen übertroffen hat. Nach den Äusserungen Moskaus zu urteilen, kann die Konfrontation nur beendet werden, wenn die Grundsätze, auf denen die europäische Sicherheit beruht, grundlegend überdacht werden.

Es handelt sich nicht um einen Territorialkonflikt, sondern um einen Konflikt, der nur dann beendet werden kann, wenn die Nato ihr Hauptziel und ihre Funktion aufgibt. Bislang ist kein Kompromiss in Sicht. Die westliche Seite ist nicht bereit, zu akzeptieren, dass die Ergebnisse des Kalten Krieges überdacht werden müssen, und die russische Seite ist nicht bereit, sich ohne diese Zusicherung zurückzuziehen. Dreissig Jahre nach der Unterzeichnung des Programms «Partnerschaft für den Frieden» gibt es immer noch keine Partnerschaft und keinen Frieden zwischen Russland und der Nato. Und es gibt auch kein klares Verständnis dafür, warum die beiden Seiten nicht in der Lage waren, dieses Ziel zu erreichen.

Fjodor Lukjanow ist Chefredaktor der Zeitschrift *Russia in Global Affairs*.

Verlernen wir das Denken?

Christoph Blocher

Die Menschen von heute erkennen viel weniger, was womit zusammenhängt. Was könnten die Folgen meines Tuns sein? Wo beispielsweise in der Politik irgendein Problem auftritt, greift man ohne grosses Nachdenken zur nächstliegenden angeblichen Lösung, ohne über deren Auswirkungen wirklich nachzudenken.

Wenn die Prämien für die Krankenkassen steigen und für viele unbezahlbar werden, soll einfach der Staat einspringen. Dann sei das Problem angeblich gelöst. Wenn das Geld für die Armee und die Ukraine-Hilfe fehlt, setzt man einfach die Schuldenbremse ausser Kraft. Und vergisst, dass die Schulden von heute die Steuern von morgen sind.

Schwups – das nächste Thema

Woran liegt unser schwindender Sinn für die Lebenszusammenhänge? Zweifellos auch an der heutigen Art der Informationsbeschaffung und daran, wie uns die Medien die Probleme darstellen. Die meisten lesen keine sorgfältigen Artikel mit Analysen mehr. Für längere Vorträge, in denen die Zusammenhänge aufgezeigt werden, fehlen ohnehin Zeit und Geduld.

Vielmehr wird ein momentanes Informationsbedürfnis rasch und auf Knopfdruck befriedigt und – schwups – sogleich das nächste Thema angetippt. Am Schluss haben wir Tausende von an sich interessanten Meldungen – aber keine Ahnung von den Zusammenhängen und Folgen.

Diese moderne Art des Medienkonsums und der Informationsbeschaffung führt dazu, dass wir die innere Beziehung, die Verbindung zwischen den Vorgängen und Sachverhalten, zu verlieren drohen. Das verknüpfte, logische Denken, der «rote Faden», geht verloren.

Eigentlich hätten wir Menschen die geistigen Anlagen, logisch, in sich zusammenhängend und nachvollziehbar zu denken. Wer diese Fähigkeit verloren hat, leidet an einer «Denkstörung». Werden wir allmählich zu einer Gemeinschaft von «Denkgestörten»?

Christoph Blocher ist alt Bundesrat (SVP) und Unternehmer.

Wohnraumpolitik in der Falle

Wie die Personenfreizügigkeit den Wohnungsmarkt aushebelt.

Reiner Eichenberger und Fabian Kuhn



Günstiger Wohnraum für alle.

Viele halten die Wohnungsnot für dramatisch und fordern mehr staatliche Markteingriffe. Doch diese treiben die Wohnungsnot nur noch an. Denn sie machen den Wohnungsmarkt noch inflexibler, wodurch er die wachsende Wohnraumnachfrage der Zuwanderer noch schlechter absorbieren kann. Die widersinnigen Forderungen sind aber gleichwohl verständlich – und selbst eine Folge der Personenfreizügigkeit.

Der hohe Wohlstand in der Schweiz basiert auf ihren effektiven demokratischen Institutionen. Sie gaben den Bürgern Anreize und Möglichkeiten, kluge Politik durchzusetzen. Dazu gehörten insbesondere Förderung und Erhalt von möglichst flexiblen Arbeits- und Wohnungsmärkten, zwei Haupttreibern der hohen Anpassungsfähigkeit und Wertschöpfung der Schweizer Wirtschaft.

Die Personenfreizügigkeit mit der EU hat diese fruchtbare Mechanik ausgehebelt. Indem die Bürger anderer Länder gratis zuwandern können, wurden die Eigentumsrechte der Inländer am Ertrag guter Politik aufgehoben. Bei Personenfreizügigkeit geht die Wanderung systematisch in Richtung der reichen Länder und bringt dort Füllungseffekte – Verknappung und Verteuerung von Land und Immobilien, Infrastruktur, Umweltgütern und Selbstversorgungszielen – und so eine Angleichung der Lebensqualität zwischen den Ländern mit Personenfreizügigkeit. Als Folge lohnt sich eine

gute, auf nachhaltige Entwicklung von Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt ausgelegte Politik für die Bürger der reichen Länder nicht mehr. Vielmehr macht es für sie Sinn, sich die vorhandenen Mittel möglichst schnell und umfassend anzueignen.

Zum einen können die Bürger die Staatsausgaben für eigene Zwecke erhöhen und durch Verschuldung finanzieren, also auf Kosten zukünftiger Generationen, die bei Personenfreizügigkeit zu einem grossen Teil aus Zuwanderern bestehen. Zum anderen können sie den Arbeits- und den Wohnungsmarkt so regulieren, dass sie daraus kurzfristigen Profit ziehen können. Beispiele aus dem Wohnungsmarkt sind der Schutz der bisherigen Mieter vor Wohnungskündigung sowie der Schutz der Altmieten. Damit wird die nun verbotene Diskriminierung von Ausländern gegenüber Inländern mit der gemäss EU-Recht erlaubten Diskriminierung der Outsider (denjenigen, die eine Wohnung oder Arbeitsstelle suchen) gegenüber den Insidern (denjenigen, die schon eine Wohnung und eine Arbeitsstelle haben) ersetzt.

Die Outsider sind neben den Zuwanderern die einheimischen Jungen, die neu auf den Wohnraum- und Arbeitsmarkt treten. Sie sind die wahren Verlierer der Personenfreizügigkeit. Aufgrund der hohen Mietpreise und der knappen Verfügbarkeit von Wohnraum haben sie grosse Schwierigkeiten, geeignete Wohnungen zu finden. Während bestehende Mieter in ihren

Wohnungen verharren, weil sie von durch die Regulierung niedrig gehaltenen Altmieten profitieren, leiden die Jungen unter den viel höheren Mietkosten auf dem freieren Markt. Dort treffen sie auf jährlich rund 80 000 zusätzliche Zuwanderer, von denen viele eine höhere Kaufkraft aufweisen. So werden viele junge Menschen gezwungen, Abstriche an Wohnqualität und Wohnlage zu akzeptieren, einen grösseren Teil ihres Einkommens für die Miete aufzuwenden oder länger bei ihren Eltern zu wohnen. Die soziale Mobilität und der Zugang zu eigenständigem Wohnen werden dadurch erheblich eingeschränkt.

Mit der Wohnraumpolitik unter Personenfreizügigkeit ist es wie mit der Planwirtschaft im Kommunismus. Wenn damals der Plan nicht funktionierte, wurde noch akribischer geplant. Wenn heute die Wohnraumpolitik nicht funktioniert, wird noch invasiver reguliert. Doch dadurch wird das Versagen nur noch grundlegender. Das zeigen zwei Beispiele.

— **Abschaffung der Marktmiete.** Sie führt nur zu einer Verschärfung der Probleme auf dem Wohnungsmarkt. Niedrigere Mietzinsen wirken als Magnet für Einwanderer und erhöhen die Nachfrage weiter. Das gilt insbesondere, wenn die Wohnungen über Warteschlangen oder im Extremfall über das Los zugeteilt werden. Denn sobald sich Zuwanderer für die Warteschlangen einschreiben oder an Ver-

losungen teilnehmen können – was ihnen gemäss Personenfreizügigkeit gewährt werden müsste –, ist es für sie umso attraktiver, in die Schweiz zu ziehen. Gleichzeitig lohnt es sich für Investoren weniger, in Mietwohnraum zu investieren, da das Risiko und die administrativen Hürden im Vergleich zu den Renditen zu hoch sind. Dies verringert die Bautätigkeit, wodurch das Angebot abnimmt. Infolgedessen werden die Wartezeiten immer länger und die Mieter immer immobil und leben immer länger in ihren Bedürfnissen schlecht angepassten Wohnungen.

— **Förderung von Wohnbaugenossenschaften.** Diese können direkt mit Steuergeldern oder indirekt über die Abgabe von Land in öffentlichem Besitz zu marktfernen Konditionen und anderen Privilegierungen gefördert werden. So profitieren dann wenige auf Kosten der Allgemeinheit. Die Kluft zwischen Insidern und Outsidern wird grösser, und die Insider werden noch immobil. Auch die Wohnkosten sinken nicht wirklich, sondern fallen einfach in anderer Form an: durch Wartekosten. Da viele Genossenschaften über Wartelisten funktionieren, ist ein Wohnungswechsel mit hohem zeitlichem Aufwand verbunden. Wiederum leiden die Marktflexibilität und die Effizienz der Wohnraumnutzung.

Manche Wohnbaugenossenschaften bieten Inländern bevorzugten Zugang zu Wohnraum, etwa durch Quoten oder Vorrangregelungen. Solche Regeln verstossen aber gegen den Geist der Personenfreizügigkeit. Denn diese verlangt einen gleichberechtigten Zugang für Aus-

Es braucht eine Aufenthaltsabgabe, die an die inländische Bevölkerung zurückerstattet wird.

länder. Wenn ihnen dieser gewährt wird, wird die Schweiz noch attraktiver für Zuwanderung, wodurch die Wohnungsnot und die anderen Füllungseffekte anwachsen.

Wenn es aber Wohnbaugenossenschaften gelingt, die Zuwanderer auf dem Wohnungsmarkt zu diskriminieren, verkommt ihre staatliche Förderung zu einer indirekten Zuwanderungsabgabe. Während die kurzfristigen Profiteure der Regulierungen, die Inländer, Stimmrecht haben, haben die diskriminierten Zuwanderer kein Stimmrecht, müssen aber über ihre Steuern auch an die Förderung ihrer Diskriminierung mitbezahlen. Das macht es für die Inländer interessant, die Wohnbauförderung auf Kosten der Zuwanderer als Nettozahler immer weiter auszubauen. Die grossen langfristigen Kosten der Lähmung des Wohnungsmarktes können ihnen dabei egal sein, da sie ja wegen der Personenfreizügigkeit nichts mehr von langfristig ausgerichteter guter Politik haben.

Gemäss den bisherigen Überlegungen sind die Mietmarktregulierungen zwar volkswirtschaftlich schädlich, aber für die Insider nützlich. Eine Deregulierung wird immer schwieriger, weil das Spannungsverhältnis zwischen den günstigen Altmieten und den hohen Neumieten wegen der Personenfreizügigkeit und der verstärkten Regulierung zum Schutz der Insider über die Zeit anwächst. Damit sitzen nicht nur die Insider in ihren subventionierten Wohnungen, sondern die gesamte Wohnraumpolitik steckt in einer Falle.

Der Weg daraus führt über zwei Massnahmen: Einführung der Marktmiete in Verbindung mit einer Aufenthaltsabgabe für Zuwanderer. Durch die Anpassung der Mietzinsen bei bestehenden Mietverhältnissen an die Marktdynamik entfällt der Anreiz, möglichst lange in der gleichen Wohnung zu bleiben, unabhängig von veränderten Lebensumständen. Bestehende Mieter und Neumieter werden gleich behandelt. Dies reduziert die Diskrepanz auf dem Wohnungsmarkt, erhöht die Mobilität und führt zu effizienterer Nutzung des Wohnraums. Gleichzeitig wird es attraktiver, neue Wohnungen zu schaffen, da die Rendite über den gesamten Lebenszyklus einer Immobilie stabilisiert und so Unsicherheit reduziert werden können. Angesichts des enormen Wohlstandsgewinns durch die Deregulierung des Wohnraummarktes könnten sogar die Insider für den Verlust ihrer Privilegien entschädigt werden.

Die Marktmiete allein reicht aber nicht aus, um den Wohnraummarkt wieder ins Lot zu bringen. Dazu braucht es eine Aufenthaltsabgabe ähnlich einer Kurtaxe für Zuwanderer, welche direkt an die inländische Bevölkerung, etwa via Steuersenkungen, zurückerstattet wird. Diese Abgabe zielt darauf ab, die Füllungskosten – eben die Verknappung und Verteuerung von Land, Infrastruktur, Bildungs- und Gesundheitsleistungen, Umweltgütern und Selbstversorgungszielen – wenigstens teilweise den Verursachern anzulasten: den Zuwanderern und ihren Arbeitgebern. So würde mit einer solchen Abgabe sichergestellt, dass die Zuwanderung gezielt und nachhaltig gesteuert wird.

Ausserdem lohnt es sich dann für die Bürger wieder, für gute Politik und hohe Standortattraktivität der Schweiz einzustehen, da sie nicht durch zusätzliche Zuwanderung und den damit einhergehenden Füllungskosten kompensiert wird. So fände die Schweiz wieder zurück zu wirklich liberaler Politik mit flexiblen Märkten für Wohnraum und Arbeit – also günstigem Wohnraum und gutbezahlter Arbeit für alle.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg i. Ue. und Forschungsdirektor von CREMA – Center for Research in Economics, Management and the Arts.

Fabian Kuhn ist Diplomassistent am Lehrstuhl für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg i. Ue.

ZUWANDERUNG

«Stimmung gegen die SVP»

Die Zuwanderung aus dem EU-Raum in die Schweiz hat noch einmal zugenommen. 2023 wanderten 68 000 Personen in unser Land ein. Das sind so viele wie seit fünfzehn Jahren nicht mehr, wie der 20. Bericht des Observatoriums zum Freizügigkeitsabkommen festhält.

Für den Bund und das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) ist das eine Jubelmeldung. Es spricht von «wachsender Beschäftigung», von einer «guten Ausschöpfung der Arbeitskräftepotenziale im Inland» oder von «mehreren Attributen», die es der Schweiz ermöglichten, «ihren Arbeitskräftebedarf mit geringem Aufwand und vorwiegend aus den Nachbarländern zu decken».

In diesem Verwaltungsdeutsch ist alles technisch, alles gut. Mehr noch: An der Medienkonferenz des Seco wurde, wie es *20 Minuten* beschreibt, «auch Stimmung gemacht gegen die SVP und ihre neueste Initiative zur Begrenzung der Zuwanderung». In einer Art orwellischem Neusprech bringt der Bund das Kunststück fertig, die negativen Folgen der Massenzuwanderung zu überspielen und mit keinem Wort zu erwähnen.

Volk will Kontingente

Stagnierendes oder gar sinkendes Pro-Kopf-Einkommen? Fehlanzeige. Staus auf den Strassen? Fehlanzeige. Überfüllte Züge? Fehlanzeige. Zubetonierte Landschaften? Fehlanzeige. Überlastetes Gesundheitssystem? Fehlanzeige. Steigende Kriminalität durch offene Grenzen? Fehlanzeige. Sinkendes Niveau an den Schulen? Fehlanzeige. Seco-Direktorin Helene Budliger Artieda fragte an der Medienkonferenz mit einem Seitenhieb auf die SVP allen Ernstes, was denn die Alternative zur «ausserordentlichen» Rekordzuwanderung sei.

Die Antwort ist ganz einfach: Die Alternative ist das, was das Volk mit der Annahme der Massenzuwanderungsinitiative beschlossen hat. Das Volk will Kontingente, also eine Steuerung nach den Bedürfnissen der Schweiz – und nicht eine unkontrollierte Massenzuwanderung, die zu einer Verschlechterung der Lebensverhältnisse der ansässigen Bevölkerung führt.

Philipp Gut

Kleine Endstation der grossen Sehnsüchte

Zwischen Marseille und Menton lag meine erste Wahlheimat,
mein erstes geträumtes Dasein am Meer.

Michael Bahnerth



Alles, was man ist, sein möchte, nie werden wird.

Ich habe mich verliebt, entliebt, habe gelacht, geweint, ich habe angefangen zu rauchen dort, zu trinken und von anderen Leben zu träumen. Ich habe die Côte d'Azur geliebt, verflucht, ich bin über sie hinweggeflogen und in ihr ertrunken. Immer war sie grosszügig, beschenkte sie einen mit Bouquets von Gefühlen, und nie, fast nie, beraubte sie einen und liess einen stranden an den Gestaden der Hoffnungslosigkeit.

Ich habe Südfrankreich zwei Mal gefunden, als Land und Landschaft und Meer, und dann in der Literatur. All die Worte, Sätze und Geschichten, die sich um sie legten wie Geschenkpapier, liessen ihren Zauber nur umso reizvoller werden. Zwischen Marseille und Menton lag meine erste Wahlheimat, mein erstes geträumtes Leben am Meer, es war die Geburt einer Möglichkeit; jene des Glücks, der Zufriedenheit, der Weite, der Ahnung, dass mehr Meer und Küste in mir rauschen und pochen als Berglandschaft und Mittelland.

Blauphasen-Träume in Rayol-Canadel

Als ich Anfang der 1980er Jahre das erste Mal zurückkam von der Côte, lief ich den Rest des Sommers in einer Art Identitäts-Trance mit Espadrilles durch die, wie mir schien, immer bedrohlichere helvetische Monotonie. Ich trank nur noch Kronenbourg und Rosé de Provence, rauchte nur noch Gitanes, kaufte morgens ein Baguette, fing an, Boule zu spielen, las «Zärtlich ist die Nacht» von F. Scott Fitzgerald zum wiederholten Male und machte mich daran, einen Bestseller zu schreiben, der in Cannes spielte und in Saint-Tropez und genug Geld einbringen würde für ein kleines Häuschen und Blauphasen-Träume in Rayol-Canadel-sur-Mer.

Jahrelang träumte ich von einem Leben in Südfrankreich, zwischen Flanieren, Schwimmen, Dichten, sich auf Märkten verlieren, Pastis trinken, von Affären, wild und zärtlich wie die Küste selbst, diese eleganteste aller Küsten, getragen von Esprit, Savoir-vivre, Vornehmheit und einer französischen Seele, die weniger Schatten zu tragen scheint als anderswo. Der Traum wurde nie wahr, natürlich, zum Glück auch, so blieb er am Leben. Genährt wurde er jedes Jahr von neuem, wiedergeboren, meist im Frühling, wenn die Landschaft ein blühendes Meer ist und die ersten Paradiesvögel anlockt. Der Sommer, na ja, zu viele Menschen, zu viele reiche Proleten, zu viele Yachten, zu viele Helikopter in der Luft, zu viele Wohnmobile, zu wenig Plätze in den Restaurants, die Strände eine Fleischschau.

Nirgends sonst, so hat man den Eindruck, wirkt die Vergangenheit so mächtig in die Gegenwart wie an der französischen Riviera. All die englischen kränkelnden Blaublütigen, die *hivernants*, die sie einst für sich in Beschlag nahmen, zuerst im Winter, um sich den Luxus

der Wärme zu gönnen, dann auch im Sommer, all die Maler, Schriftsteller, Musiker und Lebenskünstler, die Ganoven, die Sternchen, die Flittchen, die langweiligen Gewinner und faszinierenden Verlierer, die Verfolgten, die Flüchtenden; alle betteteten sie ihre Leben in diese Landschaft, für viele Heimatlose wurde sie eine Heimat.

Die Côte wurde auch mir das, was sie stets war, ein Fluchtort vor den Übeln der Zeit und der Müdigkeit der Seele. Ihr Leben für wie auch immer gelagerte Exilanten begann mit der Fertigstellung der Bahnverbindung Paris-Nizza und Nizza-Marseille 1864. Es war das Jahr, in dem das Paradies seine Pforten öffnete, als aus den Fischerdörfern Cannes und Antibes langsam Ortschaften wurden. Nizza blühte auf, es war der unermüdliche, luxuriöse Herzschlag der Côte, gleich daneben, in Villefranche-sur-Mer, eröffnete 1938 das erste Sternerestaurant, das «La Mère Germaine». Die Côte hatte lange geköchelt, jetzt war sie angerichtet.

Die Reichen zeigten ihren Reichtum, bauten all die Villen, die Villa Grècque Kérylos in Beaulieu, die Villa Ephrussi de Rothschild am Cap Ferrat, das «Hôtel du Cap-Eden-Roc» in Antibes, das «Negresco» in Nizza. 1865 eröffnete das Casino von Monte Carlo und veränderte das ärmliche Fischerdorf für immer. Noch war die Küste namenlos, da kam, gut dreissig Jahre nach der Eisenbahn, ein französischer Jurist, Politiker und Dichter, verlor sein Herz an die Landschaft, verliebte sie sich ein und schrieb einen literarischen Reiseführer mit dem Titel «Côte d'Azur».

Lange vor James Bond, den Playboys Porfirio Rubirosa, Giovanni Agnelli und Gunter Sachs, Brigitte Bardot, später Louis de Funès, etwa gleichzeitig mit Grace Kelly, der späteren Princesse Grace de Monaco, kam Aristoteles Onassis, der gerade im Begriff war, der reichste Mann der Welt zu werden. Er investierte Unsummen in das kleine Fürstentum, wurde ein Freund von Fürst Rainier, lange Zeit, aber als Onassis das ganze Fürstenreich kaufen wollte, wurde aus der Männerfreundschaft ein kleiner Krieg, den Rainier gewann.

Matisse, Chagall und Monet

Da war die Onassisierung der Côte schon weit vorangeschritten. Die Yachten waren da, die Superreichen, die Partys auf der Onassis-Yacht «Christina O.», die als erste Yacht überhaupt einen Pool hatte, dessen Boden sich hydraulisch anheben liess, um dann eine Tanzfläche zu werden. Die Filmstars schliefen unter den Dächern von Nizza, Picasso spazierte am Strand und hielt einen Sonnenschirm, Matisse, Chagall und Monet, unter anderen, malten dort und wurden zu Sehenswürdigkeiten, zu ihren eigenen Bildern.

Vielleicht ist Villefranche-sur-Mer, ein paar Steinwürfe weit weg von Nizza, die Côte d'Azur

en miniature. Da ist all der Charme der verwinkelten Gassen, da sind die Restaurants am Hafen, da ist der Blick auf das Cap Ferrat, oben in den Hügeln ist die Villa Leopolda, die der belgische König Leopold II. für seine Mätresse bauen liess und die später Onassis und dann Agnelli gehörte. Da sind die Gerüche des Meeres, des Steins, der Küchen. Da sind, im Sommer, die Tausende von Kreuzfahrtpassagieren, die das Dörfchen ersticken lassen.

Hektik schmilzt wie Eiskwürfel

Es gibt ein Hotel dort, das «Welcome», klein, fein, nicht billig, alle Zimmer haben Balkon und gehen zum Meer. Cocteau hat da einst gelebt, in zwei Zimmern, in einem empfing er

Ich habe Südfrankreich zwei Mal gefunden, als Land und Landschaft und Meer, dann in der Literatur.

Gäste, im andern rauchte er Opium. Wenn er mochte, ging er in die Kapelle gegenüber und bemalte sie. Hemingway war dort, Somerset Maugham, Orson Welles und so weiter. Die Bar ist ein eigener kleiner Kosmos, von dem aus man die Welt der Côte d'Azur zuerst betrachten und dann in ihr versinken kann, abends, wenn die Dämmerung sich über alles legt und die Landschaft im letzten Licht leuchtet. Abends, wenn die Hektik des Tages wie ein Eiskwürfel im Drink wegschmilzt.

Dann sitzt man da, und die Côte d'Azur schleicht sich ein ins Nervensystem, ins Hirn, ins Herz, in die Seele. Man fühlt sich gut, mindestens. Man fühlt sich nach allem, was man ist, sein möchte und nie werden wird.



LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.



Samuel Menzi
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00–18.00 / Sa 10.00–16.00 Uhr

Italiens täuschende Lust am Untergang

Was auf die Schweizer am Samstag in Berlin lauert.

Peter Hartmann

Immer wenn Italien erledigt scheint, auf dem Weg in den Untergang, passiert ein wunderbarer Zufall, und ein neuer Held betritt die Bühne. Das war 1982 so, als ein wendiger Stürmer mit dem Allerweltsnamen Rossi nach langer Sperre wegen eines Wettskandals die Squadra Azzurra mit seinen Toren zum

Die Serie A ist ein Durchlauferhitzer für den Transfermarkt und nicht mehr der Nabel der Fussballwelt.

Weltmeister krönte. Und diesmal, als Italien in Leipzig gegen Kroatien 0:1 hinten lag im letzten Gruppenspiel an der EM, hiess der Rossi des Augenblicks Zaccagni: In letzter Sekunde markierte er den Ausgleich mit seinem ersten Tor für das Vaterland.

Als 2006 die Manipulationsaffäre um den Juventus-Turin-Manager Luciano Moggi aufflog, reagierten die Spieler mit einer beispiellosen Erfolgskampagne: Italien mit dem Stamm von Juve-Spielern gewann die Weltmeisterschaft (auch mit dem Kopfstoss Zidanes gegen Materazzi).

Fabelhafter Riese

Gegen diese Italiener mit ihrem unerschütterlichen Kampfvertrauen treffen nun die Schweizer im Achtelfinal am Samstag in Berlin. Und das ist, für Italien, durchaus keine glückliche Konstellation. Denn die Schweizer warfen sie vor zwei Jahren aus der Weltmeisterschafts-Quali. Und Italiens Fussball steckt unzweifelhaft in einer Krise. Die Nationalmannschaft ist der Brennpunkt der Lage. Der Ruhm dieser Spielergeneration reicht kaum noch bis zur Landesgrenze, Gigio Donnarumma ausgenommen, der Torhüter von Paris Saint-Germain, ein fabelhafter Riese (wie beim Penalty des kroatischen Leaders Luka Modric) und manchmal schwer kritisierte Fliegenfänger.

Das Hauptproblem des Calcio (so hiess die mittelalterliche Version des Spiels, der Name hat sich erhalten) ist hausgemacht. Die Talente, die schon in den internationalen Jugendturnieren brillieren, werden von den eigenen Klubs verschmäht. In der Serie A treten Mannschaften mit einem oder zwei Italienern auf, die Schaufensterplätze sind vergeben an Spieler aus dem unerschöpflichen Förderland Frankreich, aus Osteuropa, Lateinamerika und, ja, aus der Schweiz. Ein Gerippe der Nati kommt aus Italien: Sommer (Inter), Rodriguez (Torino), Aebischer, Freuler, Ndoye (alle Bologna), Okafor (Milan). Verfügt also über italienische Praxis und italienisches Spielverständnis.

Die Serie A ist ein Durchlauferhitzer für den Transfermarkt und nicht mehr, wie zu Maradonas Zeiten, der Nabel der Fussballwelt. Die Stadien sind hoffnungslos veraltet und verkehrsmässig schlecht erschlossen. Die einstigen Regenten wie Moratti (Inter), Berlusconi

(Milan) oder Ferlaino (Napoli) haben längst abgedankt. Ihnen folgten zweifelhafte Chinesen, amerikanische sportindustrielle Investoren, knallharte Hedgefonds. Der einzige verbliebene bedeutende italienische Besitzer neben der Juventus-Agnelli-Familie ist der Filmproduzent Aurelio De Laurentiis in Neapel, ein Autokrat, der rechnen kann und 2022/23 die Meisterschaft gewann, sich aber mit seinem Erfolgstrainer Luciano Spalletti überwarf.

Wellen der Zuneigung

Der übernahm postwendend als *commissario tecnico*, als Nationalcoach von Roberto Mancini, der 2022 überraschend zu Corona-Bedingungen die Europameisterschaft gewonnen hatte, aber in der WM-Qualifikation an der Schweiz scheiterte und sich jetzt in Saudi-Arabien das Prestige vergolden lässt. Spalletti dachte vielleicht auch an den legendären, inzwischen verstorbenen Paolo Rossi. In seiner Personalnot erinnerte er sich an Nicolò Fagioli, 23, den Juventus-Mittelfeldspieler, der sich als spielsüchtig geoutet hatte und wegen illegaler Werten sieben Monate gesperrt war. Fagioli hat vor der EM lediglich zwei Spiele bestritten. Tore für Italien soll auch Mateo Retegui schießen, Nachkomme von nach Argentinien ausgewanderten Sizilianern.

Aber der Funke ist noch nicht gesprungen. Kann Italien diese Spieler lieben?

Vergangene Woche, mitten im EM-Fieber, erschütterte die Meldung das Land, dass Roberto Baggio, das «göttliche Zöpfchen», mit seiner Familie in seinem abgeschiedenen Landgut von sechs bewaffneten Banditen überfallen und ausgeraubt worden war. Das Einzige, was die Einbrecher nicht anrührten, war der «Ballon d'Or» für Europas Fussballer des Jahres 1993. Baggio wird überflutet von Wellen der Zuneigung.



Der Funke ist noch nicht gesprungen: Stürmer Retegui.

Guter Rassismus gegen die Realität

Die Linken müssen jeden noch so unpolitischen Fitzel unseres Lebens politisch aufladen.



Es ist Mittwochabend vergangene Woche. Die deutsche Nationalelf hat gerade ihr zweites Gruppenspiel gegen Ungarn mit zwei zu null gewonnen und zieht damit als erste Mannschaft in das EM-Achtelfinale ein. Eigentlich ein Grund zur Freude.

Doch dann setzt die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Katrin Göring-Eckardt, einen Post auf X ab, und schlagartig weisst du als Deutscher wieder, warum das Thema Fussball in diesem Land in den letzten Jahren mehr genervt als Freude bereitet hat. Der genaue Wortlaut: «Diese Mannschaft ist wirklich grossartig. Stellt euch kurz vor, da wären nur weisse deutsche Spieler.»

Die Empörung ist zu Recht gross. Viele werfen Göring-Eckardt umgekehrten Rassismus vor. Vier Stunden später ist der Post gelöscht. Das eigentliche Problem bleibt.

Denn ausser der Bundestags-Vizepräsidentin gibt es noch viele andere aus dem vermeintlich «guten Spektrum», die den Fussball nicht Fussball seinlassen können und ihn einer politischen Instrumentalisierung aussetzen, nach der keiner gefragt hat. Man freut sich unter anderem darüber, wie sehr «Rechte» jetzt bestimmt «abkotzen», weil zwei Spieler mit Migrationshintergrund im pinken Trikot die Tore geschossen haben.

Wahr ist, dass es mich als vermeintlich Rechte tatsächlich einen feuchten Kehrriech interessiert, ob da ein schwarzer, ein weisser, ein muslimischer oder christlicher Spieler ein Tor schießt. Das Trikot find ich klasse, und die einzige Sache, die mich «abkotzen» lässt, sind Linke, die in den vergangenen Jahren jeden

noch so unpolitischen Fitzel unseres Lebens politisch aufladen mussten.

Und natürlich nervt mich, wie viele andere auch, die ewige Bigotterie eines politischen Spektrums, das bis heute der festen Überzeugung ist, die Moral für sich gepachtet zu haben. Wer sich Fussballmannschaften wünscht, in denen zumindest noch ein paar autochthone Europäer spielen, ist ein Rassist. Wer Tore nur dann wirklich feiert, wenn sie von Spielern mit Migrationshintergrund geschossen werden, selbstverständlich nicht.

Abtrüser wird es nur noch, wenn man sich die Verzweiflung des linken Spektrums hinter der Instrumentalisierung von Migrationshintergründen, Hautfarben und des Sports an

Sportsuperstars müssen als Maskottchen für eine gescheiterte Vielfaltspolitik herhalten.

sich bewusst macht. Im Gegensatz zu einigen anderen Kommentatoren bin ich nämlich nicht der Ansicht, dass Göring-Eckardt und andere solche Sprüche aus einem tatsächlichen Rassismus gegenüber weissen Menschen, zu denen sie selbst gehören, heraushauen. Der «gute Rassismus» der Linken ist lediglich ein Abfallprodukt, das durch das ständige Bemühen entsteht, gegen die Realität in diesem Land anzukämpfen.

Im Klartext heisst das: Je mehr Messerattacken, Gruppenvergewaltigungen und sonstige Begleiterscheinungen der unkontrollierten Migration in Deutschland zutage treten, desto

mehr müssen integrierte deutsche Sportstars wie Gündogan oder Musiala dafür herhalten, die Fahne der Vielfalt für Politiker wie Göring-Eckardt hochzuhalten. Als ob ein geschossenes Tor durch einen deutschen Nationalspieler mit türkischen Wurzeln irgendeine Messerattacke eines Afghanen besser macht und als ob er damit überhaupt etwas zu tun hat.

Auch hier zeigt sich der ungewollte «gute Rassismus» der Linken. Sportsuperstars und andere Personen des öffentlichen Lebens mit Migrationshintergrund müssen als Maskottchen für eine gescheiterte Vielfaltspolitik der offenen Grenzen herhalten und werden so erst recht ausgerechnet von jenen auf ihren Migrationshintergrund reduziert, die die ganze Zeit vorgeben, sich dafür einzusetzen, dass Herkunft und Hautfarbe eben keine Rolle mehr spielen. Dabei werden sie obendrein mit Zuwanderern in einen Topf geworfen, mit denen sie nichts zu tun haben.

Aber der eigentliche Antirassismus beginnt da, wo es keine Rolle spielt, ob ein Spieler mit oder ohne Migrationshintergrund ein Tor geschossen hat. Egal, ob man den Migrationshintergrund in diesem Fall positiv oder negativ bewertet. Wo Gündogan, Can, Musiala, Undav und Co. nicht als Aushängeschilder einer Ideologie herhalten müssen, die mittlerweile jeden Tag von der Realität überholt wird.

Wer den Sport dafür missbraucht, das eigene Versagen in der Zuwanderungspolitik durch billige Symbolik notdürftig zuzuspachteln, hat aufgegeben, Probleme wirklich lösen zu wollen.

Letzter Punk der Freiheit

Argentiniens Präsident Javier Milei ist in kürzester Zeit zum Idol aufgestiegen. Hat er die Kraft, im freien Westen eine Wende einzuleiten?

Alex Baur

Er kam aus dem Nichts, sah seltsam aus, sagte Unerhörtes – und siegte. Noch vor einem Jahr kannte ausserhalb von Argentinien kaum einer den Namen von Javier Milei. In seiner Heimat genoss der 1970 in Palermo (einem Stadtteil von Buenos Aires) als Sohn eines Busfahrers und einer Hausfrau geborene Wirtschaftsprofessor eine gewisse Bekanntheit als exzentrischer Radio- und TV-Talker, der mit provokativen Ein- und Ausfällen immer wieder für Aufregung sorgte. Doch sein Sieg bei den Vorwahlen im letzten August kam ebenso unerwartet wie seine Wahl zum Präsidenten Argentiniens im letzten November mit komfortablen 55,65 Prozent der Stimmen.

Wer sich nicht bloss am medialen Mainstream orientierte, der Milei als Spinner mit der Kettensäge karikiert, dürfte allerdings weniger überrascht gewesen sein. Spätestens nach dem Interview auf X (vormals Twitter) mit Tucker Carlson im September 2023, das einen Rekord von 480 Millionen *views* erzielte (mehr als die heissumstrittenen Gespräche mit Trump und Putin zusammen), war klar, dass es sich bei Milei um ein Phänomen handelte, das weit über Argentinien hinausstrahlt. Und das nicht nur in Lateinamerika. Tatsächlich gibt es kaum eine andere Figur, an der sich die Risse und Widersprüche des Zeitgeistes derart prägnant festmachen lassen.

Giftcocktail an Verbindlichkeiten

Milei war im Zuge der Corona-Krise 2020 mit dem Schlachtruf «Libertad!» (Freiheit) in die Politik eingezogen und schaffte, zusammen mit seiner heutigen Vize-Präsidentin Victoria Villarruel, auf Anhieb den Sprung in den Senat (die politische Ordnung Argentiniens ist eine fast deckungsgleiche Kopie des amerikanischen Systems, mit zwei Kammern, einem starken Präsidenten und Zwischenwahlen). Im Wochenrhythmus wird seither das baldige Ende eines vermeintlichen Strohfeuers prophezeit. Die Realität hat bislang all die Kassandraruhe Lügen gestraft. Und das grenzt an ein Wunder. Denn so gut wie alles sprach und spricht gegen Milei.

Angefangen bei der Wirtschaft. Nach 75 Jahren sozialistischem *peronismo* (mit Unterbrüchen, die jedoch alle scheiterten) stand Argentinien Ende letzten Jahres wieder einmal vor dem moralischen und ökonomischen Bankrott: milliardenschwere Budget- und Handelsdefizite, dreistellige Inflationsraten,

Der Absturz ins Bodenlose war nur mit radikalen Sparmassnahmen zu verhindern.

astronomische Staatsverschuldung, über die Hälfte der Bevölkerung in bitterer Armut. Die abtretende Regierung Alberto Fernández hatte einen veritablen Giftcocktail an kurzfristigen Verbindlichkeiten hinterlassen, die eine Hyperinflation fast unausweichlich erscheinen liessen. Und es war klar: Dieser definitive Absturz ins Bodenlose war nur mit radikalen Sparmassnahmen zu verhindern, welche vorerst eine Rezession auslösten und für die bereits hartgebeutelte Nation einen weiteren Aderlass bedeutete.



Alles sprach gegen ihn: Präsident Milei.

Die Schocktherapie war angekündigt, sie entsprach dem Wahlprogramm von Javier Milei. Doch das Tempo und die Radikalität, mit denen die neue Regierung die Liberalisierungen umsetzte, überraschte selbst ihre Anhänger. Die sinnbildliche Motorsäge war nicht übertrieben. Innerhalb eines Monats verwandelte Mileis Team das Budgetdefizit (sagenhafte 15 Prozent des Bruttonationalproduktes) in einen Überschuss. Sechs Monate später bewegt sich die akkumulierte Jahresinflation bei 50 Prozent, immer noch viel, aber Welten entfernt von den 17 000 Prozent, die Anfang Jahr prognostiziert waren. Noch lassen der erhoffte Investitionsschub und das Wachstum auf sich warten. Doch erstmals seit Jahren sind die Reallöhne wieder leicht am Steigen. Noch ist Argentinien nicht aus dem Schneider. Doch es besteht zumindest Anlass zur Hoffnung.

Der Segen der «Kaste»

Einen Teil der Massnahmen konnte die Regierung per Notdekret verfügen, nachhaltigere Reformen bedürfen der Zustimmung des Parlamentes. Und auf diesem Gebiet stellte sich das vielleicht grösste Wunder ein: Entgegen allen Unkenrufen hat letzte Woche nach dem Repräsentantenhaus auch der Senat einen beachtlichen Teil von Mileis liberalem Reformpaket durchgewunken. Und das soll gemäss Milei bloss der Anfang sein. Bekanntlich verfügt seine libertäre Bewegung über keine Mehrheit in beiden Kammern, selbst wenn man ihr die Stimmen von der Mitte-rechts-Partei um die Koalitionspartnerin Patricia Bullrich zurechnet. Ohne den Segen ausgerechnet jener «korrupten Kaste», die Milei seit Jahren beschimpft und verhöhnt, wäre der Erfolg nicht möglich gewesen.

Des Rätsels Lösung liegt gerade bei Mileis schonungsloser Rhetorik. Die liberale Schocktherapie, all die Privatisierungen und Deregulierungen, der radikale Abbau des Staatsapparates, standen im Zentrum seines Wahlkampfes. Milei hat seinen Wählern nie etwas anderes in Aussicht gestellt als Eigenverantwortung, viel Schweiss und Tränen. Für dieses libertäre Programm – und das ist weltweit



Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland: Mileis Amtssitz Casa Rosada in Buenos Aires.

einzigartig – wurde er gewählt. Das verschafft ihm eine anhaltende Autorität.

Seine linken Gegner machten den «Kampf gegen rechts» zu ihrem Programm. Doch im Grunde offenbarten sie damit bloss, dass all ihre bisherigen Rezepte grandios gescheitert waren und sie nichts Neues mehr zu bieten hatten. Und weil Mileis Umfragewerte auch ein halbes Jahr nach der Wahl und trotz der Härten seiner Reformprogramme erstaunlich stabil sind, hüten sich viele seiner Gegner, diese zu blockieren. Milei könnte sie in diesem Fall – mit gutem Grund – für ein allfälliges Scheitern verantwortlich machen. Nächstes Jahr stehen Zwischenwahlen an.

Reagan und Thatcher

In diesem Punkt unterscheidet sich Milei von sämtlichen Bewegungen der neuen Rechten, die das herrschende Establishment zurzeit weltweit in Aufregung versetzt. Das Phänomen Milei ist zwar aus dem Kulturkampf zwischen der neuen Rechten und diesem Establishment hervorgegangen, doch sein Fokus richtet sich auf die Wirtschaft, die Wirtschaft und nochmals die Wirtschaft. Die Kampfpapolen und Kettensägenspektakel waren Show-Einlagen, die ihm Medienpräsenz garantierten. Tatsächlich waren seine Reden professorale, oft hochkomplexe Vorträge über wirtschaftliche Zusammenhänge, die auf einem soliden wissenschaftlichen Fundament fussen

und die kein normaler Politiker seinem Publikum zumutet. Gemäss Umfragen fielen Mileis Thesen vor allem bei jungen Menschen und insbesondere auch in den unteren sozialen Schichten auf einen fruchtbaren Boden.

Mileis wirtschaftsliberales Programm ist alles andere als neu. Es basiert im Wesentlichen auf der radikal libertären österreichischen Schule um Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts als radikale Gegenbewegung zur Kriegswirtschaft, zum Marxismus ebenso wie zu den faschistischen Modellen oder zum Monetarismus von John Maynard Keynes entstanden war. Ihre freiheitlichen Rezepte wurden in den 1980er Jahren namentlich von Ronald Reagan und Margaret Thatcher erfolgreich umgesetzt, sie haben sich bewährt, während der Sozialismus im selben Zeitraum buchstäblich bankrottging.

In Südamerika entlarvten anfangs der 1990er Jahre die liberalen Revolutionen in Chile und Peru den keynesianischen Geldzauber als Trugschluss. Die Privatisierungen und Deregulierungen bescherten beiden Ländern ein nachhaltiges Wachstum, von dem vor allem die unteren sozialen Schichten profitierten. Die «Neoliberalen» schafften eine spektakuläre Senkung der Armutsquote, welche die Sozialisten stets versprochen hatten, indem sie exakt das Gegenteil davon taten, was die Linken predigten. Nicht in der von Neid, Enteignung und

Privilegierung getriebenen Umverteilung lag die Lösung, sondern in dem von einem freiheitlichen Unternehmergeist beflügelten Wachstum.

Kainsmal der Diktatoren

Diese Erfolgsmodelle hatten einen grossen Haken: Sie wurden durch ein autoritäres Regime (Peru) oder eine veritable Diktatur (Chile) implementiert, dieses Kainsmal blieb an ihnen hängen. Doch man muss gar nicht so weit suchen. Der Makel der fehlenden demokratischen Legitimation haftet auch dem deutschen Wirtschaftswunder an, das von Ludwig Erhard mit der Währungsreform 1947/48 eingeleitet wurde und den Rezepten der österreichischen Schule folgte. Der Marshall-Plan, von dem (nach heutigem Wert notabene) gerade mal zehn Milliarden Dollar für Deutschland abfielen, spielte

Kettensägenspektakel und Kampfpapolen als Show-Einlagen garantierten ihm Medienpräsenz.

dabei eine marginale Rolle. Es war das entfesselte Unternehmertum, das Deutschland wie einen Phönix aus der Asche auferstehen liess und es in wenigen Jahren zur führenden Industrienation Europas katapultierte.

Ludwig Erhard, Mitglied und glühender Anhänger der von Friedrich von Hayek, Ludwig von Mises und Karl Popper gegründeten

Mont Pèlerin Society, wurde nicht gewählt, sondern von den amerikanischen Besatzern bestimmt. Das Prädikat «sozial» im marktwirtschaftlichen Modell Deutschlands war zumindest in den Anfängen eher kosmetischer Natur. Was Sozialismus wirklich bedeutet, wurde jenseits der innerdeutschen Grenze in der «demokratischen» Republik ausgetestet. Die Resultate sprechen für sich in einer Deutlichkeit, die keiner weiteren Erläuterung mehr bedarf.

Geschenkte Freiheit

Doch die Menschen sind vergesslich, scheinen die geschenkte Freiheit kaum noch zu schätzen. 35 Jahre nach dem Fall der Mauer sind «Kapitalismus» und «Neoliberalismus» wieder Schimpfworte, es wird wahlweise als Nazi oder Rechtsextremist verschrien, wer den Segen staatlicher Bevormundung, Umverteilung und Enteignung in Frage stellt, es werden wieder antiimperialistische Schutzwälle und antifaschistische Brandmauern hochgezogen.

Derweil geht das Gespenst der «Deindustrialisierung» in Deutschland um. Es lässt sich in Zahlen messen. Während die Zahl der Sozialrentner und der bildungs-

Bei einer nüchternen Analyse erweist sich Mileis Radikalpolitik als erstaunlich pragmatisch.

fernen Zuwanderer ebenso ansteigt wie die Energiepreise, macht statistisch gesehen alle drei Minuten ein deutsches Unternehmen dicht (176 000 Unternehmen im letzten Jahr). Das kann Teil einer gesunden Erneuerung sein, natürlich entstehen auch wieder neue Unternehmen. Doch gerade im «forschungsintensiven» Bereich wurde im letzten Jahr ein Negativsaldo von 12,3 Prozent ausgewiesen. Und das ist auf längere Frist ein sehr schlechtes Omen. Es stellt sich die Frage, wie lange sich Deutschland solche Negativtrends noch leisten kann. Und wenn die Abwärtsspirale einmal dreht, ist sie nur schwer aufzuhalten.

Gerade das Beispiel von Argentinien zeigt, wie Selbstüberschätzung ins Elend führen kann. 1853 übernahm die bis zu diesem Zeitpunkt unbedeutende und peripher gelegene Agrarnation die liberale amerikanische Verfassung praktisch im Wortlaut. In den folgenden Jahrzehnten erlebte Argentinien ein nachhaltiges Wachstum, welches zeitweise jenes der boomenden USA übertraf. Um die Jahrhundertwende verfügten die Argentinier über das weltweit höchste Pro-Kopf-Einkommen. In Buenos Aires entstand die erste U-Bahn auf dem Kontinent, die argentinische Industrie konnte sich ohne weiteres mit der europäischen Konkurrenz messen, ebenso das Bildungs- und Gesundheitswesen.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929 stürzte Argentinien in ein politisches Chaos, welches den populären Putschisten General Juan Domingo Perón, einen Bewunderer von Benito Mussolini, und seine bezaubernde Ehefrau Evita, eine Pionierin der sozialen Wohlfahrt und des Frauenstimmrechts, an die Macht spülten. Mit Verstaatlichungen, Planwirtschaft und einem ausgebauten Sozialstaat wollte das glamouröse Paar Argentinien auf friedliche Weise in ein Arbeiterparadies überführen. Tatsächlich hat sich die einst reiche Industrienation nie mehr von dieser sozialistischen Zwangstherapie erholt. Vor allem ersparte sie dem Land auch die sozialen Konflikte nicht, die Argentinien während der 1970er Jahre in ein bürgerkriegsähnliches Chaos mit Tausenden von Todesopfern stürzten.

Geplante Günstlingswirtschaft

Das Fatalste am argentinischen Sozialismus war vielleicht, dass er ein stets wachsendes Heer von Gewerkschaftern, Politikern, Beamten, Rentnern, Medien- und Kulturschaffenden hervorbrachte, das sich skrupellos auf Kosten einer schwindenden arbeitenden Klasse breitmacht. Was als soziales Engagement verbrämt wurde, diente in Wahrheit dem Erhalt der eigenen Interessen und Privilegien. Günstlingswirtschaft und Beziehungskorruption trieben skurrile Blüten. Streiks und Blockaden, die berüchtigten *piquetes*, gegen alles Mögliche und Unmögliches gehörten auch unter dem sozialistischen Regime zur Tagesordnung. Es hatte auch damit zu tun, dass ein grosser Teil der Sozialgelder über Gewerkschaften und NGO verteilt wurde. Wer ein Stück vom Kuchen abgewinnen wollte, tat gut daran, bei den Strassenprotesten der jeweiligen Organisationen mitzulaufen.

Als eine der ersten Amtshandlungen blockierte die Regierung Milei die Ausschüttung von Sozialgeldern über politische Organisationen. Das mag eine Erklärung dafür sein, dass die von vielen Medien schon fast sehnsüchtig herbeigeschriebenen Strassenproteste gegen Mileis rabiate Sparpolitik zwar nicht ausblieben, sich aber in überschaubarem Rahmen hielten. Und wo es zu gewalttätigen Ausschreitungen kam – etwa letzte Woche vor dem Kongress während der Beratung des Reform-

paketes –, wurden diese von der Mehrheit der Bevölkerung zweifellos abgelehnt.

Die Bilder des organisierten Mobs, der eine solarbetriebene Ladestation mit einem Dutzend E-Bikes in Flammen aufgehen liess, sieht sinnbildlich für die Orientierungslosigkeit der extremen argentinischen Linken. Sie wurde nicht nur vom Wahlsieg der Libertären überrollt, sondern auch von der rasenden Dynamik des Kurswechsels. Die womöglich grössere Herausforderung für Milei kommt, so absurd es klingen mag, aus den eigenen Reihen. Den oft jungen Neupolitikern mangelt es an Erfahrung und Konstanz. Auf seine Koalitionspartner ist oft mehr Verlass.

Leuchtturm westlicher Werte

Bei einer nüchternen Analyse erweist sich Mileis Radikalpolitik als erstaunlich pragmatisch. So wird der künstlich tiefgehaltene offizielle Wechselkurs zwar peu à peu dem Marktpreis angeglichen, aber (noch) nicht freigegeben. Eine sofortige Liberalisierung hätte einen Fall des Peso ins Bodenlose und damit eine vollständige Enteignung der Sparer zur Folge, die Milei unbedingt vermeiden will. Die Regierung versucht, den Investoren das zu gewähren, was ihnen am wichtigsten ist: Stabilität und Verlässlichkeit. Auf internationaler Ebene zeichnet sich Milei derweil durch eine rege Reisetätigkeit aus. Was auf den ersten Blick erratisch anmuten mag, weist bei einer Gesamtbetrachtung in eine Richtung: Argentinien will wieder eine führende Nation des freiheitlich-kapitalistischen Westens sein.

Bereits wenige Tage nach seiner Amtseinführung reiste Milei ans WEF in Davos, um mit einer fulminanten Rede, die weltweit Beachtung fand, einen ersten Pflock einzuschlagen. Ein halbes Dutzend Reisen in die USA, seine Treffen mit Elon Musk und Mark Zuckerberg, seine Pilgertouren nach Israel und Rom, seine Präsenz beim Treffen der G-7 in Bari und seine Umarmung mit Wolodymyr Selenskyj auf dem Bürgerstock, sein Deutschlandbesuch (Visite bei Bundeskanzler Scholz inklusive) sind ein Bekenntnis zum Westen.

Das ist mehr als von symbolischer Bedeutung in einer Zeit, in der Brasiliens Präsident Lula da Silva zusammen mit den sozialistischen Diktaturen in Kuba und Venezuela strategische Allianzen mit den Diktatoren in Moskau, Teheran und Peking schmiedet. Da und dort könnte im Westen allmählich ein Lichtlein aufgehen, dass man mit dem wirtschaftsliberalen und demokratisch gesinnten Jair Bolsonaro in einer kollektiven Hysterie den Falschen verteuftelt hatte. Und dass man in Zeiten einer Neuauflage des Kalten Krieges mit dem Verbündeten Milei nicht denselben Fehler wiederholen sollte. Wenn Milei die Wende in Argentinien schafft, wird sein Modell Nachahmer auf der ganzen Welt finden.



Diebstahl mit behördlichem Segen

Die Zürcher Staatsanwaltschaft lädt verurteilte Diebe dazu ein, ihre Beute am Schalter abzuholen. Die Rückgabe an die Eigentümer sei zu aufwendig. Den Schaden trägt die Versicherung.

Claudio Zanetti

Der beschuldigte Aoufi A. (Name der Redaktion bekannt) ist schuldig des mehrfachen Diebstahls im Sinne von Art. 139 Ziff. 1 StGB.» Es ist ein 08/15-Fall, wie er in jedem Land mit offenen Grenzen und bunter Gesellschaft tagtäglich vorkommt. Der zum Zeitpunkt seiner Verurteilung 23-jährige Algerier erhielt eine Freiheitsstrafe von sechzig Tagen. Von einer Geldstrafe sah die Richterin ab, weil sie die Wahrscheinlichkeit, eine Geldstrafe einzubringen, als höchst unwahrscheinlich einstufte. Kein Wohnsitz und kein Einkommen. Dabei machte A. eine beträchtliche Beute.

Der ersten Frau – A. hat sich auf weibliche Opfer spezialisiert – stahl er in einem Verkaufsgeschäft ihre auf einen Reisekoffer abgestellte Handtasche. Schaden: 4404 Franken. Zwei Tage später verschwand er mit

Wo nur noch aufgrund der Opportunität gehandelt wird, wird die Justiz zum Gespött.

dem Rucksack eines weiteren Opfers aus einem Café. Schaden: Fr. 657.50. Und am gleichen Tag entwendete er den am Boden eines Sportgeschäfts stehenden Rucksack einer weiteren Frau. Schaden: 1182 Franken. Das sind zumindest die Fälle, die zur Anzeige gelangten und die darum Gegenstand des der *Weltwoche* vorliegenden Strafbefehls bilden.

Normative Kraft des Faktischen

Die geschädigten Frauen erhielten eine Kopie des Strafbefehls, und sie dürften nicht schlecht gestaunt haben, als sie lasen, dass die Staatsanwaltschaft ein Paar AirPods sowie ein Paar Sennheiser-Kopfhörer freigab. Das heisst: A., also dem Dieb, nicht etwa seinen Opfern, wurde eine Frist von dreissig Tagen eingeräumt, um die herauszugebenden Gegenstände selbst (oder durch eine bevollmächtigte Person) abzuholen.

Da eine der drei Frauen, nennen wir sie N., ebensolche AirPods als gestohlen gemeldet hatte, erkundigte sie sich bei der Staatsanwaltschaft nach deren Verbleib und wollte wissen, warum diese nicht ihr als der rechtmässigen Eigentümerin zurückgegeben werden.

Der zuständige Sachbearbeiter versprach, der Sache nachzugehen und sich wieder zu melden, was freilich innerhalb eines halben Jahres nicht passiert ist. Über einen inoffiziellen Kanal erfuhr die Frau dann allerdings, dass diese Freigabe dem üblichen Prozedere ent-

spreche. Die Klärung der tatsächlichen Eigentumsverhältnisse sei schlicht und einfach zu aufwendig. Da N. nicht beweisen könne, dass die AirPods wirklich ihr gehörten, und man A. umgekehrt nicht nachweisen könne, dass er sie nicht rechtmässig erworben habe, gelte die normative Kraft des Faktischen. Und da am Ende eh die Versicherung für den Schaden aufkomme, sei im Grunde ja niemand geschädigt. Von allgemeiner Lebenserfahrung und dem gewöhnlichen Lauf der Dinge scheint man bei der Zürcher Staatsanwaltschaft nichts zu halten. Man glaubt stattdessen an das Gute im Menschen – auch wenn die konkreten Umstände dagegensprechen.

Aus den Augen, aus dem Sinn

Es ist allgemein bekannt: Diebstahlanzeigen bei der Polizei sind selten von Erfolg gekrönt. Selbst Opfer von Einbrüchen müssen häufig mit Ernüchterung feststellen, dass sich die Anstrengungen, die Täter zu schnappen, in engen Grenzen halten. Ist erst das Schadensprotokoll aufgenommen, können sich die Opfer bei der Versicherung schadlos halten. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Das ist eine ungesunde Entwicklung. Das Strafrecht und dessen Durchsetzung sind von enormer Bedeutung, damit eine Gesellschaft als gerecht wahrgenommen wird. Wo hingegen nur noch aufgrund der Opportunität gehandelt wird, schwindet dieses Bewusstsein, und die Justiz wird zum Gespött.

Auch besteht aus Schweizer Sicht nicht das geringste öffentliche Interesse am Aufenthalt von Aoufi A. hierzulande. Er wird nicht des Landes verwiesen, weil Algerien nicht daran denkt, solche Früchtchen zurückzunehmen. Er wird weiterstehlen, und hin und wieder wird er dafür bestraft werden. Deswegen ungeachtet leistet die Schweiz weiterhin brav humanitäre Hilfe. Auch das zerstört den Glauben an Gerechtigkeit.



Wer will solche Früchtchen zurücknehmen?

Claudio Zanetti ist ehemaliger Nationalrat der SVP.

Hybride Kriegsführung

Der nächste grosse Krieg könnte der letzte sein. Aber wie will man ihn verhindern, wenn man den bestehenden Krieg nicht erkennt?

Milosz Matuschek

Krieg ist immer schlecht für alle. Die Menschen wollen selbst meist keinen Krieg. Es sind die Machthaber, die ihn wollen. Da sie aber selbst nicht sterben wollen, schicken sie andere Menschen vor. Die Machthaber bringen sie zuerst dazu, andere zu hassen und dann zu töten. Krieg ist eine wiederkehrende Geissel der Menschheit, eine selbstgemachte Katastrophe. Im Krieg schaukeln sich Menschen ihr eigenes Grab.

Sie sehen: Ich habe es heute mal mit «einfacher Sprache» zum Einstieg versucht.

Ob es viel hilft, ist die andere Frage. Denn was genau weiss man über Krieg noch nicht, was man jetzt wissen sollte? «Nie wieder» sollte von deutschem Boden Gewalt ausgehen. Das grosse «Nie wieder!» war lange Staatsräson in Deutschland. Jetzt meint die SPD, Russland «auf dem Schlachtfeld» besiegen zu müssen. Immer mehr Milliarden werden in den Ausbau der Armee gepumpt. Die Wehrpflicht soll wieder eingeführt werden. Man spricht von der Herstellung der «Kriegstüchtigkeit», der Überwindung der «Kriegsmüdigkeit». Die Walze der geistigen Mobilmachung läuft. Wenn die Kriegsgeilheit erst in den Köpfen verankert ist, wird eine nächste Generation an der Front verheizt, werten? Nach Corona sollte niemand mehr naiv sein in der Frage, was an Wahnsinn möglich ist. Wieder nichts aus der Geschichte gelernt, wie so oft.

Erst hurra, dann Katzenjammer

Wissen wir, was auf dem Spiel steht? Verstehen wir den Ernst der Lage? Schrecken wir im letzten Moment vor dem Abgrund zurück, oder stürzt sich eine verblendete Generation mit Wonne hinein? Ich hatte die Millennials mal als «Generation Chillstand» beschrieben, als Konformisten, die sich aber gerne sehr individuell vorkommen wollen. Sie sind für mich Weltmeister darin, die Vorgängergenerationen für deren Verblendetsein zu kritisieren, aber das Brett vor dem eigenen Kopf nicht zu sehen. Jetzt lässt sich diese lebenszugewandte Generation, die Digital Natives, diese so reisefreudige und international vernetzte Generation, vor den gleichen Karren spannen wie ihre Gross-



Walze der geistigen Mobilmachung.

väter und Urgrossväter. Die Narrative ändern sich, das Ergebnis wird das gleiche sein: verbluten im Schützengraben für irgendein ideologisches Zerrbild, das man nie richtig verstanden hat. Erst hurra, dann Katzenjammer. Dämlich geht die Welt zugrunde.

Von Einstein stammt der schöne Satz, er wisse nicht, mit welchen Waffen der dritte Weltkrieg ausgetragen werden würde; aber er wisse, dass der vierte Weltkrieg mit Stöcken und Steinen ausgefochten werden wird.

Doch das ist das Szenario des «heissen» Krieges. Ein Schreckensszenario der Eskalation bis zum Atomkrieg, welcher das Ende der Mensch-

Wozu auch etwas angreifen, was man auch unterwandern kann?

heit bedeuten könnte. Dieses Szenario ist bisher noch in (relativ) weiter Ferne, kann sich aber durch eine unglückliche Verkettung von Umständen trotzdem blitzartig realisieren. Wie viel Gefahrenbewusstsein darf man unterstellen, wenn den meisten schon nicht bewusst sein dürfte, dass eine andere Form von Krieg längst unter uns ist?

Krieg ist nicht nur der Kampf Mann gegen Mann mit Gewehren, Drohnen und Panzern auf dem Feld. Der moderne Krieg zieht andere Register, nämlich sämtliche. Er beinhaltet eine totale Mobilmachung der Mittel, auch der modernsten. Im hybriden Krieg gibt es nicht nur eine Front, sondern viele. Es wird nicht nur im analogen Raum gekämpft, sondern auch im virtuellen. List, Tücke, Manipulation, psychologische Demoralisierung bereiten im Idealfall das Feld für einen Sieg ohne (militärischen) Kampf. Im hybriden Krieg gewinnt eine Seite vielleicht, ohne dass je ein Schuss gefallen ist, ein Krieg erklärt werden musste, ja, den meisten wird vielleicht erst später klar, dass sie besiegt, ja überhaupt angegriffen wurden. Wozu auch etwas angreifen, was man ebenso unterwandern kann? Wieso etwas teuer von aussen zerstören, was sich billig und effizient irgendwann von innen heraus selbst zerfrisst?

Das beste Beispiel für diese Form der Kriegsführung ist gerade Deutschland.

Deutschland ist psychologisch am Boden. Kein anderes Land hat eine grössere Demoralisierungskampagne hinter sich als Deutschland. Aus einem jahrzehntelangen Schuld kult ist ein präpotenter Moralweltmeister erwachsen, der für die «gute Sache»,

also die Möglichkeit der eigenen Selbstreinigung, über Leichen geht. Hauptsache, bei den «Guten» dabei! Wo der Hass auf das Eigene grassiert (die sogenannte Oikophobie), hat der Gegner leichtes Spiel. In Deutschland regieren Politiker, die von sich selbst sagen, dass sie mit Deutschland nichts anfangen können. Was tun gegen Verrat von innen?

Deutschland ist identitätspolitisch am Boden. An Deutschland wird wie an keinem anderen Land die Auflösung von Kultur, Familienstrukturen, Wertordnung und Tugenden durchexerziert. Vorreiter im Wokeismus ist man bereits. Dass Migration als Waffe eingesetzt werden kann, ist in der Politikwissenschaft schon länger bekannt. In Deutschland sprach man zehn Jahre von Bereicherung, inzwischen sind täglich Messerangriffe, Vergewaltigungen und Übergriffe zu verzeichnen. Das Land sitzt jetzt auf einem Sprengsatz ineinander verzahnter Konflikte, will die Probleme aber nicht benennen, um nicht als «rassistisch» zu gelten.

Meister aus Deutschland

Deutschland ist wertemässig am Boden. Wofür steht Deutschland, weiss das noch jemand? Man kann mit Nord Stream die eigene Infrastruktur angreifen, ohne dass das Konsequenzen hat. Im Corona-Desaster war Deutschland der ideale Lakai, sei es der USA oder Chinas. Über Impfpfö in Russland und China hört man wenig, in Deutschland wird verlässlich «plötzlich und unerwartet» gestorben und schön brav dabei zugeschaut und weiter geschwiegen. Mit Drogen-PCR und Sahin-Biontech war man an vorderster Front eines Grossverbrechens mit dabei. Einen experimentellen medizinischen Grossversuch lässt man sich eben nicht entgehen: der Tod, immer noch ein Meister aus Deutschland.

Cui bono? Das ist die Frage, die immer im Raum steht, aber selten offen gestellt wird. Hybride Kriegsführung ist keine Erfindung des Westens. Schon bei Sun Tsu finden sich Weisheiten der Taktik, der List und des ökonomisch klugen Einsatzes der Mittel gegen den Gegner. Es braucht wenig Fantasie, um zu sehen, dass sich seit Jahren der Wertewesten selbst zerlegt und China im Grunde von allem profitiert, sei es von der Harakiri-Verschuldung der USA, sei es von Corona, sei es von Russland - Ukraine, sei es von Gaza - Israel. Bei keinem dieser Konflikte ist man richtig dabei, aber doch mittendrin, ökonomisch sowieso. Das Land des Lächelns ist der Profiteur der Krise des Westens. Und lächelt sich innerlich vermutlich halbtot über unsere Naivität, Geschichtsblindheit und Dämlichkeit.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

Hitzehölle Rimini

Thomas Bucheli von «SRF Meteo» schafft es, das ideale Klima in ein Inferno zu verwandeln.

Kurt W. Zimmermann

Rimini ist der Klassiker unter den Ferienorten an der Adria. Im Juni, so wie jetzt, ist es sonnig und warm, aber nicht allzu heiss, und vom Meer her weht ein sanfter Wind.

Thomas Bucheli von «SRF Meteo» schafft es, sogar dieses ideale Klima in eine Hölle der Hitze zu verwandeln. Für den Freitag dieser Woche sagte er für Rimini glühende 39 Grad im Schatten voraus. In Wirklichkeit betrug die Temperatur dann angenehme 28 Grad.

Hitzkopf Bucheli und das 18-köpfige Team von «SRF Meteo» sind damit weiterhin in Hochform und auf Rekordkurs. Schon letzte Woche hatten sie für Athen eine Gluthitze von 43 Grad prognostiziert. Es waren dann gerade mal 32 Grad. Mit dieser Fehlprognose von elf Grad Überhitzung übertraf Bucheli seinen bisherigen Rekord von zehn Grad zu viel, den er letztes Jahr für Südfrankreich aufgestellt hatte («Tri tra trallala, der Bucheli ist wieder da», *Weltwoche* Nr. 25/24).

In Rimini nun egalisierte er seine neue Bestleistung. Im Publikum sind inzwischen viele davon überzeugt, dass Bucheli ein klimapolitischer Überzeugungstäter ist. Gestützt wird diese Vermutung dadurch, dass andere Wetterdienste immer viel tiefere Temperaturen als Bucheli vorhersagen. Auch für Rimini lag zum Beispiel The Weather Channel nicht elf, sondern nur drei Grad daneben.

Der Sommer ist noch lang

Nachdem am Wochenende auch der *Blick* über Buchelis Fehlschüsse geschrieben hatte, tischte er gegenüber diesem Blatt eine abenteuerliche These auf. Es komme auf den Messpunkt an, sagte er, denn in Küstenstädten könne die Temperatur von der Küste bis zur Innenstadt um bis zu 15 Grad variieren. Im Falle von Athen würde das bedeuten, dass es unten am Hafen von Piräus 15 Grad warm ist und es oben auf der Akropolis bei 0 Grad schneit. Einen solchen Schmarren glaubt wohl nicht einmal Bucheli selbst.

Wie auch immer, der Sommer ist noch lang. Es ist der Sommer der Olympischen Spiele. In der Disziplin der meteorologischen Fehlprognosen wäre Bucheli jedenfalls der klare Favorit für die Goldmedaille.



Favorit für die Goldmedaille: Rimini.

Die Geheimnisse der Fünften Republik

Frankreich hat eine der eigenartigsten Verfassungen der westlichen Welt. Darum kann der Präsident das Parlament auflösen, ohne sein Amt aufs Spiel zu setzen.

Christophe Büchi

Emmanuel Macron wollte in de Gaulles Fussstapfen treten. Dies könnte ihm am Ende gelingen. Aber nicht so, wie er es sich vorgestellt hat.

Doch der Reihe nach. Die europäischen Wahlen sind für den französischen Präsidenten mit einer Riesenschlappe zu Ende gegangen: Mit einem Anteil von 14,6 Wählerprozent rangierte seine Partei weit hinter den Gewinnern, dem Rassemblement national von Marine Le Pen (31,3 Prozent). Ruck, zuck griff Macron deshalb zur verfassungsrechtlichen «Atombombe»: Noch am Wahlsonntagabend löste der Präsident die Nationalversammlung auf und ordnete Neuwahlen an. Und zwar auf den schnellstmöglichen Termin – erster Wahlgang am 30. Juni, zweiter Durchgang am 7. Juli –, also knapp vor den Olympischen Spielen von Paris.

Oberhaupt und Chef

Der Entscheid traf das Land völlig unvorbereitet. Innerhalb weniger Tage mussten die Parteien Hunderte von Kandidaten rekrutieren und ihre Wahlprogramme verabschieden, die wenig überraschend dem Volk das Blaue vom Himmel versprechen. Dabei bleibt der Zweck der Übung ziemlich nebulös. Ob sie zur Bereinigung der Machtverhältnisse beiträgt und Macron jene Parlamentsmehrheit beschert, die er seit seiner Wiederwahl im Jahr 2022 schmerzlich vermisst, ist mehr als fraglich.



Auf der Höhe seines Vorbilds: Emmanuel Macron.

Interessant ist aber dies: Obwohl Frankreichs Politik durchgeschüttelt wird, riskiert Macron selbst – zumindest auf den ersten Blick – nichts. Anders als etwa der britische Premierminister Rishi Sunak, der ebenfalls Neuwahlen angeordnet hat und im Fall einer Niederlage sein Amt verliert, kann der *président* ruhig sein. Denn selbst wenn etwa das Rassemblement national von Marine Le Pen – oder gar die linke Volksfront – die Parlamentsmehrheit erobern sollte, darf der Präsident bis zum Ende seiner Amtszeit 2027 weitermachen. Auch im (wahrscheinlicheren) Fall, dass der Rassemblement national «nur» einen relativen Sieg einführt, passiert ihm nichts.

Dies hat mit der Eigenart der französischen Verfassung zu tun. Wie in den Vereinigten Staaten, aber im Gegensatz zu den parlamentarischen Demokratien, ist der *président de la République* nicht nur symbolisches Oberhaupt

des Staates, sondern auch Chef der Exekutive. Wie in den USA bleibt der Präsident auch dann Präsident, wenn er keine Parlamentsmehrheit (mehr) hat. Im Gegensatz zu seinem amerikanischen Kollegen kann der französische Präsident

Innerhalb weniger Tage mussten die Parteien Hunderte von Kandidaten rekrutieren.

zudem das Parlament auflösen. Dies macht ihn verfassungsrechtlich noch stärker, als es der amerikanische Präsident ist. Zudem kennt Frankreich kein Impeachment-Verfahren. Und schliesslich ist das Land viel zentralistischer als die Vereinigten Staaten, was die Position des *président* nochmals verstärkt.

Allerdings gibt es in Frankreich auch einen Premierminister, der als Chef der Regierung

amtet und mit dem der *président de la République* die exekutive Gewalt teilen muss. Deren Aufgabenteilung ist in der Verfassung nicht klar geregelt. Ein Beispiel nur: Laut Verfassung ist der Präsident Chef der Streitkräfte. Gleichzeitig heisst es in Artikel 21, der Premierminister sei für die nationale Verteidigung verantwortlich. Die Konfusion ist damit programmiert, wie auch führende Verfassungsrechtler wie Guy Carcassonne und Marc Guillaume feststellten.

Der französische Premierminister ist vor dem Parlament «verantwortlich», das heisst, das Parlament kann ihm das Vertrauen aussprechen – oder auch nicht. Somit stellt das französische System eine Art Zwitter dar zwischen Präsidialsystem und parlamentarischer Demokratie. Es kreiert eine doppelköpfige Exekutive, in der aber ein Kopf, der Präsident, grösser und stärker ist als der andere, nämlich der Premierminister. Der Verfassungsrechtler Maurice Duverger hat einmal zugespitzt von einer «republikanischen Monarchie» gesprochen – eine schöne Formel, die allerdings die Tatsache überspielt, dass der *président* für fünf (früher sieben) Jahre gewählt wird und damit doch nur ein Monarch auf Zeit ist.

Regierungen wie Jahreszeiten

Um die jetzigen Vorgänge in der französischen Politik wirklich zu verstehen, ist ein Blick in die Vergangenheit unumgänglich (ohne geschichtliche Kenntnisse geht es auch hier nicht). Und da stösst man schnell auf die grosse Figur von Charles de Gaulle, den Pater patriae, auf den sich inzwischen so ziemlich alle französischen Parteien, von ganz links bis ganz rechts, berufen.

Die heute geltende Verfassung der Fünften Republik – die Republiken werden in Frankreich durchnummeriert, weil sie sich so rasch ablösen – geht auf die 1950er Jahre zurück. Damals war Frankreich eine typische parlamentarische Republik, in der das Parlament und die Parteichefs fast alles und der Staatspräsident fast nichts entscheiden konnten. Letzterer diente vor allem dazu, Denkmäler und U-Boote einzuweihen und seinen Namen unter die Ernennung des Regierungschefs (damals *président du Conseil* genannt) zu setzen, der jeweils von den Parteichefs in nächtlicher Dauersitzung ausgehandelt worden war. Die Regierungen wechselten sich fast so schnell ab wie die Jahreszeiten.

Diese Instabilität wirkte umso problematischer, als sich Frankreich ab 1954 mit einem Aufstand in seinem «Kronland» Algerien konfrontiert sah, der sich allmählich zu einem wirklichen Krieg zwischen Frankreich und der algerischen Unabhängigkeitsbewegung ausweitete. Anhänger der *Algérie française*

und Antikolonialisten drohten Frankreich in einen Bürgerkrieg zu ziehen. In dieser Situation wurde nach Charles de Gaulle gerufen, dem grossen Mann, der im Zweiten Weltkrieg Frankreichs Ehre gerettet hatte. General de Gaulle hatte nach dem Zusammenbruch der französischen Armee im Juni 1940 die Franzosen dazu aufgerufen, den Krieg gegen Nazideutschland weiterzuführen – mit dem verblüffenden Resultat, dass das gedemütigte Frankreich sich im Mai 1945 im alliierten Siegeslager wiederfand.

Gute Dosis Schlitzohrigkeit

Im Mai 1958 erklärte sich de Gaulle bereit, die Regierungsverantwortung zu übernehmen – unter der Bedingung, dass unter seiner Leitung eine neue Verfassung ausgearbeitet und vor allem die Position des Staatspräsidenten gestärkt werde. Im Herbst des gleichen Jahres wurde die neue «gaullistische» Verfassung von den Stimmbürgern angenommen. Der *président de la République* wurde jetzt wieder zum Angelpunkt des französischen Staates. Frankreich hatte wieder einen Monarchen, wenn auch einen republikanischen.

An der Jahreswende 1958/59 wurde de Gaulle zum ersten Präsidenten der Fünften Republik gewählt, allerdings nicht vom Volk, sondern von einem Kollegium von Elektoren. Damals sah de Gaulle im Präsidenten weniger einen Chef der Exekutive (dafür gab es den Premierminister) als einen über den Wassern der politischen Niederungen schwebenden Halb Gott, der sich nur um die ganz wichtigen Staatsgeschäfte kümmern sollte. Das wichtigste Geschäft war damals die Beendigung des Algerienkriegs, die de Gaulle mit grosser Energie, harter Hand und einer guten Dosis Schlitzohrigkeit anpackte. Sie endete damit, dass Algerien 1962 in die Unabhängigkeit entlassen wurde.

Nachdem er das französische Staatsschiff aus dem algerischen Sumpf gezogen hatte, sah de Gaulle die Zeit gekommen, um die Wahl des Staatspräsidenten durch die Stimmbürger durchzusetzen und dem «republikanischen Monarchen» dank der Weihe der Volkswahl noch zusätzliche Legitimität zu verschaffen. Im Oktober 1962 wurde diese Verfassungsänderung in einem Plebiszit angenommen.

Diese Neuerung erwies sich allerdings als ein zweiseitiges Schwert. Denn einerseits wurde der Präsident durch die Volkswahl endgültig zum starken Mann an der Staatsspitze,

doch andererseits musste er jetzt auch auf dem politischen Schlachtfeld mitkämpfen. Dies musste de Gaulle schon drei Jahre später erfahren, als er sich nach Ablauf seiner ersten siebenjährigen Amtsperiode zur Wiederwahl stellte. Im ersten Wahlgang fand der General es unter seiner Würde, Wahlkampf zu betreiben; er verfehlte das absolute Mehr und musste gegen seinen linken Widersacher, François Mitterrand, zur Stichwahl antreten. De Gaulle wurde wiedergewählt, doch künftig war er das, was er nie sein wollte: Staatspräsident, aber auch Politiker und Chef einer politischen Partei.

Während der Präsident immer mehr Macht an sich zog, wandelte sich der Premierminister mehr und mehr zu dessen «Mitarbeiter» (die Formulierung

stammt von Sarkozy). Eine wichtige Rolle spielt der Premier hingegen in einer *cohabitation*, das heisst in jenen Fällen, in denen die Franzosen eine Parlamentsmehrheit wählen, die der politischen Couleur des Präsidenten nicht ent-

Verfassungsrechtler Duverger sprach von einer «republikanischen Monarchie».

spricht. Dann kann der Premierminister als Repräsentant der politischen Mehrheit ein starkes Gegengewicht bilden. Dies geschah unter Mitterrand, der zweimal mit einem bürgerlichen Premierminister (Jacques Chirac und Edouard Balladur) auskommen musste.

Immer noch Monarch, aber wehrlos

Im Fall von Macron könnte es durchaus sein, dass er ab Juli mit einem Parlament kutschieren muss, das er nicht kontrolliert oder das ihm sogar feindlich gesinnt ist. Er kann hierauf versuchen, bis 2027 ohne Parlamentsmehrheit weiterzuwursteln. Er wäre dann immer noch ein republikanischer Monarch, aber ein wehrloser. Wie Richard III. auf dem Schlachtfeld von Bosworth bliebe ihm, nach einem Pferd zu rufen: «My kingdom for a horse!» Dies gilt – bei aller Rivalität zwischen Frankreich und dem «perfiden Albion» – eben auch für die *douce France*.

Die grosse Frage ist jedoch, ob Frankreich drei Jahre lang mit einem mehr oder weniger zum Eunuchen gewordenen Staatspräsidenten leben könnte. Gut möglich, dass Macron doch demissionieren müsste. Auch dies ist schon vorgekommen: 1969 trat de Gaulle nach einer verlorenen Referendumsabstimmung Knall auf Fall zurück. Am Ende wäre Macron somit doch noch auf der Höhe seines Vorbilds.



31,3 Prozent:
Marine Le Pen.



Rechtliche Atombombe:
Charles de Gaulle.

Helvetische Spionage-Schizophrenie

Schweizer Behörden und Firmen vertrauen auf amerikanische Software und deutsche Mitarbeiter. Gefahren sehen sie keine. Sind etwa nur Russen und Chinesen an Geheimnissen interessiert?

Rafael Lutz

Die CIA-Abteilung der US-Botschaft in Genf gehörte zu den bedeutendsten europäischen Laboren, in denen dieses Netzwerk ausgetüftelt wurde.» Dies schrieb Edward Snowden in seiner 2019 erschienenen Autobiografie «Permanent Record». Gemeint war damit nichts weniger als ein Netzwerk, das zentral war beim Aufbau der technologischen Infrastruktur für die Massenüberwachung. Dieses Netzwerk machte der einstige Mitarbeiter der National Security Agency (NSA), der mittlerweile in Russland im politischen Asyl lebt, 2013 der Welt publik.

Snowden selbst half an vorderster Front mit, das Ganze aufzubauen. Ab 2007 arbeitete er für die Central Intelligence Agency (CIA) in Genf. Der ehemalige Geheimdienstler weiss in Sachen Spionage und Überwachung, wovon er spricht. Den USA macht hier keiner was vor. Ob Uno, Swisscom-Kunden oder Schweizer Banken: Die US-Geheimdienste nahmen alles ins Visier. Das ist schon lange bekannt.

Schweiz als Drehscheibe für Terror?

Doch in der Schweizer Öffentlichkeit ist das heute wieder vergessen gegangen. Permanent wird lediglich noch vor dem Iran, China, Russland und anderen sogenannten Schurkenstaaten gewarnt. Gerade Russland erhielt unlängst im Rahmen des Bürgenstock-Gipfels wieder besonders viel Aufmerksamkeit. Von Cyberangriffen bis hin zu Sabotage: Im Fall Russlands müssten wir mit allem rechnen, so der Ton.

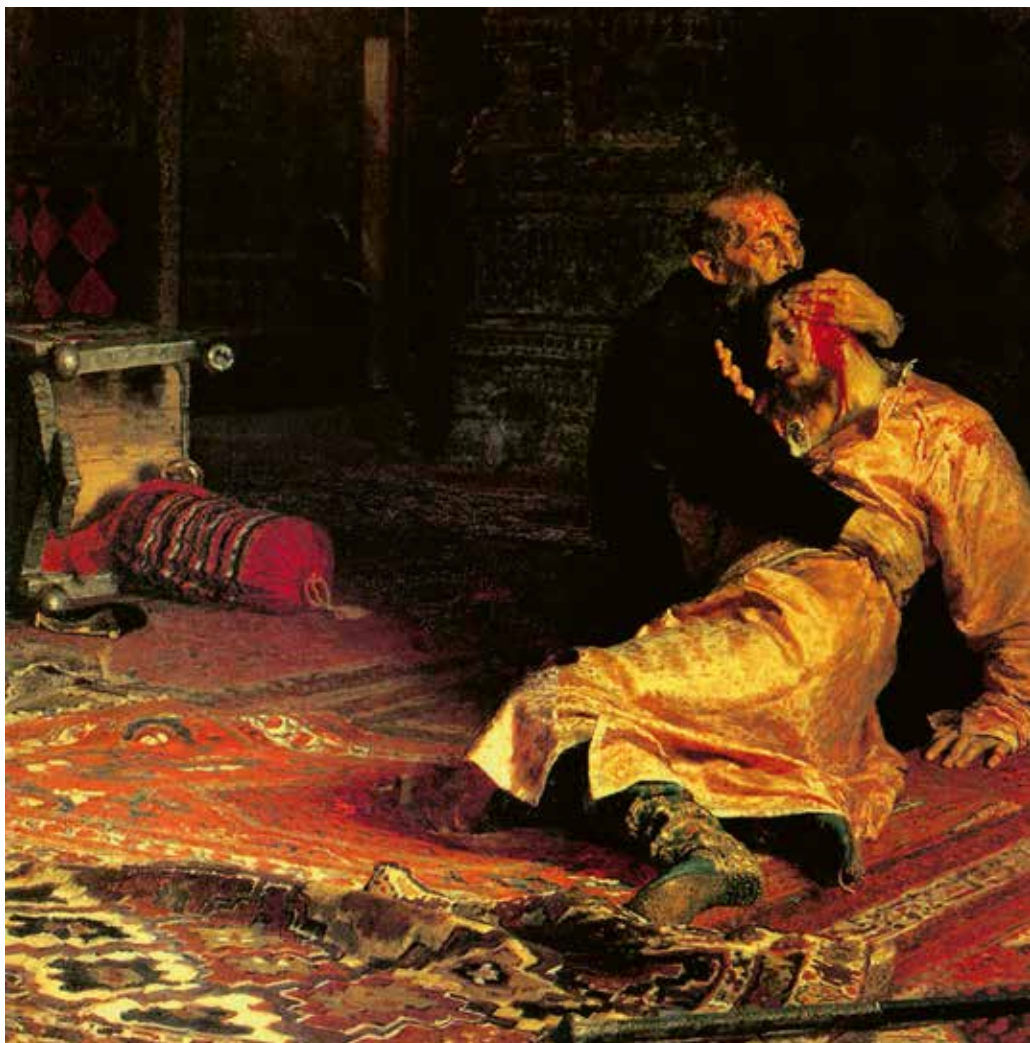
Russische Spionage geriet dabei in den Fokus. Das Thema ist omnipräsent. Auch im Parlament, wo kürzlich ein Vorstoss durchkam, der vorsieht, dass ausländische Spione konsequent ausgewiesen werden. Im Visier hat man insbesondere russische Agenten. Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) schreibt: «Die grösste aktuelle Bedrohung durch Spionage geht von russischen Nachrichtendiensten aus.»

Am Montag vor einer Woche berichtete der *Tages-Anzeiger* dann prompt, Schweizer Sicherheitsbehörden seien einem mutmasslichen russischen Agenten auf die Schliche gekommen. Der Agent soll versucht haben, sich Waffen zu be-

schaffen. Viele Politiker, Medien und Behörden fühlen sich nun bestätigt: Die Gefahren durch Russland sind real. Das Bundesamt für Cybersicherheit (Bacs) registrierte zuletzt «Überlastungsangriffe» auf die Websites des Bundes und von Organisationen, die in die Konferenz auf dem Bürgenstock involviert waren. «Diese dauern auch heute noch an», erklärte die Behörde letzte Woche gegenüber der *Weltwoche*.

Bedrohungen, gerade solche im Bereich der Spionage, werden fast ausschliesslich bei Staaten

wie Russland und China verortet. Doch bei nüchternem Blick stellt sich die Frage: Sind es wirklich diese Länder, die für die Schweiz die ganz grosse Bedrohung darstellen? Jacques Baud, ehemaliges Mitglied des strategischen Nachrichtendienstes der Schweiz, sagt: «In Westeuropa und insbesondere in der Schweiz stellen die Vereinigten Staaten und Israel die grösste Bedrohung im Bereich der Spionage dar.» Diese Länder sähen die Schweiz nach wie vor als Drehscheibe für die Finanzierung illegaler



Züge, die ins Paranoide gehen: Ilya Repins «Iwan der Schreckliche und sein Sohn Iwan

Aktivitäten wie Geldwäscherei, Terrorismus oder organisierte Kriminalität. Dies, obwohl die Schweiz hier in den letzten Jahrzehnten vorwärtsgemacht habe bezüglich der Mechanismen zum Informationsaustausch.

Der NDB selbst äussert sich zu den Gefahren, die von westlichen Staaten ausgehen, nur in aller Knappheit. Pressesprecherin Isabelle Graber weist zwar darauf hin, dass in der Vergangenheit auch Nato-Länder in der Schweiz spionierten – etwa der türkische Geheimdienst, der nach dem Putschversuch 2016 gegen Präsident Recep Tayyip Erdogan in der Schweiz Erdogan-Kritiker stärker ins Auge genommen haben soll. Zu dieser Einschätzung gelangte der NDB im Lagebericht «Sicherheit Schweiz 2020».

Zu den Big Playern im Westen, die in der jüngeren Vergangenheit zu den Meistern der Spionage zählten, wird eisern geschwiegen. Aktuelle Einschätzungen möglicher Spionagemöglichkeiten, die für die Schweiz durch Staaten wie die USA oder Israel ausgehen könnten, gibt der NDB nicht ab – das Gleiche gilt für Deutschland. Kritiker vermuten, dass Bern seine westlichen Partnerdienste nicht vor den Kopf stossen wolle. Schliesslich pflegt der Schweizer

Geheimdienst einen sehr engen Austausch mit der NSA.

Auch das weiss man spätestens seit 2013. Im Zuge der Snowden-Leaks war herausgekommen, dass zwischen dem Schweizer Geheimdienst und der NSA eine «Focused Cooperation» bestand, die zweithöchste Stufe der Zusammenarbeit. Experten auf dem Gebiet sind überzeugt: Daran wird sich vermutlich wenig geändert haben. Im Gegenteil. «Wir gehen davon aus, dass diese Zusammenarbeit mit dem neuen Nachrichtendienstgesetz (NDG) ausgebaut wurde. Der Geheimdienst in der Schweiz unterliegt keiner wirksamen Aufsicht», sagt Martin Steiger, Sprecher der Digitalen Gesellschaft. Nicht wenige Kritiker der aktuellen Sicherheitspolitik der Schweiz sehen die enge Zusammenarbeit durchaus kritisch. Man vertraue blind den Nato-Staaten im Allgemeinen sowie Israel und den USA im Besonderen. Dies, obwohl Letztere wiederholt bewiesen haben, dass sie ihre eigenen Interessen ohne Rücksicht auf Verluste verfolgen. Wir sind beim Finanzplatz Schweiz angelangt.

Ihm galt schon immer das besondere Augenmerk ausländischer Behörden. Ausländische Spitzel spionierten regelmässig allen vermuteten Geldtransfers nach. Das taten die USA auch in den Jahren vor dem Untergang der Credit Suisse (CS). Dass Washington wiederholt einen genauen Blick auf die Bank richtete, ist kein Geheimnis. Die CS war für Späher aller Art offen wie ein Scheunentor. Insbesondere für Journalisten: Ob Panama-, Paradise-, Pandora-Papers oder Swiss-Leaks, das Internationale Netzwerk investigativer Journalisten (ICIJ), das von amerikanischen Philantropen unterstützt wird, schoss die CS sturmreif. Umgekehrt schonten sie die amerikanischen Banken weitgehend, die ebenfalls nicht über jeden Verdacht erhaben sind.

Kritiker monierten in den vergangenen Jahren, dass die CS zu stark auf Technologien der USA gesetzt habe. Etwa auf die Software der Firma Palantir, bei deren Firmengründung die CIA über das Risikokapitalvehikel In-Q-Tel beteiligt war. Zudem nutzte die Bank auch Aladdin, eine Art «Super-Software» des Vermögensverwalters Blackrock.

Schweizer Bankdaten in den USA

Aladdin dient als Risikoanalyse-Werkzeug, mit dem kolossale Vermögenswerte überprüft werden. Insider vermuten, dass die USA dadurch Zugang zu relevanten Kundengeldinformationen gehabt haben. Finanz-Blogs wie *Inside Paradeplatz* griffen das Thema auch schon auf. Die CS ist nun zwar seit dem Frühjahr 2023 Geschichte. Doch das Thema Wirtschaftsspionage könnte aktueller nicht sein. Auch die «Superbank» UBS, die für die USA von besonderem Interesse ist, setzt ebenso auf amerikanische Technologien.

Für ihre amerikanischen Private-Banking-Kunden nutzt sie ebenfalls die Software Aladdin. Zudem verlässt sich die UBS auf Microsoft.

Die Bank hat grosse Teile ihrer Daten auf dessen Cloud-Plattform Azure. Brisant ist das schon deshalb, weil die US-Geheimdienste via den «US Cloud Act» theoretisch Zugang zu allen Daten von amerikanischen Tech-Konzernen haben – auch auf diejenigen von Microsoft. Die Sache ist auch legalistisch höchst umstritten. Denn es gibt keine eigentliche Bewilligung für Schweizer Banken, Daten im Ausland zu lagern. Die Frage stellt sich: Liefert sich die UBS, und damit auch wieder ein Stück weit die Schweiz, somit ans US-Spionage-Messer?

UBS-Sprecher Serge Steiner entgegnet: «Der Schutz von Kundendaten hat für uns oberste Priorität. Er erfolgt nach höchsten Sicherheitsstandards und im Einklang mit den gel-

Das von US-Philantropen unterstützte Netzwerk ICIJ schoss die Credit Suisse sturmreif.

tenden Gesetzen.» Der Pressesprecher verweist sehr allgemein auf den Jahresbericht 2023 und die Datenschutzerklärung der Bank. Die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma), die den Auftrag hat, Finanzmarktkunden zu schützen, hatte zuletzt mehrfach Auslagerungen von Daten als «Risikotreiber» identifiziert. Zum genannten Fall äussert sich die Behörde nicht.

Mediensprecherin Patrizia Bickel hält aber allgemein fest: «Falls kritische Daten ausserhalb der Schweiz gespeichert werden oder vom Ausland aus auf sie zugegriffen werden kann, sind die damit verbundenen erhöhten Risiken angemessen zu begrenzen und mit geeigneten Massnahmen zu überwachen sowie die Daten besonders zu schützen.» Konzerne wie Microsoft sichern ihren Kunden zwar zu, die Daten vor dem Zugriff der Behörden zu sichern. Doch wird der Internetkonzern dieses Versprechen auch einlösen, wenn es hart auf hart kommt? Daran zweifeln Kenner der Materie.

Die UBS ist längst nicht die einzige Bank, die Daten bei amerikanischen Tech-Konzernen auslagert. Die Zürcher Kantonalbank und die Bank Vontobel vertrauen seit nicht allzu langer Zeit ebenfalls auf Cloud-Plattformen von Microsoft. Finma-Sprecherin Bickel sagt dazu: «Die Anzahl wesentlicher Auslagerungen an einen Cloud-Service-Provider nehmen rasant zu.»

Sicher ist: Gefahren lauern für die Schweiz durch Washington. «Die Schweiz darf sich nicht blindlings auf die USA verlassen», sagt der Schwyzer SVP-Ständerat Pirmin Schwander. Den einseitigen Fokus auf Russland sieht der Politiker kritisch. Er sei sicherheitspolitisch gar sehr gefährlich. Anders als Russland habe Washington ab 2008 den Schweizer Finanzplatz unter Druck gesetzt. «Die eigene Finanzindustrie schonten die USA. Das ist bis heute der eigentliche Skandal.» Das sollte gerade der Politik und den Behörden klar sein. «Die Gross-



am 16. November 1581» (1883–1885).

mächte schenken sich nichts. Jeder will sich seine Vorteile verschaffen. Die USA sind hier keinen Deut besser, was die Spionage sowie auch das massenhafte Sammeln von Daten anbelangt.»

Die USA und westliche Staaten agierten aus einer Position der Defensive heraus. «Insbesondere wenn es schlecht läuft, greifen Regierungen zu solch unlauteren Methoden.» Die Wirtschaft taumle, der Mittelstand stehe unter Druck, und viele KMU seien in den vergangenen Jahren untergegangen. Neben den USA sieht Schwander ebenso Gefahren durch andere Länder. Gegenüber der *Weltwoche* warnte der Schwyzer Ständerat im Februar auch vor möglicher Spionage durch Elbit Systems Switzerland, einen Ableger des israelischen Rüstungskonzerns, der in Haifa beheimatet ist.

Die Firma, bei der die Schweizer Armee mehrere Drohnen bestellt hat, ist unter anderem auch am 1,6 Milliarden Franken schweren Projekt

«Im Gegensatz zum Kalten Krieg ist es heute der Westen, der in China und Russland mehr Spionage betreibt.»

Telekommunikation der Armee (TKA) beteiligt. Bis 2035 sollen damit die Kommunikationssysteme des VBS in mehreren Beschaffungsschritten modernisiert werden. «Niemand hat den Überblick über die IT-Systeme des VBS – gerade auch bezüglich der hohen Sicherheitsanforderungen», gab Schwander im Frühjahr zu bedenken. Israelische Spionage ist in der Tat eine Gefahr. Das verdeutlichte jüngst eine Recherche der *Republik*. Die israelische Firma Verint, ein ehemaliger NSA-Dienstleister mit Wurzeln im israelischen Geheimdienst Mossad, hat die Ausrüstung für die Kabelaufklärung des Bundes geliefert.

Ausländer in Finma, Ensi, KOF

Über die Kabelaufklärung kann der Nachrichtendienst die Kommunikationsdaten der Bürger im Inland überwachen, wie das Online-Magazin aufdeckte. Verint stellt für den Schweizer Geheimdienst die Technik für das Anzapfen der Internetkabel bereit. Bis mindestens 2022 hätten die Behörden auch auf Analyse-Tools dieser Firma zurückgegriffen.

Just die Firma Verint war laut Berichten Teil des Prism-Programms der NSA gewesen, das Snowden 2013 aufdeckte. Verint spionierte zudem Einrichtungen der US-Regierung aus und soll sich Hintertüren zu zahlreichen amerikanischen Technologieunternehmen geschaffen haben. Experten sehen Gefahren, dass Israel via Verint in der Schweiz spioniert und sich auch Hintertüren offengelassen hat. Das Bundesamt für Rüstung (Armasuisse) schliesst Spionageszenarien aus. Behörden und Politiker mauern. Sowohl die Aufsichtsbehörde des Nachrichtendienstes (AB-ND) wie auch die Eid-

genössische Finanzkontrolle (EFK), die die Produkte von Verint geprüft haben dürften, geben sich bedeckt. Die Prüfberichte sind geheim. «Der Zugang zu diesem Prüfbericht würde die innere und äussere Sicherheit gefährden», so die AB-ND gegenüber der *Republik*.

Die Geschäftsprüfungsdelegation (GPDel), die die Oberaufsicht über den Nachrichtendienst hat und regelmässig Einblicke in die Kabelaufklärung erhält, äussert sich nicht näher zur Angelegenheit. Auf die Frage, wie hoch die Gefahr möglicher Spionage durch Israel sei, erklärt Mitte-Politiker und GPDel-Präsident Stefan Müller-Altarmatt gegenüber der *Weltwoche*: «Die GPDel äussert sich nicht zu Inhalten ihrer Beratungen, welche im Zusammenhang mit Anhörungen von Behörden erfolgen.»

SP-Nationalrat Fabian Molina, der zuletzt den Bundesrat mit Fragen hinsichtlich Verint konfrontierte und wissen wollte, ob israelische und US-Geheimdienste via Verint Zugriff auf Daten von Schweizern haben, sieht Müller-Altarmatt und Co. nun in der Pflicht. «Ich erwarte von der GPDel, dass sie sich dieser Frage vertieft annimmt, damit der Zugriff auf Daten durch fremde Geheimdienste zweifelsfrei ausgeschlossen werden kann.»

Das Verhalten der Schweizer Behörden gegenüber russischen Staatsbürgern hat längst Züge angenommen, die ins Paranoide gehen. Geschäftsbeziehungen mit Russen genügen heute, um auf der Sanktionsliste zu landen. Vis-à-vis den USA, Israel oder etwa auch Bürgern aus dem europäischen Nachbarland herrscht wiederum eine erstaunliche Leichtgläubigkeit vor.

Doch bestehen nicht auch hier mögliche Gefahren? Auffällig ist: Gleich mehrere ausländische Staatsbürger sind zuletzt in höchsten Positionen in Schweizer Aufsichtsbehörden gelangt. Also just dorthin, wo sie Zugang zu heissen Informationen über den Schweizer Finanz- und Energiesektor haben. Ob bei der Finma, dem Eidgenössischen Nuklearsicherheitsinspektorat (Ensi) oder der Konjunkturforschungsstelle der ETH (KOF): Schweizer sind dort in den höchsten Positionen kaum noch anzutreffen.

Die Finma, die Banken, Versicherungen und weitere Finanzunternehmen kontrolliert und über sensible Informationen über Schweizer Unternehmen verfügt, wird seit diesem Frühling von Stefan Walter geleitet. Walter ist deutscher Staatsbürger und hat lange in den USA gelebt und gearbeitet – etwa für die US-Notenbank Fed. Er ist der zweite Ausländer, der seit Bestehen der Finma 2009 an der Spitze der Aufsichtsbehörde steht. Ähnlich ist die Ausgangslage beim Ensi, der Aufsichtsbehörde für die nukleare Sicherheit und Sicherung der kerntechnischen Anlagen. Eine Behörde, die von immenser Bedeutung ist, verfügt sie schliesslich über äusserst brenzlige Informationen im Energiesektor.

Drei der sieben Mitglieder in der Ensi-Geschäftsleitung besitzen keinen Schweizer Pass. Darunter die beiden deutschen Staatsbürger Annette Ramezianian, die den Bereich der Kernkraftwerke verantwortet, und Ralph Schulz, der zuständig ist für den Bereich Sicherheitsanalyse. Rosa Sardella, eine Italienerin, leitet den Bereich Strahlenschutz.

Ausländer geben auch bei der KOF den Takt an. Geleitet wird diese vom Niederländer Jan-Egbert Sturm. Der Ökonom ist seit 2005 ordentlicher Professor für Angewandte Wirtschaftsforschung an der vom Bund finanzierten Hochschule. Zwar bemängeln Kritiker, dass die Prognosen der KOF oftmals wenig taugen. Allerdings dürfte die KOF über jede Menge Informationen zum Schweizer Wirtschaftsplatz verfügen. Das Institut nimmt anhand von Befragungen etwa regelmässig Schweizer Unternehmen unter die Lupe.

«Vertrauensvolle Kooperation»

Spionagegefahren lauern für die Schweiz von allen möglichen Seiten. Umso merkwürdiger ist es, dass Behörden weiterhin hauptsächlich in Richtung Russland und China blicken. Die Frage stellt sich: Ist man im Kalten Krieg stehen geblieben? Teilweise schon, sagt Jacques Baud. Etwa bei der Beurteilung der russischen Diplomaten. Laut dem NDB handelt es sich bei einem Drittel aller rund 220 diplomatischen und konsularischen Vertreter Russlands in der Schweiz um Agenten. Dazu Baud: «Die von unseren Geheimdiensten angegebenen Zahlen sind die Zahlen, die wir während des Kalten Krieges hatten. Sie sind höchstwahrscheinlich überholt, da der Informationsbedarf der Russen heute ganz anders ist und die Zahl der Mitarbeiter der russischen Dienste seit dem Amtsantritt von Wladimir Putin drastisch reduziert wurde.»

Laut dem ehemaligen Nachrichtendienstler sind es ohnehin die USA und ihre Verbündeten, die heute deutlich aggressiver spionieren. «Im Gegensatz zum Kalten Krieg ist es heute der Westen, der in China und Russland mehr Spionage betreibt.» Dies auch deshalb, weil die Industriespionage heute stark auf den Bereich neue Technologien ausgerichtet sei. Und hier würden diese beiden Länder dominieren.

Man stelle sich einmal vor, in Behörden und Forschungsinstituten wie der Finma, dem Ensi oder der KOF würden russische Staatsbürger in höchsten Positionen sitzen. Und die Ausrüstung für die Kabelaufklärung würde von einem Putinnahen Unternehmen geliefert. In der Schweiz wäre die Hölle los. Medien und Politik wären längst im Ausnahmezustand. Die Spionagegefahr könnte dann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Doch bei den USA, bei Israel und Co. sieht das offenbar anders aus: Was bei Russland bereits als Spionage deklariert wird, wird hier vermutlich als «vertrauensvolle Kooperation» angesehen. Schwamm drüber.

Hausfrau zu sein ist jetzt problematisch?

Wenn Frauen sich für das Falsche entscheiden und der Feminismus die Nase rümpft.



Dass ich einmal Hausfrauen verteidigen würde, hätte ich mir auch nie gedacht. Seit einiger Zeit trenden Videos von jungen Frauen, die das Hausfrauendasein feiern. Sie inszenieren sich als *tradwives*, traditionelle Ehefrauen, die sich voll und ganz dem Mann und den Kindern widmen. Die Videos werden millionenfach geklickt und haben aus einigen Damen «Influencer» gemacht. «Ich finde es schwierig, wenn man sich als Frau so reduziert!» Die Kommentare dazu überschlagen sich vor Kritik. «Fortschrittlich oder nur dämlich?» Man spricht von gesellschaftlichem Rückschritt: «Die Emanzipation – umsonst!» Experten erklären, wie problematisch der Trend sei, da die finanzielle Absicherung vergessen ginge. Katalpultieren wir Frauen uns direkt zurück in die fünfziger Jahre?

Ich halte das Ganze nicht für dramatisch und die heftige Kritik für übertrieben. Im ersten Moment kann man diese an die Fünfziger erinnernden Hausfrauen-Shows durchaus für naiv halten, vor allem, wenn die Schattenseiten ausgeblendet werden. Finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann kann Frauen in eine prekäre Lage bringen, etwa, wenn sie nach einer Trennung ohne Arbeit und vernünftige Altersvorsorge dastehen. Es gibt immer Menschen, die die Vergangenheit verklären. So gibt es auch Männer, die das traditionelle System hochjubein, nur die eigenen Vorteile erkennen – hurra, sie kocht und putzt für mich! – und die eigenen Verpflichtungen übersehen, die dieses Modell mit sich bringt.

Die Risiken finanzieller Abhängigkeit sollte man bei der Wahl seines Lebensentwurfes

natürlich im Hinterkopf behalten. Aber wenn man sich deren bewusst ist, kann ich beim besten Willen nichts Rückschrittliches daran erkennen, wenn Frauen ihr Leben so gestalten, wie sie es möchten. Wir haben heute die Wahl. Dass sie ihre Chancen auf eine steile Karriere ausschlagen und sich für die Hausfrauenrolle entscheiden, scheint für manche grundsätzlich schwerverdaulich. Haben uns die feministischen Kreise und ihre Experten während der letzten Jahrzehnte nicht deutlich gesagt, was uns glücklich macht (Karriere, Unabhängigkeit und zu 100 Prozent unser Ding durchziehen) und dass früher sowieso alles ganz furchtbar war, auch die traditionellen Lebensentwürfe, die zigtausend Jahre lang funktionierten (weshalb ja alles aufgebrochen und anders gemacht werden musste) – mit dem Effekt, dass Frauen trotzdem immer unglücklicher werden, wie Studien belegen. Und jetzt das: Frauen tun etwas völlig anderes!

Den Grund, warum viele Menschen diese Videos ansprechend finden, sehe ich eher woanders – und das ist vielleicht auf den zweiten Blick die Essenz daraus: Es ist die Rück-

Es ist die Rückbesinnung auf Zusammenhalt und familiäre Werte, die für viele ansprechend ist.

besinnung auf Zusammenhalt und familiäre Werte, die für viele ansprechend ist in einer Zeit, in der sich Menschen oft nirgends richtig dazugehörig fühlen; vieles wirkt unverbindlich, selbst Freundschaften. Die etwas traditionel-

eren Lebensentwürfe hatten auch ihre positiven Seiten, wie den starken Rückhalt in intakten Familien – etwas, das man weder durch WhatsApp-Chats noch das eifrige Mitmischen in den sozialen Medien ersetzen kann. Die Frauen, die das Leben als Hausfrau bereichernd finden, sind gern für ihren Mann und ihre Kinder da, sie haben nicht das Gefühl, dabei etwas zu verpassen. Es gibt ihnen ein Gefühl von Sinnhaftigkeit und eine klare Richtung im Leben.

Vielleicht wäre es einmal an der Zeit, dass die Gesellschaft aufhört, sich von irgendwelchen Influencern das Glückselichsein erklären zu lassen. Denn eines ist sicher: Diese Videos von perfekt gestylten Frauen, die Kuchen backen und ihr Apartment mit Meerblick wischen, haben mit der Realität der meisten Hausfrauen wenig gemein. Diese haben keine Zeit, nebst Kindergebrüll und Wäschebergen noch Tiktok-Clips zu drehen, die sie beim Staubsaugen zeigen. Es wird oft eine Scheinwelt präsentiert, um Reichtweite zu generieren und Geld zu verdienen. Die Botschaften, die die digitalen Selbstinszenierer aussenden: So sehen Frauen aus, die glücklich sind, und ein Leben, das erfolgreich ist. Hier sind die Eltern gefragt, wenn es darum geht, den Kindern von klein auf ein Bewusstsein für diese Scheinwelt zu vermitteln.

Wenn Frauen sich für die Hausfrauenrolle entscheiden, ist es ihre Art der Selbstverwirklichung. Man kann diese Wahl respektieren oder verteufeln.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Schafft die «Rundschau» ab

Was die *Weltwoche* seit Jahren kritisiert, bestätigen nun Redaktionsmitglieder des TV-Magazins: Die Prestige-Sendung des Staatsfernsehens betreibt einseitigen Thesenjournalismus.

Christoph Mörgeli



Sendekonzept Steilpass: Moderatoren Vincenz (l.), Ramser.

Soeben hat der Bundesrat seiner grossen Sorge über die Desinformation durch russische und chinesische Kanäle Ausdruck verliehen. In einem Bericht warnt die Landesregierung, dass Fake News von aussen Misstrauen schüren und die Schweizer verunsichern könnten. Dass Falschinformationen auch vom Inland ausgehen können – sogar vom öffent-

Dass Falschinformationen auch vom Inland ausgehen können, ist für den Bundesrat kein Thema.

lich-rechtlichen, zwangsgebührenfinanzierten Schweizer Fernsehen –, ist für den Bundesrat kein Thema. Doch gleichzeitig hat die *Schweiz am Wochenende* ein sechsseitiges redaktionsinternes Dokument öffentlich gemacht, das dem «Rundschau»-Redaktionsleiter Mario Poletti und seinen Produzenten nicht weniger als Thesenjournalismus vorwirft. Poletti stelle eine These auf, welche die Reporter dann «auf irgendeine erdenkliche Weise» zu bestätigen versuchten,

«obwohl die Realität etwas anderes zeigt». Diese «vorgefertigten Ideen und Vorstellungen» der «Rundschau»-Leitung seien «sehr bedenklich». Wenn ein Reporter dann erkläre, das Einfangen einer «fixen Idee zu einer Aussage eines Protagonisten» sei angesichts der Tatsachen nicht möglich, werde ihm dies als Versagen angelastet.

«Gefundenes Fressen für die Linken»

Der interne Vorwurf des Thesenjournalismus an die Adresse einer seiner prominentesten Sendungen ist für die Glaubwürdigkeit des Schweizer Fernsehens verheerend. Er bestätigt indessen nur, was Beobachter der «Rundschau» seit vielen Jahren feststellen: Entgegen den selbstgefälligen Leitlinien und geschraubten Grundsatzserklärungen steht die Stossrichtung der Beiträge von Anfang an fest. Die Recherchen sind einzig dazu da, vorgefasste Thesen und Vorurteile der Sendeleitung zu untermauern. Dass die bereits im Sommer des letzten Jahres formulierte interne Kritik erst jetzt den Weg an die Presse gefunden hat, dürfte damit zusammenhängen, dass am Leutschenbach nichts unter-

nommen wurde, um die happigen Vorwürfe zu entkräften.

Die Stimmung innerhalb der Sendungsredaktion ist entsprechend miserabel. Fast ein Viertel der Angestellten hat die Redaktion während eines halben Jahres verlassen. Obwohl mit siebzehn Reportern üppig ausgestattet, hatte die «Rundschau» von SRF in den letzten zwei Jahrzehnten keinen Anteil an der Aufklärung der grossen Skandale in der Schweizer Politik: Einsatz des drogenkriminellen Ramos als «Vertrauensperson» der Bundesanwaltschaft, Putschversuch der Geschäftsprüfungskommission gegen Justizminister Christoph Blocher, Erbschaftsaffäre von Bundesratskandidat Bruno Zuppiger, private Währungsgeschäfte von Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand, Erpressungskandal von Bundesrat Alain Berset, Weisungen an Ringier-Journalisten betreffend staatsnahe Covid-Berichterstattung, Standleitung des Innendepartements zu Ringier-CEO Marc Walder.

Wenn die «Rundschau» versuchte, ihre Themen zu staatserschütternden Sensationen aufzublasen, fiel die Skandalisierung jeweils nach kurzer Zeit in sich zusammen – weil die vorgefassten Thesen mit der Wirklichkeit wenig bis nichts zu tun hatten. Hohe Wellen schlug im Mai ein «Rundschau»-Bericht über eine Frau, die in der Wohnung eines Schaffhauser Anwalts verprügelt worden ist. Dabei wurden wichtige Fakten unterschlagen, falsche Vorwürfe platziert und eine Vergewaltigung insinuiert, die nicht stattgefunden hat. Weil sich der involvierte Anwalt auch im linken Milieu bewegt, recherchierte die kleine *Schaffhauser AZ* den Vorfall minutiös und blamierte die grosse «Rundschau» mitsamt ihren Vorwürfen gegen die Polizei und die Staatsanwaltschaft aufs Gründlichste.

Wenn die Schweizer Armee in den gegenwärtig unsicheren Zeiten miserabel dasteht, ist dies nicht zuletzt das zweifelhafte Verdienst der «Rundschau». Die Sendung liess nichts unversucht, die Beschaffung des Kampffjets F-35 abzuschliessen. Aufgrund ihr zugesteckter Dokumente eines unterlegenen Konkurrenten behauptete sie, Tschechien, Österreich und Deutschland

seien mögliche Angriffsziele dieses Fliegers – obwohl in den Dokumenten keinerlei Ländernamen vorkamen. Das sei, so die Sendung, «ein Steilpass, eigentlich ein gefundenes Fressen für die Linken». Gerade in der Fabrikation solcher Steilpässe für die Linken besteht denn auch das Sendekonzept der «Rundschau».

Simple Weltbild

Schon vor der gescheiterten Abstimmung über die Beschaffung des schwedischen Gripen befragten die «Rundschau»-Macher keinen Experten für Militäraviatik, sondern einen deutschen Politologen, der auch im Sold der SP Schweiz stand. Tenor der Sendung: Eine Luftwaffe für die Schweiz ist überflüssig, und unsere Armeeführung hat keine Ahnung von europäischer Militärstrategie. Der damalige Verteidigungsminister Ueli Maurer wurde im Studio derart voreingenommen befragt und mit abstrusen Vorwürfen eingedeckt, dass ihm der Kragen platzte. Die an ihn adressierten Fragen hatten folgendes Niveau: «Wer soll in die

Die «Rundschau» versuchte, ihre Themchen zu staatserschütternden Sensationen aufzublasen.

Schweiz einmarschieren? Die Österreicher? Die Liechtensteiner?» Angesichts der aktuellen geopolitischen Lage wirken solch arrogante Töne der Armeegegner wie aus der Zeit gefallen.

Der Kampf gegen jede Art Rüstung treibt «Rundschau»-Redaktionsleiter Mario Poletti seit je an. 1993 publizierte er das Buch «Der Pilatus-Schwindel» im Verlag «Arbeitsgemeinschaft für Rüstungskontrolle und ein Waffenexportverbot», welcher auch den F/A-18 bekämpfte. Dabei unterstellte Poletti einem der grössten Zentralschweizer Arbeitgeber nicht weniger als einen «Völkermord». Überall witterte er «schmutzige Geschäfte» oder «Rassisten» und führte den für ihn üblichen Klassenkampf: «Die Pilatus-Manager verdienen viel Geld. Beim Rüstungspoker verliert die Belegschaft.»

Die «Rundschau» funktioniert nach einem denkbar simpel gestrickten Weltbild: Hilfswerke und Nichtregierungsorganisationen (NGO) sind rein und gut, Grosskonzerne dagegen böse und geldgierig. Rund um die Konzernverantwortungsinitiative kannte die Sendung keine Schamgrenze und wusch die Gehirne des Publikums mit immer neuen Schlagzeilen: «Glencore und das Gift» – «Glencore-Blei im Blut» – «Glencore vor Gericht: Fabrikgase machen Menschen in Sambia krank» – «Glencore in Kolumbien: blutiger Boden»

– «Schwefelgase von Glencores Kupferwerk gefährden Anwohner». Wo immer auf der Welt Menschen zu Schaden kommen: Glencore und andere global tätige Schweizer Konzerne tragen bestimmt die Verantwortung.

Überflüssig zu sagen, dass laut «Rundschau» die Schweizer Unternehmen die Russland-Sanktionen nur ungenügend umsetzen und dass überall «Rechtsextremisten» und «Rechtsradikale» lauern. Im Basler Bundesasylzentrum seien Asylsuchende Opfer von Gewalt geworden, wobei es sich bei der betreffenden Sendung um eine «gemeinsame Recherche» mit der linksalternativen *Wochenzeitung* handelte. Beim Thema Opioid-Schmerzmittel inklusive Einprügeln auf die hiesige Pharmaindustrie setzte die «Rundschau» auf die Zusammenarbeit mit dem salonlinken Online-Magazin *Republik*. Beim Aufkochen der längst bekannten «Crypto-Affäre»

war die Kooperation mit dem linken *Tages-Anzeiger* gefragt. So finanzieren die SRG-Zwangsgebührenzahler nicht nur die rot-grüne «Rundschau», sondern bequemerweise gleich auch noch die rot-grünen Privatmedien. Obwohl die Schweiz von der Crypto-Spionage gegen Diktaturen und Unrechtsregimes profitiert hat, wurde sie von der «Rundschau» lautstark auf die Anklagebank gesetzt. Mit der Folge, dass 82 Arbeitsplätze der Nachfolgefirma – die mit früheren Aktivitäten nichts zu tun hatte – wegen Konkurs verloren gingen.

Einen weiteren Skandal leistete sich die «Rundschau» mit dem Bericht eines Praktikanten über vollkommen gesetzeskonforme Tierversuche mit mitleiderregenden Aufnahmen und empörten Stellungnahmen. Dieser Praktikant politisierte gleichzeitig für eine Linkspartei im Stadtparlament von Baden, obwohl die publizistischen Leitlinien von SRF solche politischen Mandate für die Programmmitarbeiter verbieten. Den damaligen Bundesrat Johann Schneider-Ammann und dessen Firma beschuldigte die «Rundschau», er habe in der

Steueroase New Jersey Geld gehortet. In Wahrheit hat die Ammann-Gruppe absolut korrekt und in ständiger Absprache mit den Steuerbehörden gehandelt, was Moderator Sandro Brotz nicht von der verleumderischen Frage an Schneider-Ammann abhielt: «Hat er wirklich nur das getan, was andere auch taten? Und macht es das besser?»

Ein Bericht über die frühere Praxis, Schweizer Atommüll in 4000 Metern Tiefe zu versenken, wird mit Filmaufnahmen und

einer Stimme begleitet, wonach im Ärmelkanal Fässer «in einer Tiefe von bloss 125 Metern» gefunden worden seien. Der Unterschied wird allerdings erst später klargestellt, nicht aber, dass die Entsorgungspraxis unseres Landes noch nie zu irgendwelchen Schäden geführt hat. Der Chef der Invalidenversicherung musste sich rechtfertigen, dass die IV für ein epilepsiekrankes Mädchen «nur» 22 000 bis 25 000 Franken pro

Monat an die Behandlungskosten bezahlt – wobei die IV für genau so viel aufkommt, wie das Bundesgericht sie verpflichtet hat.

Einen der grössten Fehlritte leistete sich die «Rundschau», als sie sich vom Anwalt des Erstfelder Kabarettbetreibers Ignaz Walker instrumentalisiert liess. In einer Kampagne machte sie die Zuschauer glauben, es handle sich beim Vorwurf des Auftragsmords um einen für den angeblich verfilzten Kanton Uri typischen monumentalen Justizskandal. Andere

Medien übernahmen die Empörung, die keinerlei Indizien gelten liess, die gegen Walker sprachen. Erst während des Prozesses kam das Ausmass der Täuschung und Manipulation durch die «Rundschau» ans Tageslicht, deren Tatversion jetzt nicht einmal mehr die eigene Belegschaft überzeugte.

Affäre Berset verschwiegen

Stellvertretend für die vielen von der «Rundschau» übergangenen und vertuschten Themen sei nur ein Beispiel erwähnt: Noch vor der *Weltwoche* hat die SRF-«Rundschau» in der Affäre Berset «breit recherchiert», wie Redaktionsleiter Poletti zugab. Eine ehemalige Geliebte hatte Geld von Bundesrat Alain Berset gefordert, wonach diese durch die polizeiliche Elitetruppe «Tigris» verhaftet wurde. Insbesondere Polettis Stellvertreterin, Franziska Ramser, befasste sich intensiv mit dem Thema und sprach mit etlichen Protagonisten. Mario Poletti begründete das Verschweigen des Skandalons damit, dass ein Amtsmissbrauch nicht vorgelegen habe. Immerhin würdigte er die *Weltwoche* diesmal einer Antwort. Zuvor hatte er sich auch schon so verhalten lassen: «Ich sehe zurzeit kein Interesse an einem Gespräch mit der *Weltwoche*.»

Möglicherweise sieht zurzeit auch ein Grossteil des Schweizer Fernsehpublikums kein Interesse an der Fortführung der Sendung «Rundschau». Der interne Vorwurf des Thesenjournalismus könnte nach einer fast endlosen Kette von Fehlleistungen und Manipulationen einer zu viel sein. Die verantwortlichen Vorgesetzten Tristan Brenn und Nathalie Wappler dürfen sich nicht mehr einfach wegducken. Sie sollten die «Rundschau» bestatten und Mario Poletti in die Pension entlassen. Zwei Jahre zu früh ist besser als zwei Jahre zu spät.



Klassenkampf:
Leiter Poletti.



«Kein Interesse an einem Gespräch.»

Viel Zeit bleibt nicht

Nr. 24 – «Ich bin mir ziemlich sicher, wir werden eine Katastrophe erleben»
Roger Köppel im Gespräch mit Aleksandar Vucic

Wer ist schuld? Beide Seiten haben grosse Arroganz gezeigt. Nichts rechtfertigt Putins Bruch des Völkerrechts. Doch der Westen hat mit seiner überheblichen Machtausdehnung bis an Russlands Grenzen den Boden bereitet. Man setzte sich über die russischen Sicherheitsinteressen hinweg. Warnungen wurden fahrlässig in den Wind geschlagen. Der Westen hat Russland in die Enge getrieben und trägt grosse Mitschuld an diesem Schlamassel.

Ari Yaraghchi, Winterthur

Nur der Mensch selbst kann dem Menschen gefährlich werden. Die vernünftigen Zeitgenossen, so scheint es zumindest, sind auf diesem Planeten zurzeit in der Minderheit. Viele Kriegsenthusiasten auf der einen Seite – wenige Friedensbewegte auf der anderen, dazwischen die grosse Masse der schweigenden Mehrheit. Es braucht ja eigentlich keine grosse Denkleistung, um zu erkennen, dass Aleksandar Vucic mit seiner Analyse, wonach wir eine Katastrophe erleben werden, durchaus richtigliegen könnte. Bedrohliche Anzeichen gibt es genug. Und das macht uns Angst, grosse Angst. Wir fürchten um unsere Familie, um unsere Freunde, ja, um die gesamte Menschheit. Eine Horde fanatischer, geschichtsblinder und wirklichkeitsleugnender Kriegstreiber, angeführt von einem Tattergreis jenseits des Atlantiks und unterstützt von den ideologisch gefärbten Medien dieses Kontinents, sind dabei, die biblische Sintflut unseres Jahrhunderts heraufzubeschwören. In ihrer unsäglichen Ver-

blendung glauben sie wohl, ein atomares Inferno in ihren (ganz sicher bereits vorbereiteten) Atombunkern überleben zu können. Was kümmert es sie schon, dass ein Grossteil der tumben Manövriermasse in ein paar Sekunden verdampft sein würde? Nichts gelernt, nichts begriffen aus dem Weltenlauf, dem Elend bisheriger Kriege. Besinnt euch, ihr Leader dieser Welt – noch ist eine Umkehr möglich. Viel Zeit bleibt nicht. *Rolf und Anni Kempf, Eglisau*

Defensives Motiv

Nr. 25 – «Als ob ihre Seelen in der Hölle brennen»
Editorial von Roger Köppel

Eine verhängnisvolle Fehlleistung unterläuft uns heute, wenn wir bei der Beurteilung des Krieges in der Ukraine davon ausgehen, dass Russlands Motive denen der Sowjetunion entsprechen. Unter Lenin, Stalin und den folgenden Führern errang die Sozialistische Internationale in vielen Ländern die Macht. Doch Russland entwickelt seit Gorbatschow eine andere DNA. Das Ziel einer marxistischen Weltrevolution gehört nicht mehr dazu. Was Russland schmerzt, ist der Verlust der Länder, die beim Zerfall der Sowjetunion selbständig wurden. Es sucht diese so weit einzubinden, dass es sie nicht als Nato-Länder an seiner Grenze hat, ein eigentlich defensives Motiv. Aber mit aggressiv verwerflichen Mitteln, wie jetzt im Krieg in der Ukraine. Wenn wir eine Befriedung suchen, so kann es sein, dass Gebietsverluste wie Phantomschmerzen wirken. Russland wird Westeuropa nicht angreifen, um es sich einzuverleiben. Aber es könnte Ziele in Ländern angreifen, die der Ukraine Waffen liefern und strategische Unterstützung bieten. Allerdings, wenn Russland so geschwächt

wird, dass es weltpolitisch den Respekt einbüsst, könnten Atomwaffen zum Einsatz kommen. Ich halte Befürchtungen, Russland würde nach der Ukraine die nächstliegenden Länder angreifen, für ein mutwilliges Hirngespinnst, um im Westen Geld lockerzumachen. Weder verteidigen die Ukrainer unsere Freiheit und die der USA, noch sterben sie für sie. Sie opfern sich für ihr Land. Und sie sollen fragen dürfen, ob der Zweck ihren Einsatz heiligt.

Viktor Zihlmann-Lovric, Biel

Utopische Idee

Nr. 25 – «Befreit die Schulen vom Staat»
Olivier Kessler über die Bildungsmisere

Es gibt Bildungsoptimisten, die an die weitgehende Formbarkeit des Menschen glauben und der Meinung sind, dass der Kindergarten und die Schule jedem fast alles beibringen können. Die Idee des Schülers als unbeschriebenes Blatt, der beliebig durch unsere Schulen geformt und gefördert werden könne, ist eine Utopie. Auch im besten Bildungssystem wird die angeborene Ungleichheit der Menschen nicht verringert. Zudem bremst eine stark religiöse Orientierung in bildungsfernen Schichten, die sich in Parallelgesellschaften organisieren, den Willen, eine Zweitsprache zu erlernen. Kinderkrippen und Schulen mit Nachhilfe sind nicht darauf eingerichtet, Defizite in der elterlichen Zuwendung zu kompensieren, die ein Kind braucht, um sich altersgemäss zu entwickeln.

Werner Marti, Chur

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Donald Sutherland (1935 – 2024) Kurt Meier (1947 – 2024)



Er schillerte in alle Richtungen: Schauspieler Sutherland.

Tuch um den Kopf, im blutigen Chirurgen-Outfit, fummelt er an einem entstellten Patienten rum. Der Lazarett-Chef: «Weiss jemand, ob das 'n Offizier oder 'n einfacher GI ist?» Der Chirurg: «'n einfacher GI.» «Dann mach grosse Stiche.» Und mit sardonischem Grinsen macht er sich an die Ausführung. Der Chirurg war, unvergesslich, der Zwei-Meter-Mann Donald Sutherland in der legendären Anti-Kriegs-Satire «M. A. S. H.» (1970). Dieses unergründliche Lächeln, bei dem man nie weiss, ist es freundlich oder sadistisch, das sein schmales Gesicht noch schmaler machte, noch schärfer konturierte, gehörte zu seinem Image. Noch im späten Dystopie-Reisser «The Hunger Games» (2012), dem drei Fortsetzungen folgten, spielte er mit schlohweissem Haar den sanft wirkenden skrupellosen Präsidenten Snow, der die Jugend mit brutalen Spielen aufeinanderhetzt. Eine Rolle, die an seinen Auftritt in der bösen Satire «The Day of the Locust» (1975) erinnert. Da war er in der Endstation Sehnsucht Hollywood ein Sektenbruder, der den Traumstadt-Wahn junger Frauen schamlos ausnutzt. Seine Heuschrecken-Apokalypse erlebt er, als er, die Nerven verlierend, ein Kind niedertrampelt und darauf von der Menge gelyncht wird. Auch in der unterschätzten Mini-Serie «Trust» (2018), als alter Paul Getty, der keinen Rappen für seinen gekidnappten Enkel zur Verfügung stellen will, umgab ihn eine Aura von perfidem Lustgreis-Sadismus.

Der gebürtige Kanadier Donald Sutherland, schottischen Ursprungs, arbeitete schon als Pennäler beim Radio, schloss sich während des Studiums in Toronto einer Schauspieltruppe an, lernte das Mimenhandwerk in London und debütierte in britischen Independent-Horrorfilmen. Zum ersten Mal fiel er in «The Dirty Dozen» (1967) auf, mit einem schlüpfrigen Grinsen. Sutherlands Œuvre ist gewaltig, umfasst Dutzende Kino-, TV- und Streaming-Serien-Filme. In Hollywood blieb er bis ins hohe Alter höchst begehrt, aber einer dieser typischen Stars wurde er nicht, dafür war sein Profil viel zu komplex; es schillerte in alle Richtungen. In «Don't Look Now» (1973) spielte er mit Julie Christie eine Liebesszene mit einer derartigen Intensität, dass jahrelang behauptet wurde, sie sei «echt». Auch die Dementis von Sutherland und Christie nützten da nicht viel. Seine vielleicht eindrucklichste Rolle fand er dank Fellini in «Casanova» (1976) als eitler Popanz und lächerlicher armer Hund. Sein zwischen Dämonie und Dekadenz schwankendes Maskengesicht war das Leitmotiv in diesem Phantomtanz sinnloser Selbstbestätigung. Höhepunkt war sein Orgienflirt mit geschminkten Gliederpuppen. Sutherland war ein eigenbrötlerischer Charakterschauspieler, wie es ihn von diesem Format heute kaum noch gibt. Er verkörperte wie kein anderer die verrückte Welt, mit sich in seinen Rollen und mit hoher physischer Präsenz – selbst in den weniger gelungenen. *Wolfram Knorr*

Unter Zürichs prominenten Linksanwälten war er so unauffällig wie sein Name, aber höchst wirksam. Zugleich war er, wie eine langjährige Büropartnerin sagt, «liebenswert, fair, hilfsbereit, geduldig, intelligent und an Macht nicht interessiert».

1975 trat Kurt Meier in das Büro «Langstrasse 4» des Genossen Moritz Leuenberger ein, auch dieser ein Pfarrerssohn. Meier wurde zu einer Kanone im Arbeits-, später auch im Patientenrecht.

Während andere aus diesem Kreis, zum Beispiel Marco Mona, Atilay Ileri oder Anita Thanei, zu öffentlichen Markenbegriffen wurden, blieb der uneitle Kurt Meier im Hintergrund, höchst respektiert und oft auch gefürchtet bei Kollegen und Richtern. Durch äussere Zeichen senkten die linken Anwälte die Schwellenangst der einfachen Klientel. Leuenberger parkte seinen 2 CV vor dem Bezirksgericht keck neben den Mercedes der Kollegen. Das Büromobiliar lieferte am Wochenende der Genosse Hauswart aus dem Magazin des Bezirksgerichts. Es galt die Parole: «Häschi Lämpel mit de Schmier, gang a d Langstrass vier!»

Diskret, wie er war, wirkte Kurt Meier auch weit über seinen Anwaltsberuf hinaus. Er war Mitgründer und 27 Jahre lang Präsident der «Arche», die heute jährlich etwa eintausend Menschen zurück in die Normalität hilft, aber auch Initiant von Stiftungen, die das Werk verstorbener Künstler hüten. Und immer wieder las er öffentlich aus seinen lakonischen Gedichten. Eins davon trägt den Titel «vorbei» und lautet: *der gegenwert der gegenwart: die vergangenheit.*

Karl Lüönd



Der Gegenwert der Vergangenheit: Anwalt Meier.

Staatsabbau durch die Juso

Erbschaftssteuerinitiative beschädigt Wirtschafts- und Rechtsordnung schon vorsehend.



Es tönt unglaublich, es ist aber so: Die Schweizer Jungsozialisten (Juso), die sonst immer auf Kollektivismus setzen, wollen den Staat massiv kleiner machen.

Sie machen es allerdings nicht direkt, sondern über einen Umweg, den viele nicht durchschauen: Die Linke will Leuten mit hohem Vermögen viel wegnehmen, was grosse Steuerzahler aus der Schweiz vertreiben würde.

Die von den Juso wohl kaum angestrebte Folge wird sein, dass die Steuereinnahmen einbrechen und viele, auch wichtige Staatsaufgaben nicht mehr finanziert werden können.

Laut Bundesverwaltung werden zurzeit zwei Drittel der direkten Bundessteuer von den 5 Prozent der einkommensstärksten Steuerpflichtigen erbracht. Bei der Vermögenssteuer kommen über 44 Prozent der Erträge von einem Prozent der vermögendsten Personen.

Wenn also beträchtliche Teile davon ausbleiben, bedeutet das nicht nur das Untergraben der Rechtsordnung, nein, hinter solchen Steuer ausfällen steht dann auch ein Einbruch der Wirtschaft, ein Loch bei Umsätzen, Investitionen und Arbeitsplätzen.

Wäre das die von den Schweizer Sozialisten angestrebte Überwindung des Kapitalismus?

Ein Hebel zum Herbeiführen der Umwälzungen ist die im Januar eingereichte Volksinitiative «Für eine soziale Klimapolitik – steuerlich gerecht finanziert (Initiative für eine Zukunft)» der Juso, die vom Bundesrat kürzlich abschlägig beurteilt wurde.

Die Initiative fordert eine Besteuerung von 50 Prozent auf Nachlässen und Schenkungen von über 50 Millionen Franken. Mit «lücken-

loser Besteuerung», auch rückwirkend, ohne Ausnahmen soll der Staat von hohem Vermögen beim Generationenübergang also die Hälfte wegnehmen, auch aus vielen Firmen die Hälfte der Substanz herausaugen.

Wie viele solcher Einnahmen dem Fiskus allerdings bleiben, wenn wichtige Steuerzahler bereits weg sind, bleibt offen. Aber die Juso denken schon ans grosse Geldverteilen.

Der Ertrag soll laut Initiative zu zwei Dritteln an den Bund und zu einem Drittel an die Kantone gehen und zweckgebunden für die «sozial gerechte Bekämpfung der Klimakrise» und den «dafür notwendigen Umbau der Gesamtwirtschaft» verwendet werden.

Anders gesagt: Nach der grossen Enteignung kommt das Verpulvern der Beute für Klimamassnahmen, die wirtschaftlich wenig bringen, sondern Wachstum und Wohlstand kosten und in den Lobbying-Kämpfen am staatlichen Subventionstrog die Korruption fördern.

Am Wochenende suchte der FDP-Politiker und Unternehmer Ruedi Noser die Vorbereitungsarbeiten der Juso für die Sprengung von Staat und Wirtschaft zu stören: Die Politik dürfe die Rückwirkung der Initiative nicht zulassen, sonst werde die Abwanderung von Steuerzahlern schon vor dem Entscheid an der Urne einsetzen.

Staatsabbau durch die Juso.

Führt Bildung zu Linksdrall?

Der Satz ist ein Aufreger: «Eine höhere Bildung korreliert statistisch mit einem linkeren Wahlverhalten.» Das liest man im *Tages-Anzeiger* über die politische Orientierung junger Leute.

Dabei entsteht der Eindruck, dass es nicht nur eine Korrelation ist, sondern dass auch ein ursächlicher Zusammenhang besteht, etwa wenn es heisst: «Neben Alter und Geschlecht haben auch Bildung, Einkommen und Wohnort einen Einfluss auf die politische Präferenz.» Und knapp zusammengefasst wird gesagt: «SP und Grüne punkten bei gebildeten Jungwählerinnen, die SVP bei Wählern mit Lehrabschluss.» Grundlagen sind Untersuchungen zum Wahlverhalten in der Schweiz.

Man kann daraus schliessen, linkere Ansichten seien eher das Resultat sorgfältigen Überlegens als rechte Anschauungen, nach dem Motto: Wer mehr in Bildung investiert, ins Lernen, Erwerben von Wissen, Nachdenken über Zusammenhänge, ist eher für mehr Umverteilung via Politik, Ausgleich von Einkommensunterschieden, Förderung von Gleichstellung.

Halt – so einfach ist die Gleichung nicht. Bildung bedeutet nicht nur Investieren, sondern auch Konsumieren. Ein Studium ist für die einen Arbeit mit Wissensaufbau, für andere mehr ein Ausleben von Vorlieben und unterhaltsamen Jahren teils auf Kosten der Allgemeinheit.

Aus dieser Sicht: Wer linker wählt, ist eher der Typ, der zum Konsumieren von Bildung auf Kosten anderer neigt.

Zudem gibt es zu gebildeten Jungwählerinnen und Wählern mit Lehrabschluss noch andere Schlüsse: Studierende Wählerinnen sind weniger im Erwerbsleben engagiert und spüren das Steuerzahlen weniger als die Wähler mit Lehrabschluss. Wer Steuern zahlt, findet einen lockeren Staatshaushalt weniger lustig.

FRANKREICH

Alexandre Dumas



Que la fête commence! Alexandre Dumas der Ältere (1802–1870).

«Die Frauen und die Literatur, das waren die beiden Motoren seines Lebens.»

Seite 60

«Die Welt des Barocks ist die Welt der Gnade. Eine strahlende, grosszügige, anarchische Welt.»

Seite 61

«Er hatte etwas von einem Journalisten: Dieses Gespür für Themen, die in der Luft liegen.»

Seite 61

«Lassen Sie uns darauf unser Glas heben: auf Alexandre Dumas' Humanität!»

Seite 64

Der glücklichste Schriftsteller

Alexandre Dumas, Autor unsterblicher Werke wie «Der Graf von Monte Christo» und «Die drei Musketiere», kannte das Unglück – aber er triumphierte darüber. Fünf seiner Figuren erzählen in einem Dramolett, wie dies ihrem Schöpfer gelang.

Michael Kleeborg

Was ist das denn für eine Kunst, die nicht glücklich macht?» Fragte sich, am Klavier «La Vie Parisienne» komponierend, Jacques Offenbach. Fragte sich Camille Corot vor seiner Staffelei. Beim feurigen Stendhal legen wir die Hand ins Feuer, dass es sich ähnlich verhielt. Bei Chaplin und Lubitsch räumen die Filme alle Zweifel aus. Ja, wir finden es nicht einmal vermessen, anzunehmen, dass der altersweise Thomas Mann mit seiner «höheren Heiterkeit» gar nichts anderes im Sinn hatte als diese rhetorische Frage.

So sollen sie also alle eingeladen sein zu unserem Fest zu Ehren eines der grössten Glücksbringer in der Geschichte der Literatur: Alexandre Dumas der Ältere. Ein Mann, der vielleicht auch einer der glücklichsten Schriftsteller war, sofern glückliche Menschen solche sind, die das hässliche Gesicht des Unglücks kennen und sich dann aus freiem Willen entscheiden, sich nicht zu seinem Sklaven zu machen.

Ich darf mich vorstellen: Mein früherer bürgerlicher Name war Edmond Dantès. Durch den Genius des heute Gefeierten zum wohlhabenden Mann, zum Grafen von Monte Christo geworden, habe ich die Mittel, ein solches Fest auszurichten. Aber sagen wir es lieber gleich zu Anfang: Einige Leute wollen wir nicht dabei haben: Berufspessimisten, missionarische Asketen, Erbsenzähler, Essigpisser, Kleinigkeitskrämer, Kümmelspalter, Korinthenkacker, die Muse der Literaturtheorie, diese «vertrocknete alte bramarbasierende Jungfer», wie der Doyen der Académie française und Dumas-Liebhaber Dominique Fernandez sie nannte, Ismus-Inquisitoren, Humoramputierte, kurz: all jene, aus deren verzagtem Arsch, um mit Martin Luther zu sprechen, noch nie ein fröhlicher Furz gekommen ist.

Noch jemand da? Gut! *Que la fête commence!*



«Gestalten, die dem Leser so nahestehen wie seine eigene Familie.»

Kein Fest ohne Festessen. Bedienen wir uns in Dumas' eigener Küchenzyklopädie: Calape, ein Meeresschildkröten-Ragout: «Man findet im Innern zwei Fleischstücke, die an Kalbsfilets erinnern. Diese schneidet man in walnussgrosse Stücke und kocht sie in einer guten Consommé auf kleiner Flamme drei bis vier Stunden lang. Währenddessen werden die Geflügelklösschen vorbereitet und mit Petersilie, Schnittlauch und Anchovis gewürzt, um sodann in der Consommé pochiert zu werden. Wir lassen sie abtropfen und geben die Consommé über das Schildkrötenfleisch, nachdem wir sie zuvor mit drei, vier Gläsern trockenem Madeira angereichert haben. Das Ganze wird im Rückenpanzer serviert und reicht aus, um den Hunger von 50 Gästen zu stillen.»

Als Gastgeber nehmen wir uns das Recht heraus, unsere Tischnachbarn selbst zu bestimmen, und wählen, in der Gewissheit, uns mit diesen Herren am amüsantesten über den Gefeierten unterhalten zu können, vier seiner unsterblichen Geschöpfe aus, nämlich die Helden aus «Die drei Musketiere». Dass wir keine Tischdame dabei haben, liegt in der Natur der Sache: Bei Dumas unterhält man sich öfter über Frauen als mit ihnen.

Athos: Ich erlaube mir, zu widersprechen! Allein Mylady in unserer Geschichte ist doch eine facettenreiche Frau aus Fleisch und Blut – ich weiss, wovon ich rede! Und Anna von Österreich. Oder die Königin Margot oder Lady Hamilton in «La San-Felice» ...

Aramis: Entweder etwas fade liebende Seelchen oder seelsaugerische Vampire, mein Bester. Was das betrifft, war Dumas des Öfteren den Klischees seiner Zeit verhaftet.

Porthos: Alexandre hat 4056 Protagonisten erschaffen, 8872 Nebenfiguren, 24 339 Statisten – insgesamt ...

D'Artagnan: 37 267 Personen. In rund 220 Werken.

Porthos: Und da soll nun keine einzige interessante Frau dabei sein? Nicht einmal Madame Coquenard?

Graf: Geliebt hat er sie jedenfalls. Die Frauen und die Literatur, das waren die beiden Motoren seines Lebens.

Aramis: Wenn ich ein paar Namen einstreuen darf: Louise Leroy, Laure Labay (ein One-Night-Stand, dem immerhin der über alles geliebte Sohn Alexandre, der Verfasser der «Kameliendame», zu verdanken ist), Mélanie Waldor, Virginie Bourbier, die Erste von zahllosen Schauspielerinnen, Ida Ferrier, die einzige Gattin, Caroline Unger, die grosse Sängerin, Marguerite Guidi, Jenny Falcon, Fanny Gordosa, Adah Isaacs Menken – mit einem Wort: *E in Francia son già mille e tre!*

Athos: Apropos Frauen, ich glaube, es ist Georg Lukács, der die Geschichte von den Marktweibern erzählt, die Dumas eines Tages ans Leder wollten. Und warum? Weil er in der letzten Lieferung eines Romans eine Figur hatte sterben lassen, die sie liebgewonnen hatten. Was lernen wir daraus?



Geliebter Sohn: Dumas (1824–1895).



Monumentalwerk der Revanche: «Die drei Musketiere».

Porthos: Nun, dass er doch immerhin fähig war, Gestalten zu erschaffen, die dem Leser so nahe stehen wie seine eigene Familie. Als er mich sterben lassen musste, hat er sogar selbst geweint!

Aramis: Zu Recht, mein Lieber, zu Recht. Wir lernen aber auch, dass Marktweiber offenbar die Zeitung lasen und nicht nur den Fisch darin einpackten! Der *roman-feuilleton*, der Fortsetzungsroman, als dessen grösster Star Dumas einige Jahre lang galt, läutete den Massenjournalismus ein, Zeitungen mit hohen Auflagen und für jedermann, den Beginn einer demokratischen Presse.

D'Artagnan: Pikant daran ist, dass dieser Aufschwung nicht den Journalisten zu verdanken ist, sondern den Schriftstellern.

Porthos: Gut gelebt hat er auch davon: In der ersten Hälfte des Jahres 1845 beliefen sich seine Einkünfte auf 178 700 Francs. Ein Angestellter hatte damals ein Jahresgehalt von 2000 Francs.

Graf: Ja, das Geld! Was meinte Dumas dazu: «Ein Vermögen? Warum nicht, vorausgesetzt, es kommt als Überraschung. Der Reichtum? Umso besser, da er vom Himmel gefallen ist wie ein unerwartetes Geschenk. Wie eine Gnade.»

D'Artagnan: Entschuldigen Sie, das hat nicht Dumas gesagt, das habe ich gesagt.

Graf: Aber gilt es nicht auch für ihn? Er war ein Barockmensch. Und die Welt des Barocks ist die Welt der Gnade. Eine strahlende, grosszügige, anarchische Welt. Und er war zweifel-

los glücklicher, als er viel Geld hatte. Was ihn nicht daran hinderte, es mit vollen Händen wieder auszugeben.

D'Artagnan: Natürlich war er glücklicher! Wer zum Teufel hat behauptet, dass Geld das Leben verdirbt?

Athos: Entscheidend ist ja, dass er, als es mit seinen Erfolgen bergab ging nach seinem Bankrott infolge der 1848er Revolution, weder bitter, noch verhärtet, noch geizig wurde. Er hat einfach weitergearbeitet, hat seine Romane zu Theaterstücken adaptiert, hat Zeitungen herausgegeben, Reisereportagen geschrieben ...

Porthos: Und was mich immer fasziniert hat an Bankrotteuren: Er hatte trotz allem immer noch Geld, hat sich hier eine Segeljacht geleistet, da ein eigenes Theater gekauft, dort eine Europareise unternommen ...

Aramis: Er hatte aber auch etwas von einem begnadeten Journalisten: Dieses Gespür für Themen, die in der Luft liegen, das ist eine Gabe. Lesen Sie mal «La Terreur prussienne». Drei Jahre vor dem Deutsch-Französischen Krieg veröffentlicht, zeigt der Roman haargenau, was der preussische Ungeist in Deutschland und Europa anrichten wird. Und wie er die Betten in deutschen Gasthäusern beschreibt! Wer jemals ein Einzelzimmer in einem deutschen Provinzhotel beziehen musste, wird einiges wiedererkennen.

Porthos: Oder dass er bereits bevor er sich in die italienische Politik mischte, um Garibaldi's Freiheitskampf mit Waffen und Munition zu

unterstützen, eine Biografie über ihn veröffentlicht hatte.

D'Artagnan: Vor allem kannte Garibaldi alle berühmten Romane von Dumas!

Graf: Hat eigentlich jemals ein Literaturwissenschaftler über die kathartische Wirkung des herzlichen Gelächters geschrieben, das die Lektüre grosser komischer Texte uns gewährt? Zum Beispiel die Szene im «Vicomte de Bragelonne», in der Porthos versucht, sich Molières Namen per Mnemotechnik zu merken ...

Porthos: Oh, schweigen wir davon ...

Athos: Warten Sie, ob ich es noch zusammenkriege:

– Ich finde es hübscher, ihn *Poquelin* zu nennen.

– Und wie wollen Sie's anstellen, sich diesen Namen besser zu merken als den anderen?

– Ja sehen Sie, er heisst *Poquelin*, nicht wahr?

– Genau.

– Ich werde an *Madame Coquenard* denken.

– Schön ...

– Und dann mache ich einfach *Kock* zu *Pock* und *Nard* zu *Lin*, und statt *Coquenard* habe ich *Poquelin* ...

Porthos: Ich ziehe seinen Humor dort vor, wo er feinste Ironie und Menschenkenntnis ist. Wie er im «Joseph Balsamo» Jean-Jacques Rousseau als neurotischen alten Uhu porträtiert, zum Beispiel. Oder Jean Buvat im «Chevalier d'Harmental», der, gemäss einer gewissen Theorie, das Vorbild für Flauberts *Bouvard* ist. >>>

Graf: Oder Ihr Diener, lieber Porthos, der, auf die leiblichen Genüsse angesprochen, die er seinem Körper nicht versagt, sich so verteidigt: «Ja, was das betrifft, hat er mir nichts vorzuwerfen. Ich habe immer alles getan für meinen Körper. Ich bin kein Egoist!»

Athos: Auch Dumas war übrigens keiner. Man denke nur an das Fest, das er nach seinem ersten Theatertriumph in seiner kleinen Wohnung gab. Er selbst wilderte mehrere Rehe, um genügend auftischen zu können, und seine Künstlerfreunde dekorierten die Wände mit Fresken, darunter auch Delacroix, der zwei Stunden vor Beginn der Lustbarkeiten erschien und ein kleines Meisterwerk auf den Putz haute. Sie dagegen, verehrter Graf von Monte Christo, Sie haben vorhin mit harschen Worten eine Reihe von Menschen von unserem Fest ausgeschlossen. Dürfte ich erfahren, was dieses Vorgehen rechtfertigt?

Graf: Meine Bewunderung und Liebe zu Dumas rechtfertigen es, und wer bewundert und liebt, erträgt es schlecht, dass dumm und abfällig gesprochen wird vom Gegenstand seiner Bewunderung. Ausserdem: Wer gut liebt, hasst auch gut. Zum Beispiel die Idee, dass ein Schriftsteller an der Literatur zu leiden habe in den Qualen angstbesessener Kreation.

D'Artagnan: Eine Ideologie des Scheiterns wäre Dumas wie geschmackloser Snobismus er-



«Man verspürt eine Melancholie wie sonst nur im eigenen Leben.»

schienen. Er hat zugegeben, dass er Erfolg wollte.

Graf: Was verständlich ist, sieht man sich an, wo er herkam. Dumas war ein *quarteron*, ein «Viertel neger», wie das damals hiess. Eine Herkunft, in der Stolz und Makel aufs Eigentümlichste verwoben waren. Sein Grossvater, ein kleiner Landadliger, der Marquis de la Pailleterie, hatte auf Santo Domingo eine entlaufene oder freigelassene Sklavin geheiratet, Marie-Cesette Dumas. Der Sohn aus dieser Verbindung wird zum legendenumwobenen General der französischen Revolutionsarmee, ehelicht die Tochter eines Gasthofbesitzers, wird von Napoleon

aufs Abstellgleis geschoben und stirbt, als sein Sohn vier Jahre alt ist, völlig verarmt. Der Sohn übernimmt, Stolz oder Herausforderung, um sich einen Namen zu machen, den seiner schwarzen Sklavengrossmutter.

Aramis: Er wurde am 24. Juli 1802 geboren, um 5.30 Uhr morgens, in Villers-Cotterêts im Département Aisne. Ein kleiner Krebs also.

Porthos: Offenbar ein ziemlich grosser Krebs. Sein Vater schrieb ein paar Tage nach der Geburt einem Freund voller Stolz: «Ich öffne diesen Brief noch mal, um dir zu erzählen, dass der Racker gerade über seinen Kopf drüber gepisst hat. Das ist ein gutes Vorzeichen, was?!»

D'Artagnan: Es war ein gutes Vorzeichen! Er hat sein Leben lang einen schönen, kräftigen Strahl gehabt!

Athos: Als sich auf einem Empfang so ein kleiner Wadenbeisser über den «Neger» Dumas mokierte, so lange und so lautstark, bis der Angesprochene es nicht mehr überhören konnte, wandte Dumas sich an den geistreichen Herrn: «Es stimmt, Monsieur, mein Grossvater war ein Neger und mein Urgrossvater ein Affe. Sie sehen, meine Familie beginnt da, wo die Ihre endet.»

Graf: 1816 wurde der «Viertel neger» ohne Ausbildung Notargehilfe, und mit 21 Jahren gelang es ihm endlich, nach Paris zu kommen, wo er einen Job als Aushilfsbeamter beim Herzog von Orléans ergatterte.

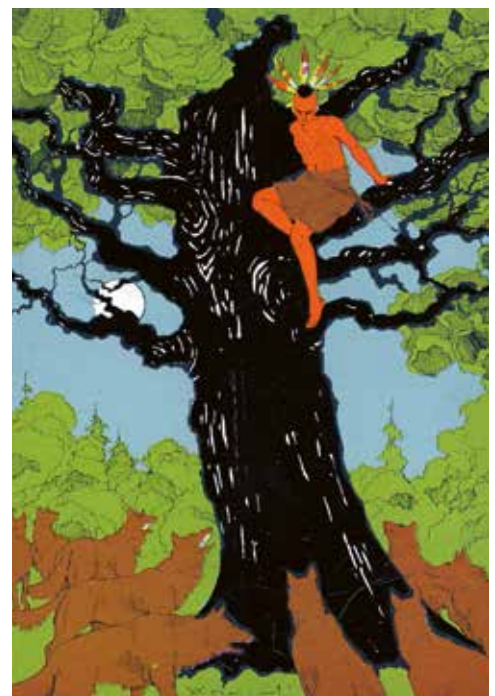
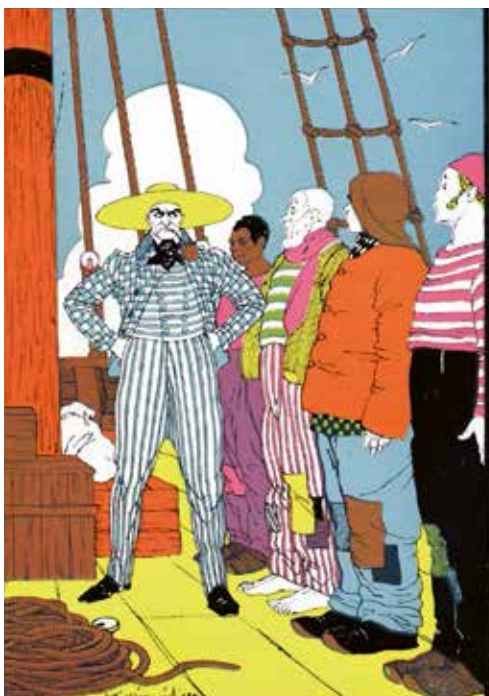
D'Artagnan: Der klassische Topos: Wie ich auf meiner gelben Schindmähre kommt der junge Rastignac in die Hauptstadt. Mittellos, aber von unbändigem Ehrgeiz besessen: *à nous deux!*

Athos: Doch hat es einige Jahre gedauert, harte Lehrjahre für den Autodidakten, der 2000 Jahre klassische Literatur aufzuarbeiten hatte ...

Porthos: ... der Bücher frass, um zu vergessen, dass er nicht viel anderes zu beissen hatte.

Graf: Dafür viele Freunde, zum Beispiel die, mit denen er so eine Art «Generation 1830» bildete: das Dreigestirn der französischen Romantiker, Dumas, Hugo und Vigny.

D'Artagnan: Denen es nur um eines ging: die Comédie-Française zu erobern und das französische Drama zu revolutionieren. Die Prosa galt ihnen nicht viel. Dazu kamen noch Lamartine, Balzac und Dumas' Freund Gérard de Nerval, mit dem er an den Rhein reiste, der ihn zu E. T. A. Hoffmann brachte und über Dumas sagte: «Einer unserer fulminantesten Reise-schriftsteller.»



«... der Bücher frass, um zu vergessen, dass er nicht viel anderes zu beissen hatte»: Illustrationen für «Le capitaine Pamphile» (1932).



Kein Fest ohne Festessen: Schloss Monte Christo.



«Kameliendame»: Sarah Bernhardt.

Aramis: Der wurde er aber erst, als das so gross begonnene Abenteuer mit dem Theater gescheitert war und unsere romantischen Musketiere gezwungen waren, auf die Prosa auszuweichen, erst als Dumas, um sich von der Cholera zu erholen, in die Schweiz reiste, die Alpen überquerte und davon berichtete.

Graf: Dabei hatte es mit einem Triumph begonnen, wie ein Dramatiker sich ihn nur wünschen kann. 10. Februar 1829, Comédie-Française, «Heinrich III. und sein Hof». Oder «Antony», ein ebenso grosser Skandalerfolg wie Hugos «Hernani». Aber irgendwann bekam die Comédie-Française kalte Füsse, und da unsere jungen Helden sehen mussten, wo sie blieben, wandten sie sich dem Boulevard zu, wo es mehr zu verdienen gab, oder dem Fortsetzungsroman ...

Athos: Wenn man bedenkt: In sechs Jahren vom ungebildeten Provinzler zum gefeierten Wortführer einer neuen Dichterwelle ... Seine Energie war schon gewaltig.

Graf: Und sollte man den Theaterprinzipalen von damals nicht dankbar sein? Denn seinen Dramen ist die Zeit nicht so gut bekommen. Dass er dann gezwungen war, sich auf die ungeliebte Prosa zu stürzen, das ist doch unser Glück!

D'Artagnan: Kaum glaublich, dass ein Mensch ein solches Pensum bewältigen kann – von 1844 bis 1849 hat er die drei grossen historischen Romanzyklen nebeneinanderher komponiert und aufgeschrieben.

Porthos: Über den Daumen gepeilt sieben-einhalbtausend Seiten. Nicht «Die menschliche Komödie» wie Balzac, sondern «Das Drama Frankreichs». Drei Jahrhunderte Geschichte in unvergesslichen Geschichten. Shakespeare lässt grüssen.

Athos: Ja, die Trilogie der Valois: «Die Königin Margot»; «Die Dame von Monsoreau»; «Die Fünfundvierzig». Die Trilogie der Musketiere: «Die drei Musketiere»; «Zwanzig Jahre später»; «Der Vicomte von Bragelonne». Und die Tetralogie der «Memoiren eines Arztes»: «Joseph Balsamo»; «Das Halsband der Königin»; «Ange Pitou»; «Die Gräfin von Charny».

Graf: Und sozusagen als i-Tüpfelchen noch die Abrechnung mit dem modernen Regime in «Der Graf von Monte Christo». Ausgehend von einem dreiseitigen Polizeibericht, zaubert er mal eben 1700 Seiten hervor.

Athos: Nerval liebte ihn, Hugo bewunderte ihn, Hemingway schätzte ihn, George Perec hat ihn verschlungen ...

Graf: Ja, wer selbst gross war, konnte auch die Grösse Dumas' anerkennen. Womit wir wieder bei Ihrer Frage von vorhin wären, warum ich den einen oder andern auslade. Es geht um die Verbreiter der drei Klischees, die immer noch über ihn in Umlauf sind: erstens der triviale Unterhaltungsschriftsteller ...

Porthos: Ja, man verzeiht ihm nicht, dass er in einem unkomplizierten, direkten Verhältnis zur Wirklichkeit steht. Dumas war stolz darauf, ein *vulgarisateur* zu sein, einer, der den Leuten die Geschichte erlebbar und verständlich macht.

D'Artagnan: Gott sei Dank ist er auch unterhaltend. Die Frage ist doch nur: auf welchem Niveau. Man vergisst zu leicht, in wessen Spuren er geht, denen Shakespeares und Dantes näm-

lich, wie sein Biograf Claude Schopp schreibt. Robert Louis Stevenson erklärte: «Neben Shakespeare ist mein teuerster und bester Freund zweifellos d'Artagnan – der alte d'Artagnan aus dem «Vicomte de Bragelonne». Ich kenne keine tiefere menschliche Seele – und auf ihre Art auch keine schönere.»

Graf: «Das Aussehen der Dinge ist eine mysteriöse Leiter, die mit den Fibern unseres Gedächtnisses verbunden ist und sie von Zeit zu Zeit ganz ohne unser bewusstes Zutun zu aktivieren vermag.»

Aramis: Warum zitieren Sie jetzt Proust?

Graf: Das tue ich gar nicht, wie Sie eigentlich wissen sollten. Ich zitiere aus «Zwanzig Jahre später». Aber es freut mich, dass Sie selbst auf Proust kommen, denn ich wollte mein Glas auf den grössten vor-proustschen Roman der

vergehenden Zeit und ihres zerstörerischen Werks heben. Die «Musketier»-Trilogie, so unterhaltsam sie sein mag, ist eine tiefe Meditation darüber, was die Zeit mit den Menschen, den Dogmen, ja auch mit den Nationen anstellt.

D'Artagnan: Ja, verfolgt man vor allem, mit Verlaub gesagt, die Entwicklung, die ich darin nehme, so verspürt man eine Melancholie wie sonst nur im eigenen Leben, wenn man sich kopfschüttelnd zurückerinnert ...

Graf: Dann wirft man ihm vor, dass er Kinderbücher geschrieben habe. >>>



«Vom schönen jungen Dandy zum runden alten Falstaff.»

Porthos: Nun ja, Kinderbücher wie die «Ilias», den «Don Quijote», «Moby Dick» oder «Huckleberry Finn».

Graf: Und schliesslich, dass er eine Romanfabrik betrieben habe, seine Bücher gar nicht allein geschrieben, plagiiert habe und was nicht noch ...

Athos: Da können wir Alexandre selbst zitieren: «Wer erfindet, das ist die Menschheit, nicht ein Mensch. Jeder kommt einmal an die Reihe, ergreift das, was seine Vorväter mitgebracht haben, kombiniert es auf seine Weise und stirbt dann, nachdem er der Gesamtheit menschlichen Schaffens einige Gramm hinzugefügt hat. Was die vollständige, komplette Erfindung einer Sache betrifft, so halte ich das für unmöglich. Selbst Gott wollte oder konnte, als er den Menschen erschuf, ihn nicht völlig neu erfinden, er schuf ihn nach seinem Bilde.»

Aramis: Im Übrigen, Auguste Maquet, Dumas' wichtigster Helfer in der Zeit der grossen historischen Romane, selbst ein Historiker, hat ja auch ganz alleine Romane verfasst. Wie hiessen sie doch gleich? Kein Mensch weiss auch nur ihre Titel. Er brachte Material, machte Konzepte, aber der geniale Funke, der Text, der stammt vom Chef. Im Übrigen hat Dumas nie ein Hehl daraus gemacht. Einmal schrieb er einem Leser: «Mitarbeiter? Aber natürlich habe ich Mitarbeiter! Hier kommt gerade der wichtigste von ihnen zur Tür herein, Herr Maquet. Doch sagen Sie einmal, haben Sie etwa auch geglaubt, Napoleon hätte die Schlacht von Austerlitz ganz alleine gewonnen?»

Porthos: Nun, einen Koch hatte er doch gewiss dabei.

D'Artagnan: Man hat ihm Vorwürfe gemacht, die keiner je Rubens und seinem Antwerpener

Atelier oder Cellini und seiner Florentiner Werkstatt gemacht hätte.

Porthos: Ja, weil er in einer zutiefst bourgeoisen und mediokren Zeit lebte. Zuerst die Restauration, dann der Spiesserkapitalismus unter Louis-Philippe, zu schweigen von der Diktatur des kleinen Napoleon am Schluss ...

Athos: Und wie er sie aufgespiesst hat, die Karrieren, die auf Verrat, Betrug und Denunziation aufgebaut waren, im «Monte Christo». Nur ein Mann, der eine solche narzisstische Kränkung erfahren hatte wie Dumas, konnte dieses Monumentalwerk der Revanche ersinnen.

D'Artagnan: In dem dann aber doch die zu mythischen Dimensionen angewachsene Ge-



Mythos und Humor:
Dumas' Vater Thomas Alexandre.

stalt des Rächers Dantès die verzeihende Liebe oder Gnade höher stellt als den Triumph des gerechten Hasses. Ist nicht Dumas der letzte grosse Erschaffer mythischer Gestalten in der europäischen Literatur? Ist «Der Graf von Monte Christo», sind nicht vier Mythen geworden wie Odysseus oder Don Quijote?

Graf: Und im Gegensatz zu den gewollten, den erzwungenen Mythen des Zeitgenossen Richard Wagner sind es wirklich gewachsene, auf natürliche Weise aus der Allgemeingültigkeit der Gestalten entstandene.

Athos: Ja, er arbeitet wie Thomas Mann in den «Joseph»-Romanen: Er schafft die Verbindung von Mythos und Humor, aus der die Humanität erwächst.

Graf: Lassen Sie uns darauf unser Glas heben: auf Alexandre Dumas' Humanität!

Porthos: Die sich schon in seiner eigenen physischen Verwandlung manifestiert: vom schönen jungen Dandy, der seine nobelsten Gestalten stets als «schlank» charakterisierte, zum runden alten Falstaff.

Aramis: Auf einen Humanisten, der um die Schwäche des Fleisches wusste und mit Ironie und Mitleid auf die Menschen blickte.

D'Artagnan: *Mordiou*, trinken wir auf einen Dichter, der ein Held für freie Geister ist! Wer immer mit Mallarmé stöhnt: «Das Fleisch ist traurig, und alle Bücher hab ich gelesen. Flüchten! Dort hinaus! Flüchten!» – der schlage einen von Dumas' Romanen auf und segle mit ihm hinaus in die Welt. Trinken wir aufs Glücklichein!

Michael Kleeberg ist Schriftsteller und Übersetzer. Zuletzt von ihm erschienen: «Dämmerung». Roman (Penguin 2023).



Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch

DIE WELTWOCH



LITERATUR UND KUNST

Hundert Jahre
«Welttheater»
in Einsiedeln – ein
Reigen aus Schrecken
und Freuden.
Rolf Hürzeler,
Seite 74

Herausgegeben von Daniel Weber

Ygal Ozeri, *Coastal Diner*, 2024 – Ganze Generationen haben sich darangemacht, das grösste aller amerikanischen Symbole, den American Dream, in ihre Seelen zu tätowieren. Wie ein Monument stand und thronte er in amerikanischen Daseinslandschaften, er hatte Nähe und doch stets noch mehr Ferne. Jene, die nicht vom amerikanischen Albtraum verfolgt wurden, träumten diesen Traum vom Wohlstand und vom besseren Leben. Er war das Benzin der Mittelschicht, die sich von ihrer Mittelmässigkeit wegträumen wollte.

Er bröckelt, der Traum von der Realität des amerikanischen Glücks. So, wie das Land zerbröckelt an immer mehr Enden und Orten, und wo einst Glanz war und Glitter, ist jetzt Ernüchterung. Der American Dream ist einer der Unerfüllbarkeit geworden.

Wie die Bauten von Filmkulissen scheint er oft noch, die, verlassen und von der Zeit ausgewaschen und lottrig geworden, irgendwo auf dem Gelände eines Filmstudios in Hollywood an all die Bilder des Traums erinnern. Nur seine Fassade ist geblieben. Man fragt sich, ob es sein kann, dass ein Traum seine Magie verliert, wenn er zu oft von zu vielen gemeinsam geträumt und konsumiert wird.

Er wird dieser Tage zu endgültiger Erinnerung, dort, in ihr, findet er sein letztes bisschen Realität. Dort, in diesen amerikanischen Restaurants, in all diesen Dinern, diesen Ikonen amerikanischer Kultur, ist die letzte Sehnsucht nach ihm noch nicht erloschen, weil sie wie unantastbar scheint.

Der in New York lebende israelische Künstler Ygal Ozeri ist ein Maler des Hyperrealistischen, dieser Sphäre, in der sich die Realität in ihrer Simulation verliert, in ihrer Erweiterung verschwindet, sich in ihrem Make-up auflöst. Sie wird zum losgelösten Symbol, zu ihrem eigenen Gemälde. Alles ist in ihm und doch nie greifbar und verloren, eine unendliche, erstarrte Verführung. Als ob man träumte von einem Traum, den man schon unzählige Male geträumt hat.

Michael Bahnerth



Die letzte Sehnsucht.

«Ich liebe dieses Land»

Lavie Tidhar hat ein fulminantes Werk über Israel geschrieben. Es ist ein Gesellschaftsroman aus der Perspektive von Cops und Gangstern. In der Heimat des Autors erscheint das Buch nicht.

Wolfram Knorr

Lavie Tidhar: Maror. Suhrkamp. 639 S., Fr. 33.90

Das Geschichtenerzählen ist ein abgekartetes Spiel. Es braucht einen Anfang und ein Ende, und der Schweissgeruch des Lebens soll auch noch rein. Ein vertracktes Unterfangen. Amerikanische Autoren haben sich damit herumgeschlagen, besonders in der Pulp-Szene des Groschenromans. Das Konzept ihres wichtigsten Organs, der Zeitschrift *Black Mask*, war simpel: «Wir brauchen Geschichten, in denen Gewalthandlungen direkt und schnörkellos geschildert werden.» Daraus entstanden die «hartgesottenen» Krimis wie jene von Dashiell Hammett, James M. Cain, Raymond Chandler.

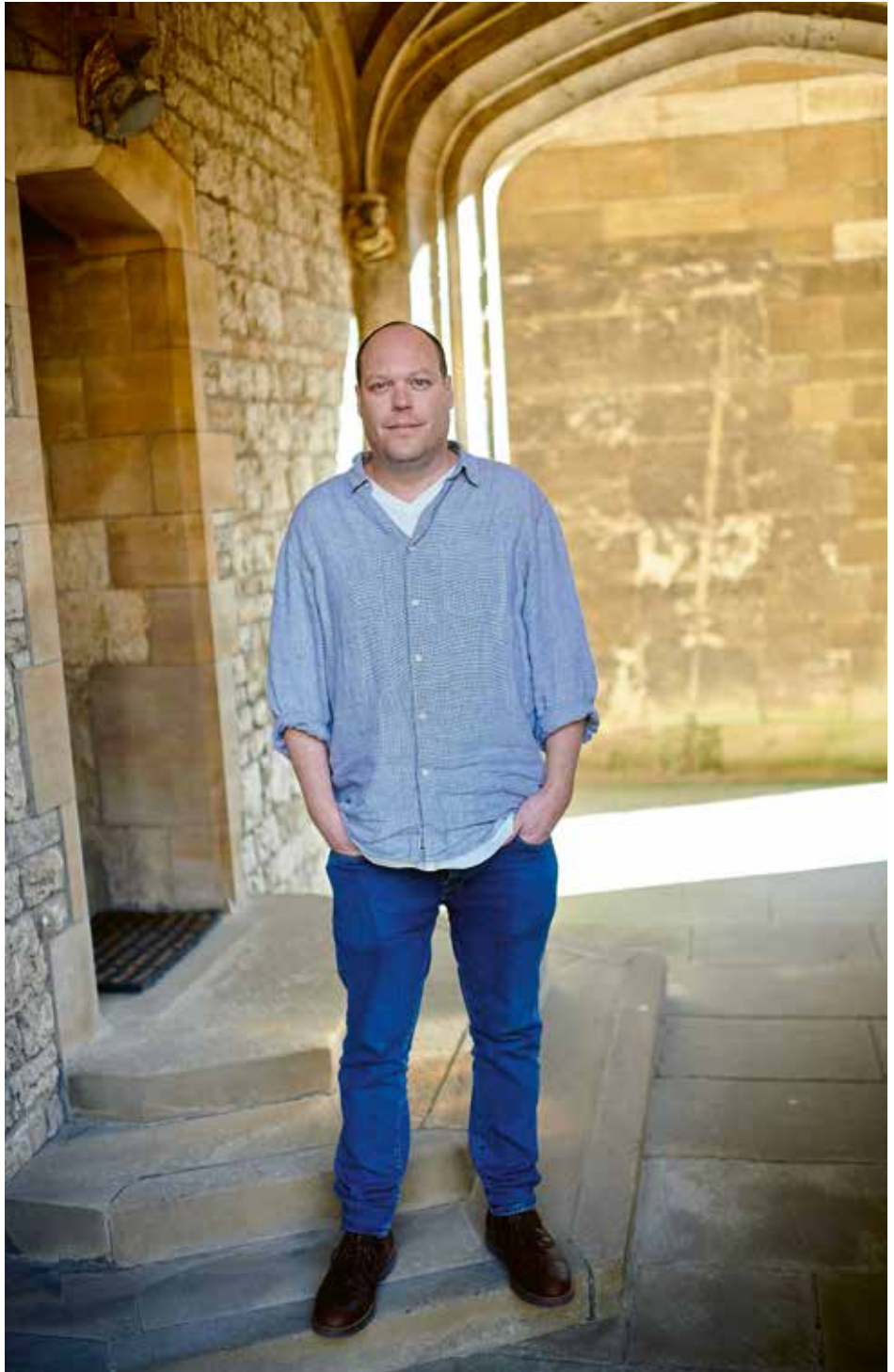
Ihre Werke galten, wenn die Revolver sprachen, als «Schweiss»-gesättigt. Dabei waren nur die Worte grosskalibrig. Einer, bei dem die Worte nicht so sind, ist der israelische Autor Lavie Tidhar, 47. Er gibt den Figuren Tiefe und

Man ist sofort drin in diesem hitzigen Leben, dem Lärm, den Staus, den Klubs, dem Sex.

verzichtet trotzdem nicht auf Pulp. Das hat ihm im Science-Fiction- und Fantasy-Genre höchste Anerkennung und Auszeichnungen gebracht. Im deutschsprachigen Raum ist er höchstens den Aficionados der Gattung ein Begriff.

«Bittere Kräuter»

Das könnte sich nun schlagartig ändern mit der wuchtigen Provokation des fulminanten Israel-Romans «Maror». Ob Tidhar damit Freunde gewinnt, ist eine andere Frage, angesichts der grössten Krise des Landes, des Gaza-Kriegs, der antisemitischen Demos und propalästinensischen Uni-Besetzungen. Seine epochale Darstellung Israels ist schonungslos, aber nie moralisierend. Allerdings auch nicht unbedingt der Stoff, mit dem sich die Kritik allzu ausführlich beschäftigen dürfte. Zu gross ist die Angst, missverstanden zu werden.



Chandler in Tel Aviv: Autor Tidhar.

Tidhars Roman (dem zwei weitere folgen sollen) ist vielleicht mit James Ellroys mehrbändiger Arbeit über die dunklen Seiten der USA vergleichbar. Wie Ellroy verknüpft Tidhar Fiktionales mit Authentischem, er behauptet sogar, alles sei wahr, nichts erfunden – auch wenn er die Geschichte als Noir-Roman erzählt, aus der Perspektive von Cops und Gangstern.

Der Titel «Maror» bezieht sich auf die bitteren Kräuter, die zu Beginn des Pessachfestes verspeist werden, um an das ägyptische Exil zu erinnern. Die «bitteren Kräuter» sind die Verhältnisse zwischen Business, Politik, Polizei und organisierter Kriminalität, die (Anti-)Helden hervorbringen, aber tunlichst verdrängt werden; das öffentliche Bild des Landes soll nicht beschmutzt werden.

Feuerwerk der Grundkonflikte

Tidhars Roman ist wie ein Griff in den Lauf der Geschichte und beginnt auch so: Avi Sagi, ein junger Cop, liegt mit Natasha, der Schwester seiner Gangsterfreunde, im Bett und wird zum Einsatz hochgeschleucht. Die Kriminellen Lior und Yair Goldin sind seine Kumpels. Es sind kleine Fische, verglichen mit jenen, die es ins Kabinett geschafft haben und die Fäden ziehen. Figuren, so Tidhar, deren Namen er änderte, die aber jeder, dem die Verhältnisse bekannt sind, sofort erkennen wird. Etwa jenen Politiker, dem vorgeworfen wurde, er habe im Amt Frauen missbraucht; oder den «Paten von Tel Aviv».

Zentrale Figur ist Chief Inspector Cohen, ein Mann, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die Bibel zitiert und die politische und ökonomische Situation «ausbalanciert», bei den Illegalen ebenso wie bei den Legalen. Er ist immer zur Stelle, wenn einer wegen des «Gleichgewichts» in den Senkel gestellt werden muss.

Sein erster grosser Fall ist ein Vergewaltiger und Mörder, der in Tel Aviv sein Unwesen treibt und nicht gefunden wird. Auf Cohen wird von oben Druck gemacht. Eine Lösung muss her, die Öffentlichkeit ist beunruhigt, und Cohen will Karriere machen: Er greift sich einen Unschuldigen und verhört ihn so lange, bis dieser sich schuldig bekennt. Fall gelöst. Alles für die «Balance».

Tidhars rasante Fahrt durch die Geschichte – es sind die Jahre 1974 bis 2008 – läuft wie ein Krimi ab, ist aber ein Gesellschaftsroman, der sich in Stil und Gestaltung an die *Black Mask*-Forderung hält, alles direkt zu schildern. Man ist sofort drin in diesem schnellen, hitzigen Leben, dem Lärm, den Verkehrsstaus, den Klubs, dem Nikotin, Alkohol, Sex, der Musik und den illegalen Deals mit Drogen und Waffen, den Einbrüchen. Sofort ist ein Klima hergestellt, der Schweiß rinnt.

Die Dialoge kommen direkt von der Strasse, die Beschreibungen erinnern zuweilen an einen

Polizeibericht: «Hillel sagte kein Wort. Seine gewebte Kippa sass jetzt schief auf seinem Kopf. Er verprügelte Barnea still und systematisch. Zu hören waren einzig Hillels Atem und Barneas Schreie, die aber niemand beachtete.» Lavie Tidhars Stil ist das Ergebnis einer Kompression. Land, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft sind so komplex geworden, dass sie nur noch schwer zu durchschauen sind. Vor diesem Hintergrund ist die Pulp-Schreibe hilfreich: In der Vereinfachung werden die Grundkonflikte wieder sichtbar gemacht, geradezu zum Feuerwerk.

Mit achtzehn Jahren verliess Tidhar Israel, trampelte durch Europa und später durch die halbe Welt. Heute lebt er in England. 1974, als Premierminister Jitzhak Rabin mit der palästinensischen Seite Frieden schliessen wollte und am 4. November von einem Rechtsradikalen erschossen wurde, sei für ihn der Sündenfall passiert, der Traum war ausgeträumt. Daraufhin wollte Tidhar nicht mehr zurück, er ging immer weiter, nach Asien, Afrika und fing an zu schreiben, Comics, Fantasy, Kinderbücher, Science-Fiction und den wohl originellsten Krimi seit langem: «Osama» (2011), ausgezeichnet mit dem World Fantasy Award.

«Osama» ist die Umkehrung des hardboiled Reissers: Joe, hartgekocht, Whiskey trinkend, mit der typischen Schwäche für schöne Frauen, in einem schäbigen Büro in Laos hausend, wird von einer solch schönen Lady eines schönen Tages aufgesucht; sie erteilt ihm den Auftrag, Mike Longshott zu finden, den Autor der Groschenheftreihe «Vergelter», in der ein Osama bin Laden die Welt mit Terrorakten überzieht. Joe macht sich auf die Socken. Am Flughafen Orly findet sich eine Statue von Charles de Gaulle, der 1944 in Algier gefallen ist, während der Präsident Antoine de Saint-Exupéry die Republik zu neuem Glanz gebracht hat.

Spätestens hier ist klar, dass etwas nicht stimmt. Tidhar zieht alle Register und präsentiert als Erster einen Privatdetektiv, der nicht real ist, während die Groschenheftstories, die Attentate es sind. Am Ende, beim Showdown zwischen Joe und Longshott, kommen mit grosser Empathie Opfer der Terroranschläge Osama bin Ladens zu Wort. Dieses galgenhumorige und spannende, zitatengetränkte



Abenteuer, in dem Tidhar buchstäblich die Puppen aus allen möglichen Dimensionen tanzen lässt, wird zu einem ergreifenden Appell der Terroropfer, die längst in Vergessenheit geraten sind.

Der Science-Fiction-Roman «Central Station» (2016) ist ebenfalls alles andere als bloss Unterhaltung, auch wenn er sich sehr süffig liest. In Tel Aviv steht ein riesiger Weltraumbahnhof, auf dem alles aus dem All landet und

Auf krimineller Ebene, beim Drogen- und Waffenhandel, verstehen sich Israeli und Palästinenser bestens.

von dem aus alles ins All fliegt. Boris Chang, der lange auf dem Mars war, kehrt für eine alte Freundin zurück und findet auf der Erde ein komplettes Chaos wieder.

Längst existieren neben reichlich derangierten Menschen Roboter mit eigenem Bewusstsein und vor allem ein «Über-Internet», aus dem ein einziger Informationsbrei aus Wahrheit und Lüge herausquillt und die Menschen in fiebrige Ekstasen aller Art (besonders religiöser) versetzt. Inspirationsquelle für Tidhar war die echte Central Station im heutigen Tel Aviv – ein gescheiterter Versuch, den grössten Busbahnhof der Welt mit den modernsten Überwachungsschikanen zu bauen.

Penibel recherchiert

Auch wenn Tidhar sich von seinem Heimatland entfernt hat, von ihm lassen kann er nicht. Der Suhrkamp-Verlag, der «Maror» jetzt auf Deutsch herausbrachte, begründet das mit der Behauptung, es handle sich bei «Maror» um ein «grimmiges Plädoyer für das Existenzrecht Israels». Das hört sich an wie eine Flucht nach vorne, um ja nicht falsch verstanden zu werden. Ganz so ist es wohl doch nicht. Korruption und Verbrechen gibt es natürlich in jedem Staat, aber Tidhar wollte schon am Image eines besonderen Staates kratzen, nach dem Motto: Ihr seid nicht besser als alle anderen – akzeptiert es endlich.

Auf der kriminellen Ebene, beim Drogen- und Waffenhandel, verstehen sich Israeli, Libanesen und Palästinenser bestens. Da funktioniert alles. Lavie Tidhar hat penibel recherchiert und mit der Figur Cohens jenen Typen geschaffen, der keinerlei Zweifel hat, alles richtig zu machen. Der Fall des Unschuldigen, der für Vergewaltigungen und Morde lebenslang hinter Gitter muss, soll übrigens tatsächlich stattgefunden haben.

Am Ende, nach einer letzten bösen «Problemlösung», sagt Cohen als Selbstrechtfertigung: «Ich liebe dieses Land.» Es ist dies der letzte Satz im Roman. In Israel erscheint «Maror» nicht.

Verbale Verstimmungen

David Schärer

Yascha Mounk: Im Zeitalter der Identität. Der Aufstieg einer gefährlichen Idee. Klett-Cotta. 512 S., Fr. 36.90

Die Linke hatte einst den Universalismus verteidigt, allgemeingültig anwendbare Prinzipien mit dem Ziel, Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten zu beseitigen. Die Vorstellung einer Gesellschaft, in der Menschen weder nach Geschlecht, Ethnizität, sexueller Orientierung oder sozialer Herkunft bewertet werden. Die Utopie war die Betonung der Gemeinsamkeiten und nicht der Differenzen. Ein Beispiel ist die universalistische Auffassung der Menschenrechte, die zum Ende des 18. Jahrhunderts der Aufklärung entsprungen ist.

Das Gegenstück des Universalismus, der Kulturrelativismus, vertritt die Auffassung, dass andere Kulturen nicht nach den Maßstäben der eigenen Weltanschauung bewertet werden sollten. Er lehnt die Universalität der Menschenrechte ab; die Bewertung einer Kultur, welche die Menschenrechte nicht respektiert, gilt als eurozentristisch und rassistisch. In den fünfziger und sechziger Jahren etablierte sich mit dem Postmodernismus eine philosophische Strömung, die geschlossene Denksysteme zurückwies. Objektive Wahrheiten und universelle Werte wurden abgelehnt und Kategorien wie «Frau», «Proletarier» oder «homosexuell» refüsiert, weil die Begriffe in sich bereits die vorherrschenden Machtverhältnisse darstellten. Es galt, Begriffe zu dekonstruieren, weil die Sprache die Realität nicht nur darstelle, sondern sie durch Kategorien und Unterscheidungen bereits produziere.

In seinem Buch «Im Zeitalter der Identität» beschreibt der Politikwissenschaftler Yascha Mounk eindrücklich, wie sich das Denken der Linken in den letzten fünfzig Jahren wandelte. Das Bewusstsein für die Unterdrückung verschiedener Identitätsgruppen wuchs, was mit der Auffassung des Universalismus nicht

Asylanten wurden zu Asylbewerbern, später zu Flüchtlingen und zu Geflüchteten.

länger vereinbar war. Die Identitätspolitik kommt tatsächlich einem Strategiewechsel gleich. Die Beseitigung von Ungerechtigkeit besteht für die Linke heute darin, Menschen zur Betonung ihrer Gruppenzugehörigkeit zu ermutigen. Marginalisierte identifizieren sich



Pochen auf die eigene Identität.

lautstark mit ihrer Gruppe und machen sich «sichtbar». Nicht kollektive Solidarität lautet die Doktrin, sondern Singularität. Das Pochen auf die eigene Identität, die Abgrenzung in Gruppen wie Ethnizität, Religion, Gender, Behinderung oder sexuelle Orientierung sind fortan die Vision für eine gerechte Gesellschaft. Mounk nennt die Ideologie «Identitätssynthese».

Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit

Eine strategische Initiative des Programms ist die Etablierung der «inklusiven» Sprache. Diese will die Repräsentation der Gesellschaft verbessern, indem sie allen Teilen eine gleichgestellte und respektvolle Sichtbarkeit verleiht. Sie entspringt der poststrukturalistischen Idee, dass die Sprache unser Denken präge, was wiederum Auswirkungen auf das Handeln zeitigt. Asylanten wurden zu Asylbewerbern, später zu Flüchtlingen und aktuell zu Geflüchteten. Die Kodierung über die Hautfarbe stellte den Bezug zur Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit her. Schwarz zu sein, definierte nicht nur die Ethnizität, sondern eine soziale Kategorie. People of Color (PoC) umfasste fortan alle Gruppen, die Rassismus ausgesetzt sind und die, folgt man der identitätspolitischen Argumentation, per Definition selbst nicht rassistisch

sein können. «PoC» wurde alsbald abgelöst durch «BIPoC», damit *black* und *indigenous* Menschen egalitär zu den People of Color gestellt werden. Gleiches gilt für den ehemaligen Begriff «LGBT», der *lesbian*, *gay*, *bisexual* und *transgender* umfasste und mit der Ergänzung LGBTQI+ auf *queer*, *intersexual* und durch das Plus mit allen weiteren Zugehörigkeiten wie Asexuelle, Demisexuelle, Pansexuelle und so weiter expandiert wurde.

Die optimistische Betrachtung der Identitätsideologie sagt, dass gesellschaftliche Umwälzungen (also Revolutionen) dann stattfinden, wenn Reformen bereits im Gange sind. Mit dem «Tocqueville-Paradoxon» hat die Soziologie dafür einen Begriff geschaffen: Der Abbau sozialer Ungerechtigkeit erhöht die Sensibilität für weitere Ungerechtigkeiten. Dies bedeutet, dass die Welt tatsächlich gerechter geworden ist, sonst könnte sich die Identitätsideologie nicht entfalten.

Die pessimistische Sicht: Begriffe und Zuschreibungen haben einen Effekt, das lässt sich nicht leugnen. Untersuchungen zeigen, dass sich signifikant mehr Frauen auf eine Stelle bewerben, wenn per Ausschreibung neben «Polizisten» auch «Polizistinnen» gesucht werden. Aber Menschen ändern ihre moralische Einstellung nicht, wenn man Wörter austauscht. Die Gleichstellung von Männern und Frauen

wurde noch nicht erreicht, nur weil die gängige Ansprache beider Geschlechter heute Common Sense ist. «Schwul» und «behindert» gilt in weiten Kreisen nach wie vor als pejorativ, non-binäre und Transmenschen sind mit Hass konfrontiert. Nicht die Begriffe sind gefährlich, sondern der gedankliche Deutungsrahmen. Etwa wenn die Hamas nicht als fundamentalistische Terrororganisation gedeutet wird, deren Mitglieder Kinder töten und Enthauptungen mit Küchenmessern vollziehen, sondern als People of Color und als Teil der linken, anti-imperialistischen und antikolonialistischen Widerstandsbewegung gelten.

Das Problem der inklusiven Sprache ist, dass sie eine Sackgasse darstellt. Denn sie ist das Gegenteil von inklusiv. Das Vokabular ist für all jene kaum zu verinnerlichen, die nicht Bildungskapital in Form eines akademischen Abschlusses oder soziales Kapital in Form eines Zugangs zur urbanen, kreativen Klasse besitzen. Mit anderen Worten: Sie ist elitär, weil sie die Mehrheit marginalisiert, die nicht zur herrschenden Klasse der Bildungselite gehört.

Treue zur Familie, zum Clan, zur Ethnie

Volker Seitz

Zeinab Badawi: Eine afrikanische Geschichte Afrikas. Piper. 512 S., Fr. 38.90

Der im Sudan geborenen Britin Zeinab Badawi ist ein beeindruckendes Werk gelungen. In sieben Jahren hat sie mehr als dreissig afrikanische Länder besucht und historische Fakten und Erkenntnisse zusammengetragen. Badawi stellt den etablierten westlichen Blick auf den Kontinent in Frage, da nach ihrer Meinung die afrikanische Perspektive meist ausgeblendet wurde oder gar nicht bekannt war.

In den meisten afrikanischen Kulturen würden nicht Individuen Anspruch auf Wissen erheben. Dieses sei vielmehr gemeinschaftlich verteilt, weshalb es so schwierig sei, die Herkunft von den von Geschichtenerzählern (Griots) weitergegebenen Informationen zu ermitteln. Die Griot-Tradition besteht noch heute, und diese Bewahrer der mündlichen Kultur sind wichtige Quellen für die afrikanische Geschichte.

Der reichste Mensch aller Zeiten

Badawi beschreibt nicht nur die teilweise glanzvolle Vergangenheit einiger Kulturen und Gesellschaften, sondern auch ihre trostlose Gegenwart. Ich freue mich über ihre Zuversicht, dass künftig die junge Generation sich weniger an ethnische Zugehörigkeit gebunden fühlen wird als ihre Vorfahren.

Noch immer leben in Afrika mehr Menschen in Armut als im gesamten Rest der Welt. Jahrzehntelange Misswirtschaft und unzureichende Staatsführung haben den Kontinent ausgebremst. Afrikanische Staatschefs können sich bislang nur über Jahrzehnte halten, weil die ethnische Zugehörigkeit im Zweifelsfall über demokratische Spielregeln obsiegt.

Loyal ist man immer noch nicht gegenüber der Nation. Treue gebührt der Familie, dem Clan und der Ethnie. Die Solidarität gilt – wie

Jahrzehntelange Misswirtschaft und unzureichende Staatsführung haben den Kontinent ausgebremst.

ich es in allen afrikanischen Ländern erlebt habe – nur dem Beziehungsgeflecht. Stefan Mair, der Vorsitzende der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin, sagt: «In manchen Staaten schienen Wahlen einer ethnischen Volkszählung zu gleichen.» Das Stimmenthalten sei immer noch stark identitätspolitisch geprägt, man belohne oder bestrafe an der Wahlurne nicht Parteien und Politiker nach individuellem Gutdünken, sondern drücke seine Identität aus, seine Zugehörigkeit zur Volksgruppe. In Südafrika wählten im Mai 2024 Zulus zu einem hohen Anteil die neue Partei des früheren Präsidenten Jacob Zuma, den die Regierungspartei ANC vor sechs Jahren nach Korruptionsskandalen aus der Partei gedrängt hatte.

Bestätigen kann ich die Beobachtung der Autorin, dass die Feindschaft zwischen Muslimen und Christen (zum Beispiel in Mali und Nigeria) ein relativ neues Phänomen ist. Religionen lebten in ganz Afrika lange friedlich zusammen, und religionsübergreifende Ehen waren und sind bis heute nicht ungewöhnlich. Zur glanzvollen Vergangenheit gehören die drei grossen westafrikanischen Reiche: Ghana

(ca. 600–1235), Mali (1235 bis ca. 1430) und Songhai (1435–1592). Sie waren zu ihrer Zeit in internationale Handelsfinanzsysteme eingebunden. Mansa Musa I., der König des Mali-Reiches im 14. Jahrhundert, gilt als der reichste Mensch, der je gelebt hat. Sein Vermögen wird umgerechnet auf heute auf 400 Milliarden US-Dollar geschätzt.

Zeinab Badawi beklagt, dass eine öffentliche Debatte über die Wiedergutmachung der Sklaverei, wie sie in Europa und Nordamerika geführt wird, in arabischen Staaten weiterhin verweigert wird. Die Araber würden ihren umfangreichen und lang andauernden Sklavenhandel leugnen. Aufgearbeitet werden müsse auch, dass afrikanische Landsleute in den Sklavenhandel involviert waren. Ich entsinne mich, dass der frühere Staatspräsident Nicéphore Dieudonné Soglo während meiner Zeit in Benin Reparationen von westlichen Staaten für den Sklavenhandel fordern wollte. Als ihn ein beninischer Historiker darauf hinwies, dass seine Vorfahren Nutzniesser dieses Handels waren, wurde die Forderung nicht weiter erhoben.

Selbstverständliche Sklaverei

Sklaverei war in vielen afrikanischen Kulturen selbstverständlich – ganze Reiche im Inneren Afrikas profitierten wirtschaftlich stark von der Jagd auf Menschen und vom Handel mit ihnen. Einige Stammeskriege wurden mit dem ausdrücklichen Ziel geführt, die Händler mit Sklaven zu versorgen. Monströs fand ich in diesem Zusammenhang Badawis Wiedergabe einer angeblich in Afrika häufig vertretenen Meinung: «Es ist erträglicher und akzeptabler, wenn Menschen derselben Hautfarbe einander versklaven. Es ist weniger sichtbar, weniger greifbar, und es beruht nicht auf Rassismus.»

Ob die Unglücklichen erleichtert waren, dass sie von Landsleuten und nicht von Fremden zwangsverschleppt wurden?



Glanzvolle Vergangenheit, trostlose Gegenwart.

Neues vom Schlitzer

Pascal Morché

Rainald Goetz: *Wrong*.
Edition Suhrkamp. 367 S., Fr. 36.90

Am Anfang war die Bluttat: 1983, beim Ingeborg-Bachmann-Lesewettbewerb war es, da schlitzte sich Rainald Goetz die Stirn fachmännisch auf (Goetz ist promovierter Mediziner), und das Blut troff. Es trieft noch immer. Es ist die Amfortas-PR-Wunde, die nie sich schließen wird. So viel Extremismus damals! So viel Wut! So viel Kraft und Furor! Wer bieder und artig zwei Jahre zuvor am selben Ort gelesen hatte und sich von der hohen Jury und dem noch höheren Reich-Ranicki schulmeistern liess (wie der Autor dieser Zeilen), der wusste: So muss man's machen in Klagenfurt, so muss man starten in den deutschen Literaturbetrieb.

Und Rainald Goetz enttäuschte nicht, einerseits: Der Roman «Irre» schwamm sofort erfolgreich auf dem Blut von Klagenfurt; und dann? Dann aber enttäuschte Goetz andererseits eben

Goetz ist ein Solitär der deutschen Literatur, wahrscheinlich sogar ihr kraftvollster.

doch: Er lebte sich nicht zu Tode in kurzer Zeit; er starb nicht an seinem Extremismus, an Wut, an seiner Kraft und dem Furor, keinen Amy-Winehouse-Kurt-Cobain-Jim-Morrison-Tod,



wie man eigentlich nach dem Auftakt erwarten konnte. Nein, Rainald Goetz zog von München nach Berlin mit der Begründung: «Ich muss ein paar Prolos sehen, wenn ich morgens aus der Haustür trete.» Na, so was!

Alles zu Recht, alles verdient

So lebte er nun weiter und also dort, wo das Leben schön intensiv ist, wo die Technobeats verlässlich hämmern, Westbam auflegt und die Rave-Kultur blüht. Nur in Berlin konnte Goetz seine «innere Hysterieenergie» pflegen, hier schreibt er sein Schreien und schreit er sein Schreiben hinaus: «Rave», das Internet-Tagebuch «Abfall für alle», die Suada «Loslabern», den Roman «Johann Holthrop». Er ist längst etabliert und arrivierte im Literaturbetrieb. Höhepunkt: Büchnerpreis 2015, Bundesverdienstkreuz 2018. Alles zu Recht, alles verdient, denn dieser hypersensible, hochintelligente, un- gemein belesene und lesende, vor allem aber (bildungs-)bürgerlich geerdete Rainald Goetz

ist ein Einzelgänger, ein Solitär der deutschen Literatur, wahrscheinlich sogar ihr kraftvollster (dass im Zusammenhang mit ihm nie der Name Rolf Dieter Brinkmann fällt, verwundert).

Rainald Goetz gehört eben nicht zu den Kracht-Stuckrad-Barre-Biller-Popautorentypen, die den Zeitgeist surfen, gegen ihre eigene Trivialität anschreiben – und dabei meist nur schicken Kitsch produzieren. Dass Rainald Goetz gerade siebzig Jahre alt geworden ist, mag man kaum glauben (aber Madonna ist ja auch schon 65). «Das Alter wird zur grossen, nebenher zu bewältigenden Lebensaufgabe», so Goetz. Ebenfalls «nebenher» zum runden Geburtstag bringt der Suhrkamp-Verlag zwei neue Bücher seines ewig jungen Autors heraus: «Lapidarium» enthält Theaterstücke, kryptisch in Form und Inhalt. Das Buch «Wrong» hingegen versammelt nichts Neues vom ehemaligen Klagenfurter Schlitzer, sondern Reden, Tagebuchnotizen, Interviews der vergangenen zwanzig Jahre. «Textaktionen» oder, wie der Autor diesem Sammelsurium aus Literaturszeneklatsch und Abendlandbildung voranstellt, «ein huschendes Schreiben / ein flatterndes Denken». Das flatternde Denken kreist huschend und mit unglaublicher Egozentrik um das «Schreiben an sich» – ganz in der doppelten Bedeutung dieser drei Worte.

Man erfährt viel über Rainald Goetz und über sein und das Schreiben: «Ich bin Solist, das Politische lebt aber von der Kollektivität»; oder: «Wenn das Gefühl stimmt, stimmen auch die Worte. Schreiben ist Atmen»; oder: «Ohne Risiko entsteht kein schönes Werk der Nichtanfänglichkeit.» Irgendwann nervt's und ist nur noch kandel, wenn auch hübsch kandel. Sein Kommentar zu Christian Krachts Selbstdarstellung auf Instagram: «Glanzüberglänzte optische Exquisitheitsexhibition».

Der Unterschied zwischen Schriftstellerei und Journalismus, zwischen Literatur und Gebrauchstext, diese vollkommen verschiedenen (Schreib-)Welten faszinieren Goetz. Mit der Journaille hat er immer geflirtet: *Süddeutsche Zeitung*, *Spiegel*, Mathias Döpfner, Condé Nast, *Vanity Fair*, der «ratgeberhafte Gefühlsschwachsinn» der *Zeit* – nichts entgeht ihm. Sosehr ihn aber diese Wirklichkeitsverhackstücke in den Redaktionen auch interessieren, sosehr stossen sie ihn doch auch ab, denn: «Ratlosigkeit gibt es nicht im Journalismus.» Ganz im Gegensatz zur Literatur, zur Kunst, zu ihm. Dass seine Berliner Welt nicht nur aus Journalisten und Autoren zwischen «Café Einstein» und «Grill Royal» besteht, das lässt man ihn dann auch in einer Autowerkstatt bitter fühlen. Hier wittert Rainald Goetz, dass der Mechaniker ihm mit der überteuerten Rechnung einen «Nichtproletarieraufschlag» aufbrummt. Eine «Implizitmitteilung», die ihm zeigt, dass er ein «Gehobeneitsdepp» ist. Da möcht' er einem fast leidtun.



Kraft und Furor: Autor Goetz, 1983.



Trockener Humor: Autor Horowitz.

Kritiker leben gefährlich

Daniel Weber

Anthony Horowitz: Mord stand nicht im Drehbuch. Insel. 327 S., Fr. 35.90

Dies ist der vierte Krimi in der Reihe, in der Anthony Horowitz als Ich-Erzähler namens Anthony Horowitz auftritt. Ein so erfolgreicher Autor wie der richtige Horowitz ist jener im Buch allerdings nicht. Anthony Horowitz ist ein augenzwinkerndes Selbstporträt des Autors, der zu den produktivsten und vielseitigsten britischen Schriftstellern gehört und auch für Film, Fernsehen und Theater tätig ist.

Der erfundene Anthony Horowitz wird von seiner Agentin und seinem Verlag genötigt, *true crime*-Romane zu schreiben, für die er den brillanten, aber verschlossenen Privatdetektiv Daniel Hawthorne begleitet. Eigentlich stolpert er ihm eher hinterher, denn Hawthorne ist ihm grundsätzlich um mehrere Nasenlängen voraus, wenn es um die Aufklärung des Verbrechens geht. Aber jetzt hat Horowitz

«Wenn ich einer der Geschworenen gewesen wäre, hätte ich mich auch für schuldig gehalten, glaube ich.»

genug. Im ersten Satz des Buches kündigt er die Vereinbarung für ein viertes Buch über Hawthorne auf. Im Moment zählt nämlich nur sein Theaterstück «Mindgame» (das der «richtige» Horowitz 1999 schrieb). Er fie-

bert der Premiere in London entgegen, weil er sich den Durchbruch als Dramatiker erhofft.

Aber natürlich kommt es ganz anders. «Trotz allem, was ich gerade geschrieben habe, ist ja offensichtlich, dass es tatsächlich noch einen Mord gegeben hat und ich darüber geschrieben habe, sonst gäbe es dieses Buch nicht, das Sie in Händen halten.» Was in der Folge geschieht, ist haarsträubend. Nach der Premierenfeier treffen sich alle Beteiligten im Aufenthaltsraum im Theater: die Schauspieler, der Regisseur, der Produzent mit seiner Assistentin und der Autor Horowitz. Als um Mitternacht die erste Rezension online erscheint, sind sie wie vor den Kopf geschlagen: Harriet Throsby, die einflussreichste Kritikerin der Stadt, hat einen vernichtenden Verriss geschrieben, triefend vor Bösartigkeit gegenüber dem Autor, dem Regisseur und den Schauspielern.

Am nächsten Tag bekommt Horowitz Besuch von der Polizei. Harriet Throsby ist in ihrem Haus ermordet worden, und der Hauptverdächtige ist – Anthony Horowitz. Auf dem Dolch, mit dem die Frau erstochen wurde, sind seine Fingerabdrücke, und auf der Leiche wurde ein Haar mit seiner DNA gefunden. «Wenn ich einer der Geschworenen gewesen wäre, hätte ich mich auch für schuldig gehalten, glaube ich.» Wer will und kann Horowitz derart perfide einen Mord in die Schuhe schieben? Hilfe kann nur von Hawthorne kommen. In einem Wettlauf mit der Zeit geht der Privatdetektiv Spuren und Motiven nach, im Schlepptau Horowitz, dem es mit Hawthorne geht wie gewohnt: «Wir hatten zwar eine Menge herausgefunden, aber mir war nicht klar, wie mir das helfen sollte.» Am Schluss wird er ebenso überrascht sein wie die Leser.

Messerscharf aufgeklärt

Horowitz' Krimis sind nicht nur spannend, sie bieten mit ihrem trockenen Humor zugleich beste Unterhaltung. Der dritte Horowitz/Hawthorne-Krimi war auch eine beissende Satire auf das Verlagswesen und den Literaturbetrieb. Diesmal knöpft sich Horowitz das Theater vor. Er nimmt die Leser mit hinter die Kulissen, in die schäbige Atmosphäre der Korridore und Garderoben, zu den Theaterleuten mit ihren Eitelkeiten und Neurosen.

Da nimmt man gern den «altmodischen» Schluss in Kauf, wenn wie bei Agatha Christie alle neun Verdächtigen auf der Theaterbühne versammelt sind und Hawthorne das Verbrechen messerscharf aufklärt. Und nicht zuletzt erfährt man erleichtert, dass Horowitz einwilligt, bei weiteren Hawthorne-Fällen als Erzähler an Bord zu sein.



Die Bibel

Treffende Risikoabwägung

Nie werde ich wieder die Erde verachten um des Menschen willen. [...] Und nie werde ich wieder schlagen, was da lebt, wie ich getan habe (Genesis 8, 21). – Diese Worte sprach Gott «bei sich selbst» nach der Sintflut. Er war über sein eigenes Weltgericht unglücklich und gab den Menschen trotz ihrer Bosheit die Verheissung, sie inskünftig zu verschonen. Vermutlich war tatsächlich eine Flutkatastrophe geschehen, welche die Menschen über Generationen erzählten und als Gnadenerweis Gottes deuteten. Schon im früheren Phanerozoikum, lange ehe es Menschen gab, wurde die Erde fünfmal von katastrophalen Grossereignissen heimgesucht, bei denen jeweils zwischen 50 und 90 Prozent aller Arten ausstarben. Die Naturereignisse in historischer Zeit sind daneben wie Vogelschisse. Die Corona-Welle war Normalität, und auch von der Klimaerwärmung ist nichts Schlimmes zu befürchten.

Viel gefährlicher als ein kleines Virus und als die grossen Luftströmungen sind die Behauptungen der Behörden, sie könnten die Menschen davor schützen und müssten deshalb Freiheiten einschränken. Kein Diktator hat je gesagt: Liebe Mitbürger, ich werde euch unterdrücken, und zu diesem Zweck vergrössern wir die Geheimpolizei und errichten Konzentrationslager. Alle wollten angeblich immer die Menschen schützen. Kriege, Diktaturen und politisch bedingte Hungersnöte hinterliessen seit dem Jahr 1900 mindestens 200 Millionen Tote. Naturkatastrophen im gleichen Zeitraum forderten rund acht Millionen Todesopfer, von denen aber viele an Nachlässigkeiten bei der Prävention starben. Man denke etwa an die Gebäude in Erdbebengebieten. Covid und Klima sind harmlos im Vergleich zu dem, was staatliche Machthaber anrichten können. Die Zusage Gottes ist viel näher bei der Wirklichkeit als die Panikmache, mit der man den Freiheitsentzug rechtfertigt.

Peter Ruch

Schrecken und Freuden

Seit 1924 wird Calderóns «Welttheater» in Einsiedeln gespielt. Nun hat sich Lukas Bärfuss dem Stoff angenommen. Schade.

Rolf Hürzeler

Welttheater Einsiedeln: Freilichttheater vor der Klosterkirche Einsiedeln. Informationen unter Welttheatereinsiedeln.ch. Bis 7. September

Sie wollen nicht spielen, sie haben die Nase gestrichen voll. «Der König» mag ohne Untertanen nicht mehr mitmachen. Auch «die Weisheit» hat genug, und «der Schönheit» ist die Lust am Drama vergangen. Sie waren einst die tragenden Figuren im «Grossen Welttheater» des spanischen Dichters Pedro Calderón de la Barca auf dem Klosterplatz von Einsiedeln. Nun übernehmen zwei Kinder das Zepter, um es auf die Bühne zu bringen.

Der Berner Autor Lukas Bärfuss hat das barocke Mysterienspiel vom Himmel auf die Erde geholt. Keine höhere Macht leitet das Geschehen mehr, sondern die Menschen bestimmen ihr Schicksal selbst. Ganz im Sinn von Immanuel Kant muss Gott nicht mehr auf Erden eingreifen, die Menschen sorgen selbst für ihr Unglück. So wandelt sich die Strippenzieherin Emanuela vom unschuldigen Kind zur machtbesessenen Despotin und schliesslich zur Greisin. Vielleicht erinnert ihr Name ja nicht zufällig an den Philosophen.



Zur Einstimmung sitze ich vor der Aufführung in der Klosterkirche und suche an diesem für die Katholiken gesegneten Ort trotz Kant und Bärfuss nach Gottesspuren. Doch selbst hier ist das Profane allgegenwärtig. Eine kleine asiatische Reisegruppe steht fassungslos vor dem barocken Reichtum. Einzelne zücken verstohlen das Mobiltelefon, um entgegen dem Fotoverbot ein paar Bilder dieser opulenten Pracht nach

«Einisch chunt d Sunne, einisch chunt d Pescht. Einisch am Bode, einisch dr Bescht.»

Hause zu schicken. Vor der Gnadenkapelle mit der schwarzen Madonna beten Gläubige den Rosenkranz für den Frieden in einem Land, das sich längst von Gott vergessen fühlt: Eine Ukrainerin bittet in ihrer Muttersprache um ein Ende des Krieges in ihrer Heimat und hofft auf die Gnade der höheren Macht.

Rosa-pinke Tops

Wie ich die Kirche verlasse, komme ich an einem Plakat vorbei. «Wir sind keine Schauspieler» steht in grossen Lettern zu lesen, darunter sind die 39 Einsiedler Klosterbrüder auf einem Gruppenbild zu sehen mit dem Satz: «Seit 1090 Jahren sind wir an diesem Ort für Gott da ...», sie wirken aber jünger. Die Gläubigen müssen mit der Affiche ihre Anwesenheit im säkularen Welttheater rechtfertigen.

Ich spaziere weiter zum Abteihof, wo der Chor gerade am Einsingen ist, genauer bei den Atemübungen unter der Regie einer versierten Leiterin. Die gesangliche Probe mit «Piii, pee, paa, poo ...» tönt erfolversprechend. Etwas ratlos lassen einen nur die rosa-pinken Tops der Sängerinnen und Sänger, die an deutsche Fussballspieler im aktuellen Sportgeschehen erinnern.

Auf dem Weg zurück zu den Zuschauertribünen komme ich an einem Kinderspielplatz vorbei. Einsiedler Bürger, spielbereit in ihrer Verkleidung, huschen wie Kobolde und Elfen vorbei. Nur ein mit Krücke bestückter



Krude Form von zeitgeistigem Feminismus?

Alter nimmt es gemächlich. Ist er so echt wie die Mönche oder doch eher ein Schauspieler, auf den seine mit Lumpen drapierte Verkleidung hindeutet? In Einsiedeln liegen Wirklichkeit und Fiktion in den Wochen des «Welttheaters» nahe beieinander.

Bestimmt echt sind die Halbwüchsigen, die sich auf diesem Spielplatz zum freitäglichen

Ausgang treffen. Das Geschehen rund um das «Welttheater» gleich daneben könnte ihnen nicht fern sein; ihr Welttheater ist ein anderes. Diesen lebensfrohen Jugendlichen sind Einsichten über Gott oder dessen aktuelle Abwesenheit auf Erden einerlei.

Verloren in Begierden

Tatsächlich dominieren die gesetzteren Jahrgänge im Publikum, das gerade zu den beiden mächtigen Tribünen strömt. Die Zuschauer kennen einander, begrüßen und Herzen sich. Die eine Hälfte der Bewohner von Einsiedeln und Umgebung macht beim Spiel mit, die an-

der eine Hälfte schaut zu. Vielleicht tauschen sie bei der nächsten Aufführung. Einerlei, manche sehen das Stück jedenfalls mehrmals, um ihre Angehörigen auf der Bühne zu unterstützen.

ist an die Stelle von Gott getreten, verfügt aber nur über beschränkte Macht. Die Kinder Emanuela und Pablo entreissen sie ihm und kommen so zu ihrem Auftritt auf der Weltbühne Klosterplatz. Leider bekommt dies Pablo im Verlauf des Abends denkbar schlecht. Denn Emanuela befördert ihn in ihrem Machtrausch geradewegs ins Jenseits – eine krude Form von zeitgeistigem Feminismus? Zumindest will Lukas Bärfuss sein Stück als «feministisch» verstanden haben, wie er in einer Dokumentation des Schweizer Fernsehens sagt.

Eine stringente Handlung ist in der Folge nicht auszumachen. Opulente Bilder reflek-

nimmt wirklich keine Rücksicht auf klerikale Befindlichkeiten im Barockkloster. Man kenne das alles, wie der Abt im Fernsehen tapfer sagt, Kindesmissbrauch in der Kirche ist allenthalben ein Thema.

Tatsächlich ist das Elend in unserem selbstbestimmten Dasein schier grenzenlos, schreibt Bärfuss im Programmheft: «Der heutige Mensch verliert sich in den Begierden, begibt sich in das Gefängnis jener, die behaupten, den Sinn des Lebens zu kennen. Oder er flüchtet vor dieser Herausforderung in das Vergessen, in den Zynismus, in den Materialismus, in den Rausch.»

Calderóns «Welttheater» in der neuzeitlichen Form hatte 1924 in Einsiedeln Premiere und wurde seither in unterschiedlichen Abständen aufgeführt. Das Stück ist ein unbestechlicher Spiegel der gesellschaftlichen Befindlichkeit. Zuerst orientierte es sich an christlich-kerikalen Wertvorstellungen. Im Jahr 1970 kam es zu einem ersten Konflikt, weil junge Schauspieler die Inszenierung für altbacken hielten. Später scheiterte der legendäre Regisseur Werner Düggelin mit seinen Vorstellungen eines Volkstheaters. Heute ist in der gottlosen Beliebigkeit alles möglich, und niemand regt sich auf.

Lust am Leben

Auf all den Schrecken folgt indes – Glück für das Publikum – immer wieder Gefälliges, meist gespielt von Kindern. So ergibt sich ein unterhaltsamer Reigen aus Schrecken und Freuden. «Einisch chunt d Sunne, einisch chunt d Pescht. Einisch am Bode, einisch dr Bescht – ja, so geits i däm schöne Wälttheater», singt der unterdessen gut eingetübte Chor in einem Ohrwurm.

Die Stärke dieser Inszenierung liegt in den perfekten choreografischen Aufzügen mit all den Einsiedler Laiendarstellern. Hier ist Lust am Leben spürbar, Spielfreude herrscht allent-

Einsiedler Bürger, spielbereit in ihrer Verkleidung, huschen wie Kobolde und Elfen vorbei.

halben. Dazu gehören eine Reihe witziger Einfälle, etwa eine Heuschrecke in Sauriergrösse, die ihre Aufwartung macht. Oder ein weisses Rössli höselet über die Bühne, als suche es verzweifelt einen Heuhaufen, der nirgends zu sehen ist.

Nach und nach dunkelt der Klosterplatz ein, die Nacht legt sich über die Einsiedler Welt. Eine weisse Kugel leuchtet über dem Klosterplatz – ist es die Welt oder ein Vollmond? Was auch immer, das Licht scheint versöhnlich auf die Erde, auf dass das Geschehen doch noch ein gutes Ende nehmen möge. Das Publikum verdankt es mit einem langen, rhythmischen Applaus, als sich das Ensemble zu einem letzten Aufzug versammelt.



«Welttheater» in Einsiedeln 2024.

tere Hälfte schaut zu. Vielleicht tauschen sie bei der nächsten Aufführung. Einerlei, manche sehen das Stück jedenfalls mehrmals, um ihre Angehörigen auf der Bühne zu unterstützen.

Dann geht es los mit der Verweigerungsszene von Calderóns «König» und dessen resignierten Kumpanen. Der Spielleiter, «der Autor», sagt die Vorstellung kurzerhand entnervt ab. Er

tieren vielmehr das mitunter schreckliche Geschehen in den menschlichen Niederungen: Bauern mühen sich auf einem Acker ab. Oder es kommt zu einem martialischen Auftritt einer Soldateska mit wehenden roten Fahnen, die das Volk einschüchtern. Dann wiederum verschachern Mütter ihre Mädchen als Prostituierte, um zu überleben. Diese Inszenierung



„Na, wenigstens hat man so ein klitzekleines Urlaubsgefühl...“

Fernsehen

Auf Gebührenmission

Stefan Millius

Schweiz - Deutschland: Fussball-EM. SRF 2. 23. Juni

Ob es nun 335, 300 oder nur noch 200 Franken sind: Ich schlage die jährliche SRG-Gebühr einfach nicht heraus. Was Landfrauen kochen, interessiert mich nicht. Die Prominenz in «Glanz & Gloria» kenne ich nicht. Die Erkenntnisse der «Tagesschau» am Abend habe ich bereits tagsüber online gelesen. Ich bin ein schlechter unfreiwilliger Kunde. Die EM bietet die Chance, einen grossen Brocken der Zwangsgebühr zu amortisieren. Ein Sportanlass dieser Grösse ist teuer. Also führe ich mir erstmals seit vielen Jahren ein Fussballspiel am Bildschirm zu Gemüte. Mit so wenig Ahnung und so viel Meinung wie die meisten Zuschauer.

Es hat sich nichts geändert. Rainer Maria Salzgeber palavert sich mit seinem Experten, dem Ex-Spieler Benjamin Huggel, durch die spielfreien Minuten. Sascha Ruefer wird seinem Namen gerecht und erweckt beim Schweizer Treffer Tote zum Leben. Tut sich auf dem Rasen nichts, schwenkt die Kamera zu rotweiss geschminkten Gesichtern auf den Rängen. Murat Yakin macht sich an der Seitenlinie Notizen, als würde er gerade die Invasion in der Normandie planen. Und auf dem Feld bleiben sie nach jedem imaginären Hautkontakt schmerzgeplagt liegen.

Neunzig Minuten von Vorsicht geprägtes Hin und Her der Kugel, Fachgeplauder über das, was jeder gerade selbst gesehen hat, und 22 Fussballer, die neben ihrer Karriere erstaunlich viel Zeit finden für das Hairstyling: Ich habe all das jetzt wieder gesehen für ein paar Jahre. Ob es das Geld wert war, ist nicht die Frage. Bezahlen muss ich sowieso.

Kunst

Inhalt und Form

Mark van Huissing

Thomas Haemmerli, Brigitte Ulmer: Kreis! Quadrat! Progress! Zürichs konkrete Avantgarde. Max Bill, Camille Graeser, Verena Loewensberg, Richard Paul Lohse und ihr Umfeld. Scheidegger & Spiess. 336 S., Fr. 53.90

Das strenge Urteil zuerst: «Kreis! Quadrat! Progress! Zürichs konkrete Avantgarde. Max Bill, Camille Graeser, Verena Loewensberg, Richard Paul Lohse und ihr Umfeld», der Titel und der Untertitel holen wahrscheinlich nicht viele Leserinnen und Leser in den neuen Bildband von Thomas Haemmerli und Brigitte Ulmer (trotz dreier Ausrufzeichen). Womit nicht behauptet werden soll, keiner werde es kaufen. Schliesslich ist das Buch schön gemacht, wie zu erwarten vom Verlag Scheidegger & Spiess, und sieht gescheit aus auf dem *coffee table*. Schade trotzdem – denn im Unterschied zu vielen Kunstbüchern ist es nicht bloss sehens-, sondern auch lesenswert.

Der Grund: Haemmerli (mit dem ich befreundet bin) sowie Ulmer, von Haus aus Journalisten, die sowohl kundig sind in der Kunstgeschichte als auch im -betrieb, erkennen Geschichten und können diese erzählen. Das

Kein Katalog, keine Monografie oder ähnliches, sondern eine Sammlung von Künstlerporträts.

Ergebnis ist kein Katalog, keine Monografie oder Ähnliches, sondern eine Sammlung von Künstlerporträts aus der Hand der beiden sowie Essays und Betrachtungen weiterer Autoren über die wichtige Zürcher Bewegung und ihre interessantesten Beteiligten.

Im «Quadrätliclub»

Die konkrete Kunst, bei der es seit ihren Anfängen vor über hundert Jahren darum geht, keine Abbilder natürlich vorkommender Formen wiederzugeben, ist eine der zwei in Zürich hervorgebrachten Stilrichtungen von Weltbedeutung, schreibt Andreas Durisch, Präsident der Stiftung für konstruktive, konkrete und konzeptuelle Kunst (sowie ehemaliger Journalist) in seinem Grusswort.

Weniger oft gehört dagegen habe ich bisher, dass die andere stilprägende Zürcher Bewegung, Dada, so gegensätzlich gar nicht war: Im Kapitel «Eine kurze Geschichte der Zürcher Konkreten» zeigt Haemmerli auf, weshalb die beiden Schulen nicht ganz leicht

auseinanderzuidividieren sind. Und wie der «Quadrätliclub» – so werden die Urheber der streng geometrisch anmutenden Malerei «liebvoll-sarkastisch» (Dorothea Strauss, eine Kuratorin) genannt – an der Limmat entstand.

Haemmerli holt dafür weit aus, beginnt bei der industriellen Revolution in England im 19. Jahrhundert, nimmt dann einen belgischen Jugendstilmalers ins Boot, bezieht Malewitschs schwarzes Quadrat plus die russische Avantgarde ein, den Konstruktivismus, das Bauhaus, Walter Gropius, Le Corbusier – und trifft schliesslich ins Zürcher Ziel, kommt an bei den angepriesenen Hauptdarstellern. Er begrüsst zudem ihre Partner und ihr Gefolge, so dass das Bild ein umfassendes wird.

Einverstanden, auch das alles ist nicht völlig ungehört, Kenner und Kennerinnen wussten es bereits. Doch für die restlichen, sagen wir, 99,8 Prozent des Publikums ist die Verortung lehrreich sowie zielführend. Zudem, trotz teilweise schwerer Ausgangslage, etwa der Jahre zwischen 1933 und 1945, immer launig und leicht erzählt, wie man, oder jedenfalls ich, es zuvor noch kaum dargereicht bekommen hat. Ferner gibt es im Band Anekdoten und Er-



Geometrisch: Verena Loewensberg, ohne Titel.



Formalistisch: Verena Loewensberg, ohne Titel.

innerungen, die lokale Leser zu schätzen wissen – etwa die des Künstlers Peter Fischli über seine Kindheit in einem der ersten Flachdachhäuser der Schweiz, in Meilen, gebaut von seinem Vater Hans Fischli, dem Bauhaus-Schüler und späteren Direktor der Kunstgewerbeschule Zürich.

«Das Buch ist eine Wucht, ich bin begeistert», sagt Andreas Ritter, den man als Kenner beschreiben darf, er ist im Rat der Trägerstiftung des Hauses Konstruktiv, des Museums für konstruktive, konkrete und kon-

Martin Heller erkannte im Konkreten «harmoniesüchtige Langeweile».

zeptionelle Kunst in Zürich. (Merkwürdig, dass genau diese Institution, die sich ausschliesslich dem Gebiet und seinen Künstlern widmet, im sonst umfassenden Buch nur am Rand vorkommt.)

Davon abgesehen ist der Band eine, im übertragenen Sinn, breite Kirche, in der Gläubige und Ungläubige Platz finden. Darunter

Martin Heller, der 2021 verstorbene Kulturunternehmer, der in seinem (schon etwas älteren) Essay hart über die Säulenheiligen und ihr Werk schrieb – er erkannte im Konkreten «harmoniesüchtige Langeweile» beziehungsweise das «minutiös berechenbare Bild einer Kunst, die als Schweizer Staatskunst gelten darf und demzufolge auch Staatskünstler benötigt».

Steigender Marktwert

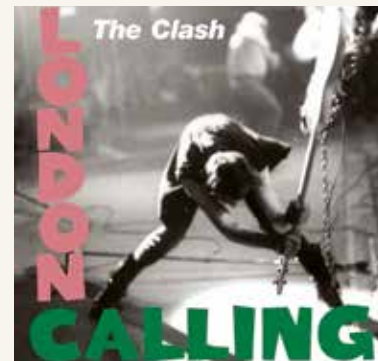
Ähnlichen Seltenheitswert wie Kritik am Objekt der Bewunderung hat die Einbeziehung des Marktwerts ebendieses (Geld gilt als schönede im Zusammenhang mit den schönen Künsten). Dirk Boll, heute Kadermann des Auktionshauses Christie's in London, früher in Zürich, erklärt, weshalb Werke von Bill, Graeser, Loewensberg und anderen noch bezahlbar sind (mehrheitlich liegen die Preise im fünfstelligen Bereich). Und, interessanter, in welche Richtung sie sich entwickeln dürften (nach oben; hier haben Sie's zuerst gelesen).

Das Buch, mit anderen Worten, macht dem Leser nicht bloss Spass und bildet ihn. Es macht sich zudem bezahlt.



Dynamisch-elegant: Max Bill, «Unendliche Schleife oder Kontinuität».

Songs für die Ewigkeit



The Clash: London Calling

Der U2-Gitarrist The Edge sagte einmal: «Tausende Garagenbands in ganz Irland und Grossbritannien sind nur wegen The Clash entstanden. Sie live zu sehen, war für U2 und viele andere aus unserer Generation ein Ereignis, das unser Leben verändert hat.»

Die Idee zu «London Calling» kam dem Clash-Frontmann Joe Strummer in einer Unterhaltung mit seiner damaligen Verlobten. Er war ein News-Junkie, der am Tag bis zu zehn Zeitungen verschlang. In jeder von ihnen wurde ein neuer Kriegsausbruch, die Überflutung Londons oder eine andere Katastrophe prophezeit. Der Liedtitel bezieht sich auf einen Satz, mit dem viele Sendungen des Radiosenders BBC World Service begannen und der so ins kulturelle Gedächtnis einging: «This is London calling.»

Ein Hauptanliegen des Punk bestand in der Rückbesinnung auf die Urkraft des Rock 'n' Roll – geprägt von Simplizität, geradlinigem Beat und prägnanten Hooklines. Gesang, Gitarre, Bass und Schlagzeug, basta. Es geht da um Vehemenz und Dringlichkeit ohne Schnickschnack.

Kennzeichnend für das Lied sind die staccatoartigen, aufpeitschenden Akkordanschläge der Gitarren. Diese unisono geschlagenen Gitarren, der pochende Bass und das wie Gewehrschüsse knallende Schlagzeug klinge, als würde die Band in die Schlacht marschieren, schrieb die Zeitschrift *Rolling Stone* und empfand die Atmosphäre als «besessen».

Das Musikvideo zu diesem Meilenstein der Rockmusik zeigt die Band, wie sie nachts auf einem Lastkahn auf der Themse im strömenden Regen abrockt.

Chris von Rohr



Nostalgischer Blick: Jodie Comer und Austin Butler.

Film

Sanft auf heißen Öfen

Wolfram Knorr

The Bikeriders (USA 2023) von Jeff Nichols. Mit Tom Hardy, Austin Butler, Jodie Comer, Mike Faist

Die Barfrau: «Hey, Johnny, what are you rebelling against?» (Gegen was rebellierst du?). Darauf Johnny, maulfaul hingemurmelt: «What've you got?» (Was bietest du an?). Johnnys Antwort wurde zum geflügelten Wort und der Kerl, der es rausmaulte, zum Star: Marlon Brando, jugendlicher Rebell in «The Wild One» (1953). Der Film über rivalisierende Biker-Gangs, die eine Kleinstadt in Angst und Schrecken versetzen, machte Furore, hauptsächlich wegen Brandos Outfit – Stiefel, Nieten-Lederjacke, Schirmkappe – und seiner Posen. «The Wild One» war der Startschuss für die Posterkultur und die Idealisierung der Motorradhorden. Auch wenn diese – wie die Hells Angels und andere – zu Mafia-ähnlichen Gangs mutierten.

Hollywood griff das prompt auf, was zu einer Flut von Biker-Filmen führte, von den B-Filmen aus der Roger-Corman-Schmiede bis zum legendären «Easy Rider» (1969), der mit

seiner melancholischen Suche nach Freiheit *New Hollywood* einläutete. Später, im Zug der Streaming-Kultur, folgte die sehr erfolgreiche Langzeit-Serie «Sons of Anarchy». Eigentlich sollte damit das Bedürfnis nach den harten Männern auf ihren heißen Öfen gestillt sein. Klar, in Dystopien wie «The Walking Dead» oder «Mad Max» sind die wüsten Krawall-Zweiräder auch präsent, aber ausschliesslich als Kampfmaschinen.

Verklärtes Freiheitsgefühl

Ist also das ganze Gewummer nicht aus und vorbei? Die Motorräder beim Schrotthändler, die Kluft im Trödeladen? Von wegen! Entweder berappelt sich die Szene gerade, oder der Autor und Regisseur Jeff Nichols widmet sich wieder einmal einem Aussichtslosigkeits-Thema. «The Bikeriders» lässt alles wieder

Statt Gas zu geben, gleitet «The Bikeriders» mit angezogener Bremse in die Vergangenheit.

aufsteigen, was über die Jahre in allen Varianten durchgenudelt worden ist: die Biker-Welt, ihre Gangs, Rüpeleien, Saufereien, Frauengeschichten, Rivalitäten, Brutalitäten und natürlich ihre knatternden Öfen. Aber so simpel darf's bei Nichols nicht sein. Es ist ein weh-

mütiger, nostalgischer Blick zurück – und genau das ist das Problem: Er verklärt ein Freiheitsgefühl, das schon bei Brando keines war. Statt einen Blick zurückzuwerfen im Zorn und noch mal richtig Gas zu geben, gleitet «The Bikeriders» mit angezogener Bremse in die Vergangenheit.

Johnny (Tom Hardy), der Anführer und Gründer der gefürchteten Chicagoer Vandals, hat einst noch als braver Truckfahrer im TV «The Wilde One» gesehen und darauf flugs seine bürgerliche Existenz aufgegeben. Im jungen Benny (Austin Butler, der in «Elvis» die Hauptrolle spielte) sieht er seinen Nachfolger, aber das wird zum Problem. Der Chicago Club war einst ein Zufluchtsort für Aussenseiter, doch im Lauf der Jahre ist er immer stärker unter kriminellen Einfluss geraten, und die Justiz ist ihm auf den Fersen.

Schöne Oberfläche

Kathy (Jodie Comer), die sich in den jungen Benny verknallte und seine Frau wurde, erzählt aus ihrer Perspektive die Geschichte des Klubs. Sie sei zwar mittendrin, sagte Nichols in einem Interview, aber als Frau eben auch wieder nicht. Deshalb habe er sie als Erzählerin gewählt. Schon recht, aber

die Kerle bleiben dominant. Nichols will ihre Brutalität zeigen, aber der rüde Darwinismus wird eben doch romantisiert: Was waren das trotz aller Niederträchtigkeiten noch für herrlich wilde Zeiten! Es gibt betörende Bilder – die Requisite lässt die Sechziger auferstehen –, fürs Auge ein kulinarisches Vergnügen.

Vorlage für Jeff Nichols war das gleichnamige Fotobuch von Danny Lyon aus dem Jahre 1968. Lyon begleitete die Aktivitäten des «Chicago Outlaws Motorcycle Club», hielt Persönlichkeiten und Geschichten in magischen Schwarzweissbildern fest. Es ist ein tolles Dokument, aber schon umflort vom Glanz der Verklärung. In Nichols' «The Bikeriders» gibt es diese Lyon nachempfundene Figur: Ihm erzählt Kathy die Geschichte. Was trotz allem wieder einmal erstaunt, ist die unnachahmlich lässige Fähigkeit, mit der Besetzung ein Biker-Ambiente herzustellen. Allen voran glänzen Jodie Comer, die in der gefeierten Serie «Killing Eve» die bizarre Mord-Lady verkörperte, die sich wie ein Dervisch durch Europa ballerte, und Austin Butler, der mit narzisstischer Inbrunst balzt und exakt den Jugendtypus der 1960er trifft.

Die ganze Machart von «The Bikeriders» ist tough, sie hat den rauen Charme und den rigorosen Zugriff des amerikanischen Entertainments. Patzige Dialoge in schwerverständlichem Slang, greller, kraftvoller Glamour. Nur bleibt alles schöne Oberfläche, Entertainment eben.

Serie

TV-Star alter Schule

Benjamin Bögli

The Rookie (USA 2018–2024) von Alexi Hawley
Mit Nathan Fillion u. a. 6 Staffeln
Abrufbar auf Netflix (4 Staffeln) und Sky

Von Preisen wird diese Serie nicht überschüttet, aber von Zuschauern überrannt. Seit ihrem Start vor sechs Jahren gehört «The Rookie» zu den beliebtesten Shows im Fernsehen und auf den Streaming-Portalen. «The Rookie» ist so etwas wie «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» mit Cops, eine Soap-Opera, in der Polizisten die Hauptrolle spielen – und das schon über hundert Folgen lang.

Die Ausgangslage: Der Bauarbeiter John Nolan (Nathan Fillion) beginnt nach der Trennung von seiner Frau ein neues Leben in Los Angeles, wo er Polizist wird. Mit 45 ist der «Rookie», der Neuling, um Jahrzehnte älter als seine Kolleginnen und Kollegen, die ebenfalls Polizeianfänger sind. Auch die meisten Vorgesetzten sind jünger als der frischgebackene Gesetzeshüter. Sein Mehr an Lebenserfahrung ist meistens hilfreich, manchmal steht es ihm jedoch im Weg, und er wird zur Zielscheibe von Sticheleien, die er souverän pariert. Grundsätzlich ist Nolan ein hervorragender Cop, ein Vorbild und integer bis aufs Blut. Einer, der ohne die albernen psychischen Macken auskommt, an denen der moderne Fernsehpolizist sonst landauf, landab zu leiden hat. Nolan ist eine Wohltat in der heutigen Krimilandschaft.

Charmant und wohlwollend

Abgesehen davon passt sich die Serie dem linksliberalen Zeitgeist wie ein Chamäleon an. Herrschten zu Beginn der Serie 2018 zumeist noch patriarchale Strukturen im Polizeidepartement, wimmelte es zuletzt nur noch so von weiblichen Chefs. Zudem ist jede und jeder unheimlich darauf bedacht, auf keinen Fall diskriminierende Formulierungen zu verwenden und ja niemandem verbal zu nahe zu treten:

Das LAPD ist ein Hort von Gutmenschen, *virtue signaling*, das Zurschaustellen der moralisch «richtigen» Werte, steht quasi auf dem Tagesbefehl, man wartet richtig darauf, bis der erste non-binäre Cop Streife fährt. Darüber, ob die Drehbuchautoren der Realität nacheifern oder eine vorauseilende politische Korrektheit pflegen, kann nur gerätselt werden. Mit Bestimmtheit erkennt man in «The Rookie» aber die Essenz des derzeitigen Hollywood-Mainstreams, was die vielzitierte Wokeness betrifft.

Im krassen Gegensatz dazu steht, wie leichtfertig die Polizisten zur Waffe greifen und einfach mal drauflosballern. Los Angeles befindet sich, so scheint es, in einem ständigen Kugelhagel. Vielleicht deutet das darauf hin, dass der

Das LAPD ist ein Hort von Gutmenschen, «virtue signaling» steht quasi auf dem Tagesbefehl.

amerikanischen westernhaften Härte die Stunde doch noch nicht geschlagen hat. Es wird wahn-sinnig viel scharf geschossen, gleichzeitig wird einem eine pralle Welt der Toleranz vorgespielt. Amerika ist voller Widersprüche – und sein Showgeschäft nach wie vor sehr unterhaltsam.

«The Rookie» ist verspielt und heiter, grundsätzlich gibt die Zuversicht den Ton an. Das Schauspielensemble macht einen putzigen Eindruck, und die Figuren sind mit bemerkenswerter Präzision gespielt. Der Einblick ins Cop-Milieu aus der Maulwurfperspektive der Rookies macht Spass. Die Plot-Ideen überzeugen mal mehr, mal weniger. Meistens lösen die Polizisten pro Folge einen Fall, es gibt aber auch reichlich spannende Geschichten, die über mehrere Teile erzählt werden, oder Bösewichte, die immer mal wieder auftauchen.

Getragen wird die Fastfood-Serie von Nathan Fillion. Ihm verdankt «The Rookie» wohl auch den Grosse Erfolg. Er ist ein sympathischer TV-Star alter Schule, wie sie in den siebziger und achtziger Jahren gross wurden. Bekannt vor allem aus der Serie «Castle», zeigt er hier, immer charmant und wohlwollend, wie man sich auch in der zweiten Lebenshälfte neu erfinden kann.



Polizeianfänger: Melissa O'Neil und Nathan Fillion.

Jazz

Kammerrock und Heimatklang

Peter Rüedi

Pago Libre & Sooon: FriendShip – Riffs Ahead!
Leo Records LR 942

John Wolf Brennan, Innerschweizer irischer Abstammung, ist das, was Amerikaner gelegentlich einen *renaissance man* nennen. Das meint keinen Retro-Nostalgiker, sondern die Vielfalt der Leidenschaften. Brennan ist nicht nur ein Jazzmusiker und Improvisator, er hat in seinem Leben ein beträchtliches Œuvre als Komponist geschaffen. Er hat eine starke Beziehung zu Literatur und Theater, auch zu bildender Kunst. Diese erstaunliche Vielseitigkeit ist allerdings auch sein Handicap. In der Kunst werden in der Regel Monomanen mit einem begrenzten Repertoire ernstgenommen und nicht, was man «Tausendsassa» oder abschätzig «Hansdampf in allen Gassen» nennt. Letzteres ist Brennan gewiss nicht. Aber er hat eine Neigung zum Konzeptionellen, zur Erklärung von Musik. Die führt dazu, dass man ob der Vielzahl seiner gutbegründeten Projekte gelegentlich vergisst, welch stupender Künstler er in deren Realisation ist.

Jüngstes Beispiel: die zweite CD eines Unternehmens, das er «FriendShip» nennt und das unter der Affiche «Riffs Ahead!» zwei Gruppen zusammenführt, in denen er das verbindende Glied ist: seine seit dreissig Jahren bestehende Band Pago Libre und das Trio Sooon mit der Sängerin Sonja Morgeneegg, auch sie eine Gratwanderin zwischen den Gattungen. «Riffs Ahead!» ist eine Querfahrt durch achtzehn Songs unterschiedlicher Herkunft. Zum einen das, was Brennan selbst «Kammerrock» nennt, Stücke von unter anderem Supertramp, Focus, King Crimson, Gentle Giant, fabelhaft auf das enorme Potenzial des Sextetts mit Morgeneegg, dem Geiger Florian Mayer, dem Hornisten Arkady Shilkloper, dem Bassisten Rätus Flisch, dem Perkussionisten Tony Majdalani und Brennan selbst verdichtet. Zum andern volksmusikalische Vorlagen, etwa die «oRIGInalfassung» (solche Scherze liebt Brennan) des «Rigilieds» oder eine hinreissende Version von «Lueget vo Bärge und Tal». Ein Titel von Mani Matter und drei schöne Eigenkompositionen. Erstaunlich, dass dabei kein beliebiges Quodlibet entsteht, sondern ein veritables Kontinuum, eine Folge von Brennans Arrangements für diese hochbesetzte Jazz-erfahrene Truppe – mit Shilklopers herz-ausreissendem Hornklang, Morgeneeggs strahlend natürlichem Sopran und grossartigen Arco-Passagen von Flischs Kontrabass im Besonderen. Die ganze Welt in achtzehn Songs. Wann macht «FriendShip» wieder die Leinen los?



Zurück ins Leben: Keith Richards in Montreux, 1976.



UNTERWEGS

Der schöne Untote

Alberto Venzago

Claude Nobs sieht das Chaos im Raum, die zerbrochenen Scherben des Glases, das verschüttete Panaché. Er kniet neben Keith, dessen lebloser Körper in einer grotesken Pose am Boden liegt. Claude tastet nach seinem Puls, fühlt aber nichts.

«Er ist tot,» wiederholt der Gründer des Montreux Jazz Festivals, mehr zu sich selbst als zu uns.

Keith liegt regungslos, sein Gesicht eine Maske des Friedens. Der Geruch des verschütteten Panachés erfüllt den Raum. Claude steht auf, wischt sich die Hände an seiner Hose ab und tritt einen Schritt zurück.

«Was sollen wir jetzt tun?», frage ich.

Claude sieht mich an und schüttelt den Kopf.

«Es ist vorbei. Keith ist weg.»

Eine bedrückende Stille legt sich über den Raum, Claude dreht sich um und geht zur Tür.

Als ob nichts geschehen wäre, öffnet Keith seine Augen und lacht wie ein Verrückter.

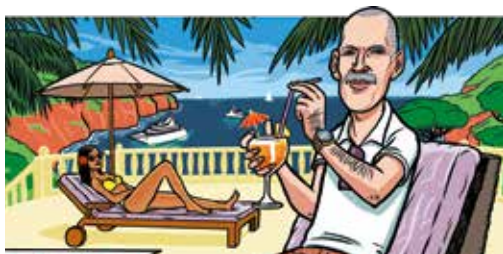
Eine halbe Stunde zuvor sassen wir noch zusammen und redeten über Fotos. Wahrheit oder Ästhetik, ein ewiges Thema. Keith lag auf der Couch mit Jim-Knopf-Mütze und dem obligaten Glimmstängel im Mund. Ich weiss nicht mehr genau, wo das Bild entstand. Irgendwo in Montreux am See unten. Es war in den Gründerjahren des Jazz-Festivals. Es dauerte damals unendliche drei Wochen.

Und ja, Keith. Faltenfrei. Noch unverbraucht. Zehn Jahre später bin ich mit den Stones auf Tournee. Da hat's ihn aber anders erwischt. Zugedröhnt wurde er mit Hilfe der Roadies auf die Bühne geschleppt. Und dann, wenn die Scheinwerfer aufdrehten und der Boden unter den schweren Bässen von Bill Wyman und dem Hämmern von Charlie Watts' Drums erzitterte, driftete er zurück ins Leben. Seine Riffs und licks wurden zum Markenzeichen des Rolling-Stones-Sounds.

Die Zeiten, in denen Drogen meine Wahrnehmung beeinflusst haben, sind endgültig vorbei. Heute betrachte ich das Bild und wundere mich, dass keine Schallplatte aufgelegt ist. Was macht die Handharmonika neben Keith? Er war damals heroinabhängig und geriet immer wieder in Konflikte mit dem Gesetz, 1979 war er clean von Heroin. Kokain, Aufputschmittel und *mucho* Alkohol ersetzten die Spritze.

Fünzig Jahre später sagt er, mehr zu sich selbst: «Zum Glück achtete ich immer auf die höchste Qualität der Drogen. Sonst hätte ich nicht überlebt.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Vatertag – was und wann ist das?

Mark van Huissing

Vor kurzem war Vatertag. Dabei handelt es sich um ein Brauchtum zu Ehren der Väter und der Vaterschaft. Je nach Land und Region wird er an unterschiedlichen Tagen gefeiert (hierzulande dieses Jahr am 2. Juni). Wenigstens ein Wikipedia-Autor weiss das. Und darüber hinaus? In meinem Fall auf jeden Fall ist nichts passiert – ich bin auf keine Artikel darüber in Schweizer Zeitungen oder Zeitschriften gestossen, habe keine Reklamen

Halloween, der Valentins- und sogar der Frauenstreiktag werden für berichterstattungswürdig befunden.

oder Rabattangebote in meiner E-Mail-Inbox vorgefunden, nicht mal mein Erstklässler-Sohn hat im Rahmen des Schulfachs TTG («Textiles und Technisches Gestalten») was für mich gebastelt, wie das zum Muttertag der Fall war (im Kindergarten zumindest).

Was Rückschlüsse zulässt: Ich bin nicht *father of the year*-Material, als Vater nicht herausragend also oder, strenger beurteilt, nicht mal wirklich wahrnehmbar. Und eine dicke Mehrheit von Unternehmen, die sonst keinen noch so dünnen Faden, an dem sich ein «Ehrentag» respektive eine Gelegenheit zum Mehrverkauf von Waren und Dienstleistungen festbinden lässt, vernachlässigt, hat den Anlass ebenfalls nicht bemerkt. Während etwa Halloween, der Valentins- oder sogar der Frauenstreiktag für bewirtschaftungs- beziehungsweise berichterstattungswürdig befunden werden. Wo, fragt man sich als Mann und Vater, sind die Teilzeit-

mitarbeiterinnen der Gleichstellungsbüros, wenn man sie braucht?

Folgende Frage ist berechtigt: Wie fand ich überhaupt heraus, dass Vatertag war? Die Antwort: Ich empfang eine Nachricht am 16. Juni mit Betreff «The ultimate dad rock playlist», Absender war The Amplifier, der Musik-Newsletter der *New York Times* (in Amerika fand der Ehrentag dann statt, und er wurde beworben sowie gefeiert, so sieht's aus). Die erwähnte Liederliste traf mich wie der sogenannte zweite Pfeil, darunter verstehen Buddhisten den Schmerz, den man sich selbst zufügt, nachdem einen jemand oder etwas verletzt hat. Ich meine «dad rock», wie das nur schon klingt – herablassend halt.

Und dann weist die Millennial-Musikkritikerin noch darauf hin, dass sie den Begriff zwar nicht als Beleidigung per se verstehe, obwohl es sich dabei um Musik von Bands handle, die einem Vater, auch bekannt als «alter Mann», gefallen (während ihr Geschmack viel zeitgemässer und cooler ist, schon klar). Das trifft einen, natürlich, denn man findet und ist irgendwie stolz drauf, obwohl ein Dad, noch immer voll bei den Leuten von heute zu sein, was Popkultur im Allgemeinen und das Musikschaffen im Besonderen betrifft.

Doch das eigentliche Problem, um ehrlich zu sein – von den zehn ausgewählten Stücken/Musikern der Liste finde ich sieben sehr gut und die restlichen drei wenigstens gut (sehr gut: Steely Dan, Tom Petty, Bruce Springsteen, The National, Pink Floyd, Led Zeppelin und Grateful Dead. Gut: The Band featuring Van Morrison, The Who sowie Wilco). Man könnte noch maulen, die Kritikerin habe die falschen Songs von den richtigen Künstlern ausgewählt – «Tenth Avenue Freeze-Out» ist kein Springsteen-Meisterwerk, dünkt es mich –, oder sonstige Nerd-Nuancen nachreichen (Van Morrison war besser ohne The Band respektive diese stärker mit Bob Dylan) et cetera.

Aber alles in allem muss ich zugeben: *Touché*, das hat gegessen. *Dad rock* deckt einen (rechten) Teil meines Musikgeschmacks ab. Da nützt es wenig, anzumerken, dass ich zum Beispiel auch viel elektronische sowie andere zeitgenössische Musik höre und erst vergangene Woche Sven Väth in Frankfurt getroffen habe (er wird sechzig im Oktober, ist auch ein Vater).

Darum nochmal retour zum Vatertag: Ich gratuliere allen Vätern nachträglich, aber nicht weniger herzlich zu ihrem Ehrentag. Söhne, Töchter, Ehefrauen, Freundinnen und so weiter weise ich schon hier und heute, mit reichlich Vorlauf somit, darauf hin, dass der Vatertag 2025 in der Schweiz am 1. Juni sein wird (39 Tage nach Ostern). Wer dem Dad was schenken möchte – eine passende Playliste, zusammengestellt von jemand Junges, ist eine feine Sache in meinen Ohren. Erst recht, wenn man sich als Alter ein wenig darüber aufregen darf.



UNTEN DURCH Im erlauchten Kreis

Linus Reichlin

Mein bester Freund ist immer noch Bruno, aber das könnte sich ändern. Denn kürzlich habe ich bei einem Klassentreffen Max wiedergesehen, den ich damals im Gymnasium nicht mochte, doch inzwischen ist er superreich. Weltweit hängt jeder zweite Nierenkranke an einem von Max verkauften Gerät. Max sagte an dem Klassentreffen: «Der menschliche Körper ist wie ein Ölfeld.» Damit meinte er, dass die Summe chronischer Krankheiten in den entwickelten Ländern einen bezifferbaren Wert darstellt für all jene, die in der Medizinaltechnik-Industrie tätig sind. «Diese Krankheiten sind mehr wert», sagte Max, «als die Erdölreserven Venezuelas.» Ich lernte, dass dies weltweit die grössten Erdölreserven sind – aber für Max ist das Pipifax, Trinkgeld! Den grossen *gold rush*, wie er es nannte, sieht er in der dramatischen Zunahme von Infarkten jeder Art, von Arthritis der Hüftgelenke, von Darmkrebskrankungen. Diese Krankheiten werden in den nächsten zwanzig Jahren ein All-

zeithoch erleben, sie werden durch die Decke schiessen, und die Umsätze der Medizinal-technik-Branche werden sich vervierfachen. Nicht dass diese Umsätze nicht jetzt schon sehr zufriedenstellend wären, nein, Max hat heute schon Schwierigkeiten, mit seinem Geld irgendetwas zu tun, das er nicht schon getan hat. Eine 140-Meter-Jacht mit eigenem Krematorium besitzt er zum Beispiel bereits. Ja, richtig gehört: Krematorium. Denn Max will sich eines Tages auf seiner Jacht privat kremieren lassen, und zwar vor der Insel Martinique, und die Asche soll von den Trauergästen im Champagner getrunken werden: «Jeder kriegt ein Gramm in den Schampus», sagte Max, «natürlich gesiebt, ohne Knochen.»

Ja, und jetzt reizt es mich eben, von Max in den erlauchten Kreis seiner zukünftigen Trauergäste aufgenommen zu werden. Ich bringe sogar Erfahrung mit, denn im Vergleich mit der Wespe, die ich mal in einem Champagnerglas getrunken habe, ist ein Gramm Asche Pipifax. Ausserdem wird es Dom Pérignon Vintage 2009 sein, Max hat bereits 200 Flaschen (à je Fr. 7500.–) in einem seiner Weinkeller eingelagert. «Aha», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm davon erzählte, «und jetzt kriechst du ihm also in den Arsch.» «Was soll ich in seinem Arsch?», sagte ich, «ich verkaufe ja keine Koloskopie-Geräte. Nein, ich will erst mal in seinen Privatjet.» Wobei, so privat ist der gar nicht. Max sagte: «Ich fliege doch nicht jeden Tag fünf Stunden lang rum, nur damit meine Crew ausgelastet ist!» Damit meinte er, dass nur semireiche Angeber heutzutage noch im eigenen Jet fliegen, die UHNWIs fliegen alle mit Jet-Sharing. Beim Wort «UHNWIs» lachte Max, denn er hat Humor, und ich lachte auch und schaute dann heimlich auf dem iPhone nach: Es ist die Abkürzung für «ultra-high-net-worth individuals». «Das ist eben der Unterschied zwischen

«Diese Krankheiten sind mehr wert», sagte Max, «als die Erdölreserven Venezuelas.»

Max», sagte ich zu Bruno, «und den zahllosen kleinen Millionärlis in unserem Land, die ihren Porsche selber betanken müssen: Max ist so irrsinnig reich, dass er keinen Privatjet mehr haben will.» «Aber eigene Störe müssen's dann

schon sein!», sagte Bruno. Das stimmt: Max hat fünfzig Störe im Iran, die nur für seinen privaten Kaviarbedarf gehegt und gepflegt werden, und es ist alles artgerecht, nachhaltig und CO2-arm. «Das Ärmste an ihm», sagte Bruno, «ist also sein CO2-Ausstoss.»

Bruno war verständlicherweise eifersüchtig – auch in Männerfreundschaften flackert hin und wieder so etwas wie Emotion auf. Falls es dazu kommt, übersieht man es am besten einfach und tut so, als müsse man dringend weg. «Ich muss jetzt dringend weg», sagte ich zu Bruno, und es stimmte sogar, denn ich war mit Max zum Essen verabredet – in einem McDonald's! «Es muss ja nicht immer Kaviar sein!», sagte Max und lachte so schallend, wie nur Milliardäre es sich leisten können.



SEX Wo es am meisten hapert

Dania Schifftan

Was sind Ihrer Erfahrung nach die grössten Missverständnisse in Beziehungen, wenn es um Sex geht?

B. K., Merenschwand

Ein häufiges Problem ist, dass wir Annahmen treffen. Und diese Annahmen entsprechen sehr, sehr oft nicht der Realität. Vor allem zu Beginn einer Beziehung stülpen wir dem anderen das über, was wir in unserem bisherigen Lebensrucksack an Erfahrungen über Sex gespeichert haben. Weil unser Ex-Partner Oralsex nicht mochte, denken wir dann: Er mag das sicher auch nicht! Weil wir in Filmen gesehen haben, wie Frauen hart und schnell penetriert werden, glauben viele Männer, Frauen würden diese Art von Sex mögen. Das alles sind Annahmen. In einer Beziehung, in der wir

eine lustvolle Sexualität leben wollen, dürfen wir diese Annahmen einem Realitäts-Check unterziehen. Wir dürfen herausfinden, was unser Partner oder unsere Partnerin wirklich mag. Das ist manchmal gar nicht so einfach. Denn vor allem Frauen sind in dem Glauben

Die Annahmen entsprechen häufig nicht der Realität.

aufgewachsen, dass sie nicht sagen dürfen, was ihnen gefällt und nicht gefällt. Oft haben sie sich mit ihrer eigenen Sexualität wenig auseinandergesetzt und wissen daher selbst nicht, was ihnen eigentlich gefällt. Still und heimlich warten sie darauf, dass ihr Partner die richtige Stelle, den richtigen Druck und das richtige Tempo ganz von allein findet. Hinzu kommt, dass viele Männer irritiert sind, wenn Frauen ihnen genaue Anweisungen geben.

In Wahrheit dürfen sich diese Männer glücklich schätzen! Denn sie dürfen lernen, ihrer Partnerin wirklich etwas Gutes zu tun und sie so zu erregen, dass der gemeinsame Sex ihr gefällt. Die grössten Missverständnisse entstehen, wenn die Kommunikation fehlt. Denn jeder und jede von uns erlebt Sexualität anders, und wenn ich wissen möchte, wie der Partner es erlebt, dann muss ich mit ihm darüber sprechen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch



Paradoxien

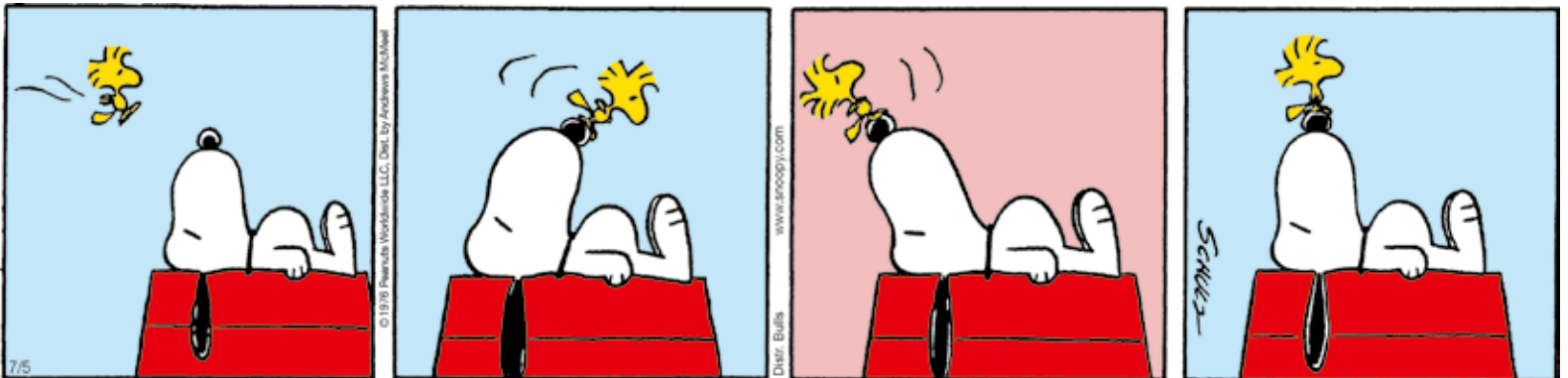
Mütter, Väter und sowieso Lehrkräfte kennen das Phänomen «Helikoptereltern»: ständig in Alarmbereitschaft, damit sich der Nachwuchs ja gesund ernährt, sich möglichst nicht verletzt, keinen Mikroaggressionen ausgesetzt ist. Er wird in die Schule gefahren, weil der Weg zu Fuss gefährlich ist. Die Überbehütung scheint mit den Smartphones allerdings ausser Kraft gesetzt. Die Nutzungsdauer beträgt pro Tag mehrere Stunden und nimmt zu. Durch die stundenlange virtuelle Interaktion wird ihnen die Erfahrung in der Realität vorenthalten. Bei den *digital immigrants*, also älteren Alterskohorten, mag die dramaturgische Eintönigkeit, anderen stundenlang beim Legobauen auf Youtube zuzusehen, Stirnrunzeln entlocken. Bei den *digital natives* ist der Kick real. Gamen ist populär, die Virtualität in der Virtualität, anderen per Stream beim Gamen zuzuschauen, ein Massenhype. Der Psychologe Jonathan Haidt nennt die Smartphones «Erfahrungsblocker». Es sind die realen Erfahrungen, die lebensstauglich machen, dazu gehört auch mal eine Schramme am Bein.



Virtualität in der Virtualität: Massenphänomen Gaming-Streams.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Bellini, Pasta, Soave

Das «Passalacqua» ist eines der besten Hotels der Welt. Gebaut hat die über 200-jährige Villa ein Schweizer.

Rund zwanzig Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, in Moltrasio am Comersee, befindet sich ein Gebäude, dessen Prominenz George Clooneys nahegelegene Villa Oleandra locker überstrahlt. Hier gingen schon Napoleon und Winston Churchill ein und aus, hier schrieb Opernpionier Vincenzo Bellini auch seine «Sonnambula». Es heisst, die Schallwellen der übenden Sopranistin Giuditta Pasta, welche die Villa Roda auf der anderen Seite des Sees besass, seien über das stille Gewässer hinweggeschwappt und hätten Bellini beim Komponieren beflügelt. Pasta, Bellini und Lago di Como – mehr Italianità geht kaum.

Vor ein paar Jahren kaufte die italienische Hotelfamilie De Santis, der auch das ebenfalls am Comersee liegende berühmte «Grand Hotel Tremezzo» gehört, die Villa Lucini Passalacqua und verwandelte sie in eine Luxusherberge. Mit Erfolg. Letztes Jahr kürte die World's Best Hotels Academy das Haus zum besten Hotel der Welt. Insgesamt bieten die De Santis 24 Zimmer an, je nach Saison kann man ein solches ab zirka tausend Franken buchen.

Dafür erhält man nicht bloss den höchsten Komfort, sondern auch Räumlichkeiten mit

einer hochinteressanten Geschichte. Es war Graf Andrea Lucini Passalacqua, der die Villa so ausbaute, wie sie heute steht. Er hatte sie 1787 der berühmten italienischen Adelsfamilie Odescalchi abgekauft. Sein Architekt hiess Carlo Felice Soave, ein Tessiner Baumeister der obersten Hubraumklasse. 1791 entwarf Soave eine neue Fassade für den Mailänder Dom, die zum Teil ausgeführt wurde, zwischen 1795 und 1803 bekleidete er das Amt des Domarchitekten. Für die Villa Passalacqua stand ihm der grosse Baukünstler Giocondo Albertolli zur Seite, der ebenfalls aus der Schweiz stammte.

Wieder in italienischer Hand

Im 20. Jahrhundert verkaufte die letzte Passalacqua-Erbin die Villa weiter. Zuletzt gehörte sie dem amerikanischen Banker James Cantwell, der sie 2018 versteigern liess; den Zuschlag erhielt die Familie De Santis. «Es ist das erste Mal, dass eine wichtige historische Villa den umgekehrten Weg nimmt und wieder zurück an die eigene Bevölkerung geht», sagte Valentina De Santis, die das Haus nun führt, letztes Jahr der NZZ. Sonst sind es jeweils ausländische Käufer, die nach den prächtigen Immobilien am Comersee greifen.



Auch Napoleon war schon hier: Villa Passalacqua am Comersee.



THIEL

Klimaforscher-Probleme

Klimaforscher: Die Temperaturen entwickeln sich problematisch.

Journalistin: Inwiefern?

Klimaforscher: Merken Sie nichts? Seit Anfang Jahr wird es immer wärmer.

Journalistin: Ist das nicht normal?

Klimaforscher: Keineswegs.

In der zweiten Jahreshälfte des letzten Jahres zum Beispiel wurde es immer kälter.

Journalistin: Was heisst das?

Klimaforscher: Das Klima ist ein Problem. In den Bergen beobachten wir seit Anfang Jahr eine beunruhigende Schneeschmelze.

Journalistin: Ist das nicht normal?

Klimaforscher: Normal? Bedenken Sie die Folgen! Die Flüsse schwellen an, die Seen treten über die Ufer, worauf mehr Wasser verdunstet, wodurch es zu mehr Niederschlägen kommt, was zu Überschwemmungen führt.

Journalistin: Die Seen haben ja Abflüsse.

Klimaforscher: Ja, aber dadurch fliesst zu viel Wasser ins Meer.

Journalistin: Sie befürchten, dass der Meeresspiegel steigt?

Klimaforscher: Vermutlich stärker, als wir befürchten. Durch die Niederschläge werden die Berge abgetragen und als Sand durch die Flüsse ins Meer gespült, worauf die Meere versanden. Und über die Wüsten haben wir noch gar nicht geredet. Denken Sie bloss an die vielen Sandstürme. Da fliegen Hunderttausende von Tonnen Sand durch die Luft. Und über das Problem mit den Wanderdünen haben wir auch noch nicht gesprochen.

Journalistin: Sie haben eine Haftstrafe wegen sexueller Belästigung von Studentinnen verbüsst. Können Sie etwas über das Klima in den Gefängnissen sagen?

Klimaforscher: Die Verbrecherquote in den Gefängnissen ist beunruhigend.

Andreas Thiel



Junger Helfer:
Leandro Schai serviert den Apéro.



Applaus in Heiden:
Georgine, Anne-Sophie und Andrin.



In der Riesbach-Zunft: Tele-Züri-Chef Oliver Steffen mit Sohn Tiago.



Familienfreuden: Das Trio Tüüfner Gruess, mit Kilian, Nino und Werner Nef.



Wann wird es mal wieder richtig Sommer?
Jura-CEO Emanuel Probst von der Hard-Zunft vor dem Böögg.

BEI DEN LEUTEN

Stimmungsvolles Volksfest

Schliesslich explodierte der berühmte Sechseläuten-Böögg doch noch – einfach im appenzellischen Heiden statt in Zürich.

André Häfliger

Die Verbrennung musste im April wegen starken Windes auf dem Zürcher Sechseläutenplatz verschoben werden. Letzten Samstag wurde sie im gut hundert Kilometer entfernten Heiden, Appenzell Ausserrhodens (Gastkanton am Sechseläuten 2024), nachgeholt. Gemeindepräsident **Robert Diethelm**: «Heiden ist etwa hundert Mal kleiner als Zürich – das passt also.» Zünftepräsident **Felix H. Boller**: «Heute muss es auf der Streuli-Wiese klappen!» Es klappte – aber für einmal ganz anders!

Bei Regen und mittelstarkem Wind begann der Böögg um 18 Uhr sofort zu brennen. Warum so schnell? «Weil wir genug Schnaps reingegossen haben», erklärte OK-Chef **Max Frischknecht**. Bis zum grossen Moment dauerte es über dreissig Minuten. Der Böögg-Kopf explodierte erst, als er brennend zu Boden fiel. Dauert es mehr als 25 Minuten, gibt es einen schlechten Sommer. «Jetzt ist der Kopf des Bööggs doch noch explodiert. So kann es nur noch besser kommen», sagte Jura-CEO **Emanuel Probst**, Mitglied der Hard-Zunft, in der auch Autounternehmer **Walter Frey**, früherer SVP-Nationalrat, mitmacht.

Beim offiziellen Empfang im Kursaal erntete Zürichs Regierungspräsidentin **Natalie Rickli** viel Applaus. «Es ist mir eine Freude und Ehre, die Grüsse unserer Regierung überbringen zu dürfen.» Ihr Fazit: «Der Böögg hat auf jeden Fall einen Knall!» Ausserrhodens Landammann **Yves Noël Balmer**: «Was für ein herrliches Fest!» Bei einem Budget von 140 000 Franken standen 350 Helferinnen und Helfer im Einsatz. Locker war die Stimmung rund um den Böögg: mit fröhlichen Gesichtern, vielen glücklichen Kindern und zahlreichen Marktständen. Sänger **Salvo**, Charlie and the East Side Five, verschiedene Formationen von Blasmusiken der Zünfte sowie das Familientrio Nef spielten auf. **Werner Nef**: «Hier aufzutreten, ist für uns eine grosse Freude und Ehre.» **Oliver Steffen**, TV-Chefredaktor CH Media, war mit seinem neunjährigen Sohn **Tiago** da. «Ein grandioses Volksfest – hier wurde alles richtig gemacht.» Programmchef **Peter Meiers** Fazit: «Ausser dem Wetter hat alles wunderbar geklappt. Wir dürfen stolz sein, so schnell vergessen wir diesen Anlass nicht. Bravo an alle!»



Fing sofort Flammen:
der Böögg in Heiden.



«Freude und Ehre»:
Zürichs Regierungspräsidentin Natalie Rickli, Weibel Patrick Hofmann.



Alles im Griff: OK-Chef Max Frischknecht,
Programmchef Peter Meier.



Moderierte den Empfang:
Schauspieler Max Langenegger.



Dynamisch: SP-Landammann Yves Noël
Balmer mit seinem Weibel Ivo Dörig.



Ausgelassen:
Anja Hörler, Ladina Hitz, Aline Siegenthaler, Céline Zeller, Silvia Oertle.



Historische Landjäger: Kantonspolizisten
Marc Schertenleib und Reto Schwarzentruher.

«33» für dreimal drei gute Freunde

Ristorante 33, Bleicherweg 33,
8002 Zürich, Tel. 044 281 33 33

Seit unseren Jugendjahren pflegen wir uns nach den Abonnementskonzerten mit einem vertrauten Kreis guter Freunde zum Nachtessen zu treffen. Nach der Wiedereröffnung der genialen Zürcher Tonhalle nach Abschluss der Totalsanierung des Kongresshauskomplexes besuchten wir das neue Restaurant auf der Terrasse gegen den See hin, wo man uns aber nach kurzer Zeit mitteilte, dass man nach den Konzerten keine Gäste zum Essen empfangen wolle. *Bad news* nach unseren vielen Steuergeldern, die hier investiert wurden!

Zum Glück haben wir bald an unerwartetem Ort einen besseren Ersatz gefunden: Im Erdgeschoss des «Hochhauses zur Palme» wurden wir fündig. Da befindet sich noch immer



im Erdgeschoss die geniale «Silberkugel» mit Maria Huber, die seit 1982 die Kasse bedient, ein Ort der Nostalgie, wo wir schon vor sechzig Jahren unser Silberbeefy verdrückten – was wir auch heute noch hie und da nicht lassen können. Nun, das ist aber nicht der Ort unserer Konzert-Dinner. Dort wären wir ohnehin etwas overdressed mit dunklem Anzug und Krawatte.

Aber an der gleichen Adresse, Bleicherweg 33, ist auch das «Ristorante 33» untergebracht.

In diesem Familienbetrieb wird man auch nach 22 Uhr noch liebenswürdig empfangen, und eine breitangelegte Karte umfasst sehr ansprechende – primär italienische – Gerichte: was das Herz und der Magen begehren! Vitello tonnato, Carpaccio di manzo, Insalata di gamberoni, Penne, Tagliatelle, Spaghetti alle vongole veraci, Costoletta oder Scaloppine di vitello, Branzino alla veneziana, einfach Fegato alla veneziana oder ein sehr gutgemachtes Wiener Schnitzel.

Da das Lokal über einen Pizzaofen verfügt, ist auch für einen kleineren Hunger gesorgt, und frische, knusprige Focaccia begleitet den ersten Schluck Rotwein.

Die Qualität des Essens ist immer sehr in Ordnung – und es ist wunderbar, auch zu später Stunde noch willkommen zu sein und verwöhnt zu werden, in der warmen Jahreszeit auch auf der grossen Terrasse.

WEIN / PETER RÜEDI

Fliegendes Schwergewicht

Pio Cesare: Barolo Pio DOCG 2020. 14,5 %.
Terravigna, Utzenstorf. Fr. 65.–.
www.terravigna.ch

«Leben wie Gott in Frankreich», hiess es einmal. Vor allem unter Franzosen selbst, die sich den Höchsten nicht anders vorstellen mochten als sich selbst: an einer reichen Tafel sitzend, mit dem Glas eines ihrer jenseitigen Weine in der Hand. Alle Nichtfranzosen wussten allerdings, dass Gott zumindest zuweilen Ferien macht, und zwar am liebsten im Piemont. In den Langhe, wo sein Blick zu den fernen Alpengipfeln schweift und wohlgefällig auf den Rebbergen davor ruht, wo die begnadete Nebbiolo wächst, aus der mit die grössten Weine der Welt entstehen, Barolo und Barbaresco. Zumal der Barolo, sagen die Einheimischen, sei der «Wein der Könige und der König der Weine».

Was, um die Verhältnisse etwas diesseitiger zu sehen, nicht immer so war. Der Aufstieg des Barolo zu Weltruhm war keineswegs gottgegeben, sondern das Werk höchst irdischer, erdverbundener



Winzer. Einer seiner Pioniere war Cesare Pio. 1881 gründete er in der Stadt Alba sein Unternehmen, mit Weitsicht die Chancen der Nebbiolo und der aussergewöhnlichen Lagen erahnend, die heute die Appellationen Barbaresco und Barolo ausmachen.

Das Unternehmen, seit 2021 in fünfter Generation von der jungen Federica Boffa Pio geführt, bewirtschaftet achtzig Hektar Weinberge an Toplagen in Serralunga, Monforte, La Morra und vielen mehr: ein Mosaik kostbarer Terroirs mit spezifischen Eigenschaften in einer Zone, in der, wie sonst nur noch an der burgundischen Côte-d'Or, jeder Quadratmeter Reb Gelände mit Gold aufgewogen wird. So gesehen, war der Erwerb der zehn Hektar des Rebbergs Mosconi in Monforte 2015 ein Meisterstück landwirt-

schaftlicher Diplomatie. Das Zentrum von Pio Cesare ist freilich noch immer die Kellerei aus dem 18. Jahrhundert, vier Stöcke tief mitten in der Altstadt von Alba gelegen.

Nicht nur, was die bebaute Fläche betrifft, hat sich Pio Cesare erweitert: auch mit der Produktion von Weinen anderer Sorten, zum Beispiel der eines Barbera, ja auch eines Chardonnay und neuerdings eines Timorasso aus den Colli tortonesi, des aufsteigenden Stars unter den Weissweinen des Piemonts. Auch produziert Pio Cesare Preziosen aus Einzellagen (ein Trend auch in den Langhe). Mittelpunkt bleiben selbstverständlich die Weine Barolo und Barbaresco in Cuvées aus verschiedenen Lagen respektive Terrains der Appellation: vom Önologen Paolo Fenocchio (seit 1981!) mit Umsicht zu einem Gesamtkunstwerk komponiert.

Der Barolo Pio 2020 ist der Musterfall eines gelungenen Barolo: Kirschen, Pflaumen, der typische Rosenduft des Nebbiolo; sehr würzig (Wacholder, Salbei). Subtile Holznoten. Sehr präsent, aber weiche Tannine. Grosser Resonanzraum. Sehr elegant, enorme Länge. Ein Schwergewicht. Aber eines, das fliegt.

Das EM-Modell

Der chinesische Hersteller BYD kommt mit Modellen wie dem Mittelklasse-SUV Atto 3 nach Europa.



Auf ihren Trainingsjacken tragen sowohl die Nationalmannschaft der Schweiz als auch jene Deutschlands ein VW-Logo. Volkswagen setzt auf die Breitenwirkung des Fussballs, auch wenn jedem Zuschauer klar sein muss, dass kaum ein gutverdienender Fussballspieler privat einen VW fährt. Das Sponsoring-Geschäft funktioniert nicht zwingend nach den Gesetzen einfacher Logik. Denn erstaunlicherweise gehört VW nicht zu den Sponsoren der Fussball-Europameisterschaft 2024 in Deutschland, nach vier Jahren als Partner der Uefa habe man sich im Rahmen von Kostensenkungsprogrammen gegen ein weiteres Engagement entschlossen, heisst es.

Die Lücke füllt jetzt das chinesische Pendant zu VW aus. BYD (Build Your Dreams) ist so etwas wie der Volkswagen aus China – als ich letztes Jahr Schanghai besuchte, war der dichte Verkehrsstrom auf den oft mit Blumenkästen geschmückten Hochstrassen zu gefühlt der Hälfte aus BYD-Modellen zusammengesetzt.

Ob es Sinn ergibt, als chinesische Automarke bei der Europameisterschaft aufzutreten, entzieht sich meiner Kenntnis, aber man kann annehmen, dass die Leute wissen, was sie tun. Das Kompakt-SUV Atto 3, das im sogenannten C-Segment angesiedelt ist, kostet 39 990 Euro und bietet in einer gefälligen Karosserieform State-of-the-Art-Technologie sowie ein wohnliches Interieur mit futuristischen Anleihen. So sind die kompakten Blade-Batterien aus Lithium-Eisenphosphat das Ergebnis langjähriger Forschung und Entwicklung, BYD beliefert mit den Stromspeichern auch den Konkurrenten Tesla. Bei den

Fahrassistenz-Systemen, der Sicherheit und anderen wichtigen Parametern ist das BYD-Modell in der Mittelklasse durchaus konkurrenzfähig. Gemäss eigenen Angaben entwickelt und produziert der Hersteller aus Shenzhen als einziger Anbieter sämtliche Komponenten seiner Autos selbst.

Damit dürfte auch in der hiesigen Betrachtung chinesischer Automobilhersteller eine neue Phase eingeleitet sein. Die Zeiten, als man sich mit nur notdürftig kaschierter Herablassung über Kopien westlicher Fahrzeugmodelle erheitert hat, sind vermutlich vorbei. Die Ingenieure des deutschen Automobilklubs ADAC attestieren dem BYD Atto 3 in einem Test «prima» Fahreigenschaften und viele clevere Details.

In der Schweiz hat die Emil-Frey-Gruppe den Import und Vertrieb von BYD übernommen, noch in diesem Sommer sollen die ersten Modelle in den Handel kommen. Möglicherweise wiederholt sich hier die Geschichte. 1967 hatte Patron Emil Frey angefangen, Modelle von Toyota zu verkaufen. Was bis in die achtziger Jahre als «Reisschüsseln» verunglimpft wurde, gehört heute fest zum Strassenbild. Wie volkstauglich BYD ist, dürfte in diesem Zusammenhang die nächste grosse Frage sein, die man wohl erst in einigen Jahren beantworten kann.

BYD Atto 3

Motor/Antrieb: Elektroantrieb, Vorderrad-Antrieb; Leistung: 204 PS / 150 kW; max. Drehmoment: 310 Nm; Hochvoltspeicher: 60,5 kWh (brutto); max. Ladeleistung (DC): 88 kW; Reichweite: 420 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 15,6 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,3 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Preis: noch nicht bekannt



OBJEKT DER WOCHE Avantgardistischer Anstrich

Casio Vintage AQ-230GA-9DMQYES.
Für Fr. 79.50 erhältlich

Casio ist eines von zahlreichen wirtschaftlichen Kunststückchen aus Japan. Das Unternehmen, zwischen 1946 und 1957 in Tokio gegründet, eroberte ab den siebziger Jahren mit seinen Digitaluhren den Weltmarkt. Dank ihrer Multifunktionalität war und ist die Casio-Uhr so etwas wie das Schweizer Sackmesser unter den Zeitmessern. Die «G-Shock» gilt als eine der meistverkauften Outdoor-Uhren. Aber auch in städtischen Revieren ist die japanische Marke ein Renner.

Derzeit sieht man das hier abgebildete goldene Vintage-Modell häufig an den Handgelenken von jüngeren und älteren Hipstern. Klar, die Uhr ist, wie das bei Casio üblich ist, für jedermann erschwinglich. Der Charme dieses Hybrids, er hat sowohl eine Digital- als auch eine Analoganzeige, liegt aber in seiner biederen Extravaganz.

Das klingt nach einem Widerspruch, doch definiert hier der Träger das Produkt. Trüge der freundliche mittelalterliche Aussendienstmitarbeiter eine solche Uhr, fiele sie nicht weiter auf. Am Arm eines Teenagers, männlich oder weiblich, in übergrossen Kleidern wirkt das aufgeräumte Design und das mattglänzende, irgendwie aber auch etwas verstaubte Gold deplatziert erwachsen und erhält dadurch aber einen avantgardistischen Anstrich.

Casio ist übrigens Weltmarktführer bei Taschenrechnern.

Benjamin Bögli

Marcel Dettling, SVP-Parteipräsident



Für den Politiker und Bauern ist es das Wichtigste, dass es der Frau und den Kindern gutgeht; er würde gerne mit dem SRG-Generaldirektor einen Kaffee trinken, und er findet, dass die *Weltwoche* das Leben lebenswert macht.

Weltwoche: Kaffee oder Tee?

Marcel Dettling: Kaffee Lutz.

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

Dettling: Leben und leben lassen.

Weltwoche: Was bedeutet das Wort «Gott» für Sie?

Dettling: Eine wichtige Richtschnur fürs Leben.

Weltwoche: Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

Dettling: Dass Kinder in armen Ländern unter prekären Bedingungen schuftehen müssen für unseren Luxus.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich jeden Tag?

Dettling: Dass Familie und Tiere gesund sind.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Dettling: Dass die Diskussionen um das dritte Geschlecht völliger Schwachsinn sind.

Weltwoche: Wovon träumen Sie?

Dettling: Ich bin nicht so der Träumer, mehr derjenige, der lebt.

Weltwoche: Gibt es ein Leben nach dem Tod?

Dettling: Ja, klar.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

Dettling: Die Familie.

Weltwoche: Was ist das Wichtigste im Leben eines Mannes?

Dettling: Dass es der Frau und den Kindern gutgeht.



«Leben und leben lassen»:
Parlamentarier Dettling, 43.

Weltwoche: Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee oder Kaffee am liebsten diskutieren? Worüber?

Dettling: Mit dem SRG-Generaldirektor würde ich gerne einmal besprechen, warum er das Fleisch zusammen mit dem Grill-Ueli aus «SRF bi de Lüt» verbannt hat. Das gebührenfinanzierte Staatsfernsehen sollte nicht einseitig ein Vegi-Fernsehen sein.

Weltwoche: Was bedeutet Liebe?

Dettling: Geborgenheit.

Weltwoche: Was inspiriert Sie am meisten?

Dettling: Unsere wunderbare Bergregion.

Weltwoche: Auf welche Ihrer Eigenschaften sind Sie besonders stolz?

Dettling: Ich kann gut mit Menschen umgehen.

Weltwoche: Welche mögen Sie nicht so besonders?

Dettling: Ich bin vielleicht manchmal nicht so geduldig.

Weltwoche: Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

Dettling: Die Grenze schützen und alle kriminellen Ausländer unverzüglich ausser Landes stellen.

Weltwoche: Womit kann man Sie auf die Palme bringen?

Dettling: Mit Unterstellungen.

Weltwoche: Und womit kann man Ihnen eine Freude bereiten?

Dettling: Wenn man mithilft. Ich bin ein absoluter Teamplayer.

Weltwoche: Wie gewinnt man Freunde?

Dettling: Indem man freundlich und aufrecht ist.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Dettling: Geh nicht zu oft an die Lobbyanlässe in Bern.

Weltwoche: Was würden Sie dem fünfzehnjährigen Marcel heute raten?

Dettling: Immer vorwärtsschauen.

Weltwoche: Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

Dettling: Die alten Eidgenossen. Die hatten Mut und Weitsicht. Und sie waren bereit, für die Freiheit zu kämpfen.

Weltwoche: Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

Dettling: Ja, es beruhigt. Aber nicht zu viel.

Weltwoche: Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

Dettling: Christoph Blocher.

Weltwoche: Was ist das Schönste an der Schweiz?

Dettling: Die Landschaft. Zum Glück noch fast gänzlich ohne diese Windräder.

Weltwoche: Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

Dettling: Die Zuwanderung begrenzen und unsere Bevölkerung vor kriminellen Asylanten schützen.

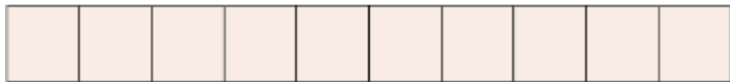
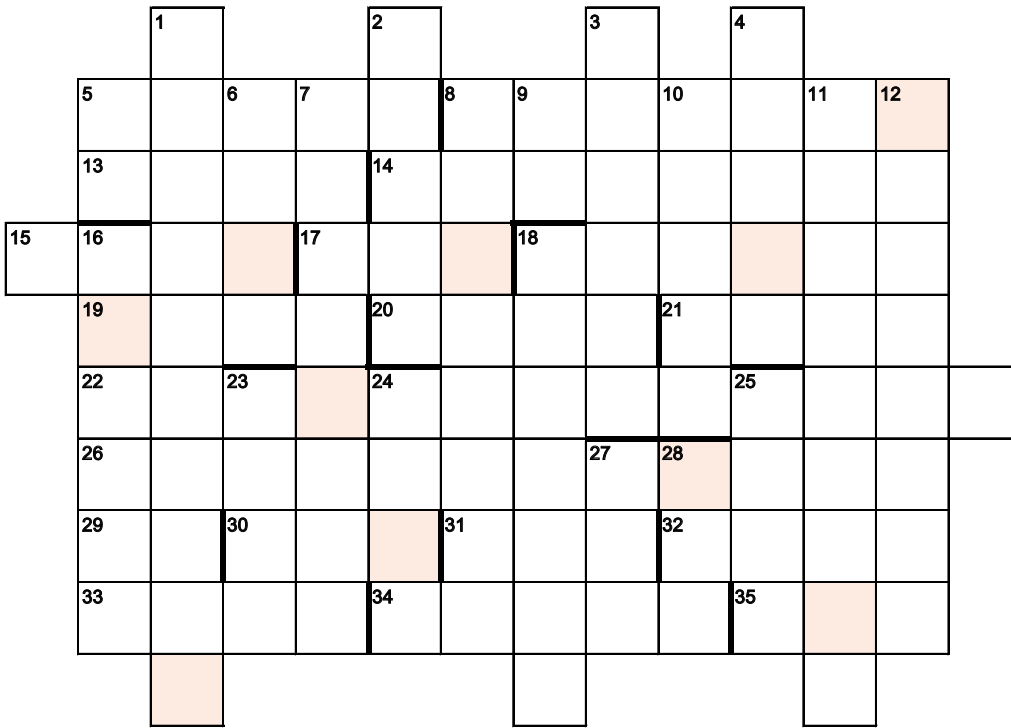
Weltwoche: Was macht das Leben lebenswert?

Dettling: Die *Weltwoche*. (Lacht)

SIROCCO Bio Espresso



Aromatische Bio-Kaffeemischung – 100 % Arabica. Eine edle, aromatische Mischung bester Bio-Qualitäten aus Brasilien, Zentralamerika und Äthiopien. Ein Genuss als süsslicher Espresso mit blumiger Note.



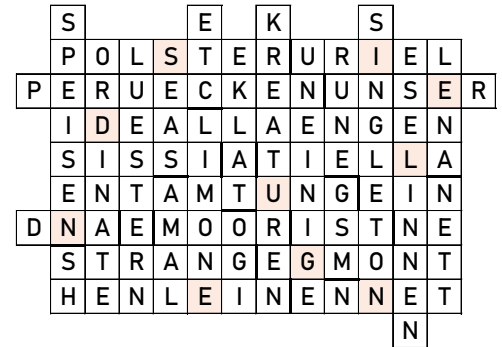
Lösungswort — Hartholzwachse aus angekeimtem Getreide?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 ist bei manchen Autofahrern notorisch zu hoch und bei manchen Arbeitnehmern – aus Chef-Sicht – notorisch zu niedrig 8 Meeressäugerverdauungstrakt? 13 grinsen ziemlich bissig 14 liegt in Österreich und fordert dazu auf, ein Schweizer Newsportal zu mögen 15 steht auf Landkarten neben dem Mongibello 17 dieser Fluss wirkt auf Fremdsprachkundige ungesund 18 Gastroundernehmer, der auch als Malergehilfe durchgehen könnte 19 elektronisch erzeugtes Geräusch? 20 auch Breslau und Stettin verbindendes Bindewort 21 dank ihm kommen z. B. kanadische Lachse einfacher über den Atlantik 22 lassen sich zur Ofensitzreihe umstellen 26 L-förmige Sehorgane aus dem Schlaf reißen? 29 nicht ebenerdig gelegener BGG-Vorgänger 30 Paarhufer in Drehrichtung 31 fremdes 24 senkrecht 32 Flussbewohner oder Schweizer Fluss für Chinesen 33 prä-LED-zeitlicher Röhreninhalt 34 Alkohol in Onlinerollenspielen 35 ist japanisch und kommt beim Cosplayen zuletzt

Senkrecht — 1 einen englischen Komiker durch die Gegend schleppen? 2 südländisches Chicken 3 auch wer so heisst, ... manchmal gerne ausgelassen herum 4 Schnabelkerf im Dienst der Spionage 5 wäre mit englischem Esser dramentauglich 6 leben in China und tönen nach Stubentiger-Äusserung 7 mittelalterliche Verhörtechnik 8 wer in Oberwil den Teich beobachtet, kann sie da in doppelter Hinsicht sehen 9 relativ bekannter 3 senkrecht in «initialisierter» Form 10 wenn dies bricht, ist das zwar kein Beinbruch, aber vielleicht trotzdem eine Katastrophe 11 Knacknuss-Keimzelle 12 32-waagrecht-förmige 13-waagrecht-Nachbarn 16 'ne Loft, kochgeschirrtauglich umgebaut 18 zweitrangige Zierde 23 etwa 170 35 waagrecht wert 24 Informatikers 0001010 25 in Ordnung, aber nicht für Fremdwortgegner 27 deutscher Rapper, auch in Finnland zu finden 28 diese Energiemenge reicht nicht ganz für ein internationales Telefongespräch

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 873



Waagrecht — 5 POLSTER (Pol-Ster) 10 URIEL (Uri-EL) 14 PERUECKEN (Pe-Rücken) 15 ImmUNSERen 16 IDEA[LLA]NGEN 18 SISSI 19 (S)TIELLAuch 20 ENTAMTUNG 23 EIN 25 DNA 26 MOOR (Mohr) 28 eine FrIST 29 NE (frz. f. geboren) 30 STRANG (St.-Rang) 31 EGMONT (EG-Mont) 32 Peter HENLEIN (Nürnberger Uhrmacher) 33 ENNET

Senkrecht — 1 SPEISEN (SP-Eisen) 2 ETC 3 KREATUREN 4 SINGLETON (Single-Ton) 6 OR[DIN]ATE 7 LUESTERN (Lü-Stern) 8 SEAS (engl. f. Meere) 9 EKLAT 10 UNEINIGE 11 RUNE 12 ESELINNEN 13 LENA Meyer-Landrut (Lehrstellennachweis) 17 LIMONE 21 AMAL (liban. Partei; «Fucking Åmål») 22 GebirGSMassiven 24 KabiNETT 27 Adolf OGI 30 SHit

Lösungswort — **SIEDLUNGEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

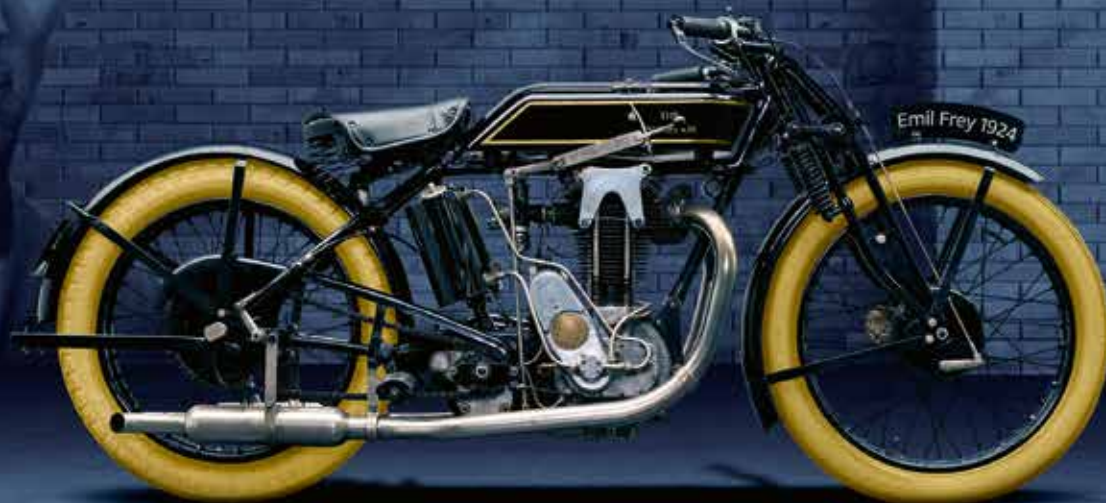


Seit 100 Jahren
Fachmann für Ihre Mobilität

100 Jahre *Emil Frey*

Wir jublieren. Sie profitieren.

1



100 Gewinne jeden Monat, 9 Monate lang: Herzlich willkommen beim grossen Emil Frey Jubiläums-Gewinnspiel! Beantworten Sie online unsere Wettbewerbsfragen und gewinnen Sie mit etwas Glück 1 von 100 Gutscheinen von Emil Frey. Gleich QR-Code scannen, mitmachen und gewinnen. Oder auf emilfrey.ch/100

**Grosse Jahresverlosung im Oktober:
1 von 12 Traumwagen 12 Monate gratis* fahren**



*inklusive Emil Frey protect Vollkaskoversicherung, exklusive Treibstoffkosten